

HISTORISCHER VEREIN LUDWIGSBURG

Ludwigsburger Geschichtsblätter

XVI

Mit 44 Abbildungen

1964

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

ZA 4772, 16.1964



Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins Ludwigsburg (Stadt und Kreis)
von Heinrich Gaese

Alle Rechte beim Historischen Verein Ludwigsburg

Gesamtherstellung Eichhorn-Druckerei und Verlag Kallenberg GmbH, Ludwigsburg

L

Vorwort

Wenn der Historische Verein Ludwigsburg, Stadt und Kreis, bereits nach einem guten Jahr wiederum eine neue Nummer der „Ludwigsburger Geschichtsblätter“ vorlegen kann, so ist das nur möglich geworden dank der tatkräftigen Unterstützung von Stadt und Kreis. Beiden sei dafür herzlich gedankt!

Darüber hinaus aber ist es ein schönes Zeichen für ein waches Geschichtsbewußtsein und für ein reges geistiges Interesse, daß ein immer wachsender Kreis von Mitarbeitern eine immer größere Fülle von Forschungsergebnissen anbietet, so daß für die Zukunft dieser Zeitschrift in dieser Hinsicht keine Sorge besteht. Das ist um so erfreulicher, als ja die Verbundenheit mit dem heimatlichen Raum und seiner Geschichte der einzige Antrieb zur Mitarbeit ist. In diesem Sinne sei allen, die an diesem Hefte mitgewirkt haben, aufrichtig gedankt!

Der besondere Dank des Vereins aber gilt unserem Ehrenvorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Paret, der in unermüdlicher Schaffenskraft und in bewährter Treue trotz seines hohen Alters – wird er doch in diesem Sommer 75 Jahre alt – dem Herausgeber mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist. Ihn grüßen wir in aufrichtiger Verehrung!

Heinrich Gaese

Inhalt

Vorwort	6
Die obrigkeitlichen Verhältnisse auf Alt-Ludwigsburger Markung. Mit sieben Abbildungen. Von Wolfgang Bollacher	7
Nachreformatorische Gemälde in den Kirchen des Kreises Ludwigsburg. Mit sieben Abbildungen und zwei Grundrißzeichnungen. Von Markus Otto	30
Auf den Spuren des Bildhauers Jacob Müller. Mit sechs Abbildungen. Von Elisabeth Zipperlen	57
Der Pfahlhof beim Wunnenstein. Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Mit drei Abbildungen. Von Otto Conrad	68
Ein Bezauberer von Bietigheim. Mit einer Abbildung. Von Oscar Paret	91
Auswanderung aus Asperg im 18. und 19. Jahrhundert. Mit zwei Abbildungen. Von Theodor Bolay	98
Justinus Kerner als Ludwigsburger im politischen Geschehen der Jahre 1817 bis 1848. Von Walter Hagen	127
Eduard Mörikes Jugendland. Mit vier Abbildungen. Von Heinrich Gaese	135
Zwei Ludwigsburger Stadtpläne aus den Jahren 1782 und 1805–1820. Mit zwei Abbildungen. Von Ilse Manke	157
Ein unbekannter Brief von David Friedrich Strauß aus dem Jahre 1838. Von Walter Hagen	163
Neue vorgeschichtliche Funde im Kreis Ludwigsburg. Mit drei Abbildungen. Von Oscar Paret	166
Denkmalpflegerische Arbeiten im Kreis Ludwigsburg. Kurze Geschichte der Asperger Michaelskirche. Mit vier Abbildungen. Von Theodor Bolay	179
Die Innenerneuerung der Johanniskirche in Erdmannhausen. Mit zwei Abbildungen. Von Robert Simen	184
Restaurierungs- und Instandsetzungsarbeiten im Schloß Ludwigsburg von der Nachkriegszeit bis heute. Mit drei Abbildungen. Von Paul Krüger	187
Hinweis auf neue Bücher. Besprochen von Heinrich Gaese	197
Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg in „Hie gut Württemberg“, Beilage der Ludwigsburger Kreiszeitung, Jahrgang 13, 1962, 57 bis Jahrgang 15, 1964. Zusammengestellt von Oscar Paret	199

Die obrigkeitlichen Verhältnisse auf Alt-Ludwigsburger Markung

Von Wolfgang Bollacher

Mit sieben Abbildungen

Die Geschichte der Alt-Ludwigsburger Markung ist von 1200 an bis zur Gründung der Stadt im Jahre 1704 eine Geschichte des Klosters Bebenhausen und seines Territoriums.

Bebenhausen hatte um 1200 damit begonnen, das auf Alt-Ludwigsburger Markung gelegene Kirchdorf Geisnang aufzukaufen. Es legte die Häuser der Bauern nieder, siedelte diese im Zuge der Ostkolonisation in die Gebiete jenseits der Elbe aus und errichtete an Stelle des „gewüsteten“ Dorfes eine große landwirtschaftliche Hofanlage, eine sogenannte Grangie.

Die Grangie Geisnang wurde von Laienbrüdern unter einem Vorsteher, dem magister grangiae, im Eigenbetrieb bewirtschaftet. Das Land wurde planmäßig bestellt, Odland umgebrochen, Weinberge angelegt und Fischteiche ausgehoben.

Wie überall in den Zisterzienserklöstern waren auch die in Geisnang kasernierten Laienbrüder reine Arbeitermönche. Sie wollten dem Kloster keusch, gehorsam und arm gegen himmlischen Lohn dienen. Mit dieser Erkenntnis sind auch bereits die neuralgischen Punkte des Laienbrüderwesens und der Grangienwirtschaft aufgezeigt. Mit dem Augenblick, in dem die Idee unentgeltlicher Dienstleistungen unter dem Mönchsgelübde an Zugkraft verlor, sank auch die Zahl der Laienbrüder. Das hatte zur Folge, daß die Grangien vom Ruin bedroht waren. Es war also der Arbeitermangel, der schließlich der Eigenwirtschaft ein unfreiwilliges Ende setzte und die Klosterleitungen zur Verpachtung der Grangien zwang.

Geisnang, die größte Grangie des Klosters Bebenhausen, blieb von diesem Schicksal nicht verschont und mußte etwa um 1420 unter Abt Heinrich von Hailfingen an Bauern ausgedungen werden. Anstatt aber die Geisnanger Wirtschaftsgebäude lediglich zu erweitern, teilte die Klosterverwaltung die Feldmark zunächst in zwei, später in drei Zelgen ein und wies jede der neu gewonnenen, in sich geschlossenen Ländereien einem besonderen Hofe zu.

So entstand neben dem alten Grangienhof, der nach einem seiner Pächter schon bald Fuchshof genannt wurde, um 1425 der Erlachhof an

Stelle des heutigen Schlosses und um 1475 der S c h a f h o f an der Stelle, die heute etwa von Uhland-, Garten- und Wilhelmstraße umschlossen wird.

Mit der Aufteilung des Klosterlandes in Hofstücke, dem Bau weiterer zwei Hofanlagen und der Verpachtung aller Höfe ist die Zeit der Eigenwirtschaft, die Entwicklung der Grangie Geisnang und damit der erste große Abschnitt der Bebenhäuser Herrschaft auf Alt-Ludwigsburger Markung vorüber¹. Der zweite und zugleich letzte Abschnitt der Bebenhäuser Herrschaft über die Alt-Ludwigsburger Markung ist gekennzeichnet von der üblichen spätmittelalterlichen P a c h t - u n d L e h e n s w i r t s c h a f t .

Unter den drei Höfen war der E r l a c h h o f der größte und bedeutendste. Er war mit Mauern und einem Turm versehen und der Sammelpunkt aller Bebenhäuser Besitzungen nördlich von Stuttgart, Spitze eines klösterlichen Verwaltungsbezirks. Die Klosterpflege „Erlachhofen“ sank erst um 1500 mit dem Verkauf der Bebenhäuser Klostergüter im Zabergäu zu einer Unterpflege herab. Der Erlachhof war nun nicht mehr direkt dem Kloster, sondern der Bebenhäuser Pflege in S t u t t g a r t unterstellt².

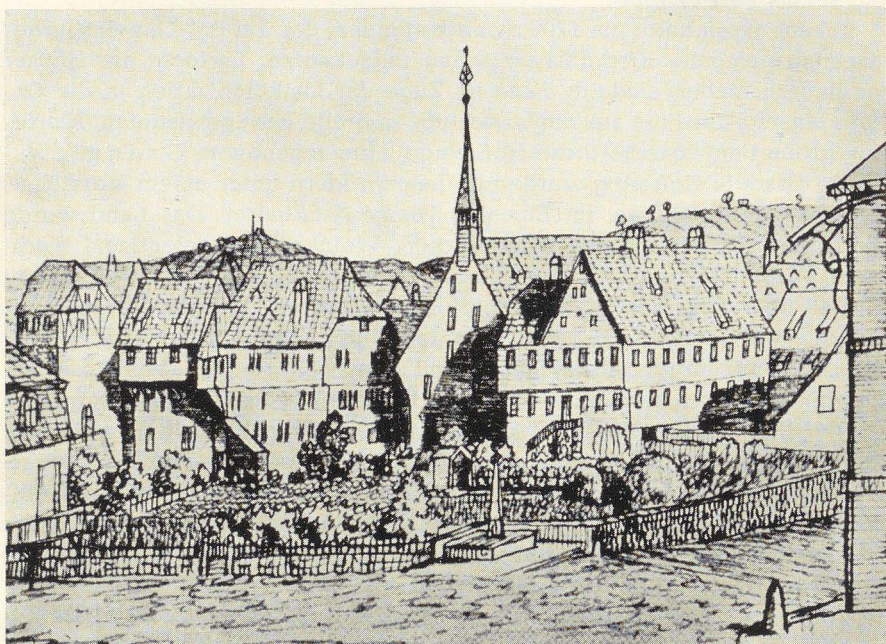


Bild 1

Der Bebenhäuser Hof in Stuttgart (1498–1800), dem Fuchs-, Schaf- und Erlachhof unterstellt waren.

Während der Pfleger bis 1500 stets ein Mönch oder Laienbruder gewesen war, wurde das Amt des Klosterpflegers nunmehr durch einen Laien versehen, der den Titel B a u m e i s t e r trug. Ihm oblag im wesentlichen die Beaufsichtigung der Pächter und des Klosterlandes.

Alle Höfe bestanden so lange, bis sie im 18. Jahrhundert der Schloßanlage und der sich dehnenden Stadt zum Opfer fielen. Wenn auch die Geschichte der drei Höfe nicht im eigentlichen Sinne bedeutungsvoll ist, so entbehrt sie doch nicht dramatischer Höhepunkte. In den Urkunden und Archivalien spiegelt sich die bewegte württembergische, ja europäische Geschichte: die Hussitenkriege, die Reformation, der Dreißigjährige Krieg, die Raubkriege Ludwigs XIV. Mehr als einmal spülten die Wellen der Unruhen in Land und Reich an die Mauern der Bebenhäuser Meierhöfe.

So wurde zum Beispiel der Erlachhof im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten dreimal zerstört. Im Jahre 1519 wurde der Hof durch Söldner Franz von Sickingens, der auf seiten des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich kämpfte, anlässlich der Belagerung des Aspergs – daran erinnert die bekannte Federzeichnung Dürers – ohne zwingenden Grund niedergebrannt³. 1634 wurde der Erlachhof in Schutt und Asche gelegt, die Meier vertrieben. Damals hatten die Kaiserlichen nach ihrem Sieg über die Protestanten bei Nördlingen unseren Raum überschwemmt und auch Beilstein, Marbach und Backnang verheert⁴. Schließlich wurde der Hof 1693 nochmals von marodierenden französischen Truppen des Sonnenkönigs in Brand gesteckt und zum größten Teil ein Raub der Flammen. Die Felder der Höfe wurden gräßlich verwüstet, auf dem Schafhof starben mehrere Personen Hungers⁵.

Das Verfassungsrecht der Markung

Die Alt-Ludwigsburger Markung war Klostergebiet und teilte als solche das staats- und verfassungsrechtliche Schicksal Bebenhausens.

Bebenhausen nahm auf Grund seiner Zugehörigkeit zum Zisterzienserorden eine staatsrechtliche Sonderstellung ein. Die Zisterzienser nämlich verwirklichten die „totale Klausur“ und lehnten, unterstützt von den Päpsten, die herkömmliche Vogtei über sich und ihre Klosterterritorien ab. Das war ein revolutionärer Gedanke.

Die Vogtei über die Klöster war beinahe so alt wie die Klöster selbst. Der Klostervogt war ursprünglich ein Verbindungsmann zwischen Mönchskolonie und Welt und hatte für den Schutz der gegen jegliche Gewalt sehr anfälligen Klöster zu sorgen. Schon bald erhielt der Vogt, gewissermaßen als Ausgleich für seine Schutzleistung, Gerichts- und vor allem Steuerrecht⁶. Die Klostervogtei, anfänglich eine sehr brauchbare, das Mönchswesen fördernde Einrichtung, trug von da an den Keim einer drückenden Last in sich. Die Vögte ließen sich ihren Schutz immer reichlicher entgelten, warfen sich zu Herrschern über die Abteien auf und begannen, diese auszubeuten. So war die Lage, als der Zisterzienserorden um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert gegründet wurde.

Es ist begreiflich, daß die Zisterzienser die bis dahin geläufige Vogtei – man sprach damals von advocatia – über sich und ihre Ländereien nicht

wünschten und abschüttelten. Wenn sie dies aber taten, so mußten sie an Stelle der Vogtei etwas anderes setzen. Fiel diese weg, so hatten die Zisterzienser ja nicht nur den Vorteil erlangt, keine weltliche Steuer- und Gerichtsherrschaft dulden zu müssen, sie hatten dann auch jeglichen Schutz verloren und konnten vor keinem Gericht mehr ihre Rechte geltend machen.

Da die Zisterzienserklöster irgendeiner Gerichtsbarkeit unterworfen sein mußten, insbesondere eines Schutzes bedurften, mußte der Orden versuchen, ein neues Verhältnis zur Obrigkeit zu bekommen. Die Zisterzienser verstanden es, die herkömmliche Vogtei nach einer Seite hin durch das Institut der sogenannten *Schirmherrschaft* oder „defensio“ zu ersetzen. Schon vor dem Investiturstreit trifft man diese vereinzelt in Frankreich an⁷. Sie umfaßte nur einen Teil der üblichen Vogtei, die Tutel oder Schutzherrschaft, nicht aber die Steuer- und Gerichtshoheit. Die *Defensio* war also nur ein Torso der bis dahin bekannten Vogtei.

Die Zisterzienser entlehnten diese staatsrechtliche Einrichtung des alten Frankreich und bauten sie in ihr Ordensprogramm ein. Es gelang den Ordensklöstern auch stets, einen benachbarten Ritter oder Grafen zur Übernahme der entgeltlosen Schirmherrschaft zu bewegen. Es kam geradezu in Schwang, daß jeder Gründer einer Zisterze auch die Schirmherrschaft über sein Kloster übernahm. Die Klöster genossen damit den Schutz, dessen sie als unbewehrte Kolonien so dringend bedurften.

Gleichzeitig mit der Ausbildung der Schirmherrschaft wurden die deutschen Zisterzienserklöster in nächste Beziehung zur obersten Reichsgewalt gebracht. Sie wurden dem Schutz und der Oberschirmherrschaft des Kaisers und seiner Beamten unterstellt und damit reichsunmittelbar. Man redet hier von der sogenannten jüngeren Reichsunmittelbarkeit⁸.

Es waren dabei wohl weniger die Zisterzienserklöster als vielmehr die *staufischen Herrscher*, die diese Reichsunmittelbarkeit erstrebten⁹. Sie verfolgten insoweit das durchsichtige Ziel, in den großen Abteien Stützen kaiserlicher Macht und Politik zu bekommen. So betonten namentlich Friedrich II. und Konrad IV., daß die Zisterzienser *nur* den römischen Kaiser zum Vogt hätten.

Der vollständigen Verwirklichung dieser im Reichsinteresse liegenden These wurde jedoch durch die mehr und mehr aufkommenden Landeshoheiten und durch das Erstarken der Territorialherren ein Ende gesetzt¹⁰.

Die deutschen Zisterzen standen damit also unter einem doppelten Schirm: dem des Kaisers als Oberschirmherrn und regelmäßig dem ihres Gründers als Unterschirmherrn. Diese Rechtstellung nahm auch die Abtei *Bebenhausen* ein.

In mehreren päpstlichen Bullen wurde dem Kloster das Privileg der Vogteifreiheit gewährt. Der Gründer des Klosters, Pfalzgraf Rudolf I. von Tübingen, nahm das Kloster und sein Gebiet bereits 1191 in seinen Schirm und befreite es von allen Lasten und Abgaben¹¹. Diesen Rechtsakt bestätigte Kaiser Heinrich VI. 1193¹², woraus hervorgeht, daß der Kaiser die Oberschirmherr-

schaft über Bebenhausen in Anspruch nahm. Bebenhausen, im Einflußgebiet der Staufer gelegen, war also von allem Anfang an reichsunmittelbar¹³.



Bild 2

Siegel des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen,
des Stifters und Schirmers von Bebenhausen
aus dem Jahre 1188. Aufschrift:

RUODOLFVS DEI GRA(TIA) PALATINVS DE TUBINGEN.

An sich bedürfte es keiner besonderen Zeugnisse, um diese verfassungsrechtliche Stellung auch für die Alt-Ludwigsburger Markung als einen Teil des Klostergebiets für erwiesen anzunehmen. Doch erhielt auch die Alt-Ludwigsburger Markung besondere Freibriefe. 1244 wurde die im Aufbau begriffene Grangie Geisnang von den Pfalzgrafen nochmals ausdrücklich in Schutz und Schirm genommen und zum abgabefreien Immunitätsgebiet erklärt¹⁴. Auch die Kaiser nahmen das Gebiet oder Teile hiervon in ihren Oberschirm. So sind Schirmbriefe Kaiser Ludwigs aus dem Jahre 1330 und Kaiser Karls IV. aus dem Jahre 1348 für die Mühle unterhalb Hartenecks vorhanden, die zur Grangie Geisnang im weiteren Sinn gehörte¹⁵.

Darüber hinaus unterstellte König Sigismund noch 1431 den neu erstellten Erlachhof und damit das ganze Gebiet der ehemaligen Grangie seinem Schutz¹⁶. In der betreffenden Urkunde heißt es:

„ . . . wir haben daromb mit wohlbedachtem und guetem rat unser fürsten und Rate und rechter wissen, die obgen Abbte und Convent mit allen Iren luten und guten die Sy biss uff diesen tage ynne und

herbracht haben mit samt . . . dem newen Hoff zu Gisnang mit allen seinen rechten, nutzen, guten und allen zugehörungen in unser und des heiligen Reich küniglichen Schirm genommen . . . craft dieses brifs und Römischer küniglicher machvollkommenheit.“

Die Unterschirmherrschaft der Pfalzgrafen über Bebenhausen und sein Gebiet kam jedoch schon 1343 an Ulrich von Württemberg¹⁷. Von nun an wandelte sich ihr Charakter mehr und mehr zu dem einer umfassenden Ob- rigkeit¹⁸. Die alte Vogtei mit ihren Abgabeverpflichtungen lebte wieder auf. Auch die Reichsunmittelbarkeit wurde von der sich ausbildenden L a n d e s - h e r r s c h a f t W ü r t t e m b e r g schrittweise verdrängt und – wenn sie auch formell bis etwa 1550 noch fortbestand – ausgehöhlt. Im beginnenden 15. Jahrhundert wurde Bebenhausen den württembergischen Grafen land- sässig; aus dem Reichs- war ein L a n d e s k l o s t e r geworden.

Die Alt-Ludwigsburger Markung stand also während der ersten Herr- schaftperiode des Klosters Bebenhausen bis etwa 1400 unter dem Ober- schirm des deutschen Kaisers und dem Unterschirm zunächst der Pfalzgrafen von Tübingen, dann der Grafen von Württemberg.

Von 1400, also etwa vom Beginn der Pachtwirtschaft an, stand die Mar- kung fest in der Gewalt der mächtig gewordenen württembergischen Herren. Der Kaiser hatte, jedenfalls praktisch gesehen, nichts mehr zu bestimmen.

Nach der R e f o r m a t i o n kamen das Kloster Bebenhausen und sein Gebiet, also auch Fuchs-, Schaf- und Erlachhof, zum württembergischen K i r - c h e n g u t , einem von Herzog Christoph gegründeten S t i f f u n g s v e r - m ö g e n . Mit der Einbeziehung des Klosters und seines Gebiets in das Kirchengut erlosch die selbständige Herrschaft Bebenhausen. Es wurde allerdings auch weiterhin vom Kloster und den Bebenhäuser Besitzungen ge- sprochen. An die Stelle der Klosterleitung war aber der h e r z o g l i c h e K i r c h e n r a t , eine geistliche Verwaltung, häufig auch V i s i t a t i o n genannt, getreten.

Gerichtsherrliche Rechte

a. Zur Zeit der Eigenwirtschaft

Bei der herkömmlichen, von den Zisterziensern abgelehnten Vogtei war der Vogt auch Gerichtsherr. Da die Zisterzienser mit einer ordensfremden Gerichtsbarkeit möglichst nichts zu tun haben und eigenständig sein wollten, trachteten sie danach, etwaige Streitigkeiten mit Weltleuten vor eigenen Schiedsinstanzen und Gerichten austragen zu können. Es gelang ihnen, die Unterstützung der Päpste auch in gerichtsverfassungsrechtlicher Hinsicht zu bekommen und n e u a r t i g e P r i v i l e g i e n zu erlangen¹⁹.

Für Bebenhausen enthielt die Bulle Gregors IX. von 1229 bedeutsame Vergünstigungen. Eine der wichtigsten sah vor, daß sich Bebenhausen k e i -

dem weltlichen Gerichtszwang beugen mußte. Niemand also konnte das Kloster gegen seinen Willen vor ein weltliches Gericht laden und dort verklagen. Prozesse mit dem Kloster über bürgerlich-, insbesondere liegenschaftsrechtliche Fragen konnten nur vor einem geistlichen Gericht geführt werden, es sei denn, daß das Kloster mit der Anrufung eines weltlichen Gerichts ausdrücklich einverstanden war.

Bei der exemten Stellung gegenüber dem Konstanzer Diözesanbischof ergab sich für Bebenhausen als geistlicher Gerichtsstand der päpstliche Stuhl. So wurde zum Beispiel im 14. Jahrhundert wegen der Inkorporation der Bondorfer Kirche zwischen dem dortigen Priester und Bebenhausen ein Prozeß geführt, den das Kloster schließlich in Avignon verlor²⁰.

Weiterhin kamen als geistliche Gerichte der Stuhl des Suffraganbischofs von Mainz²¹ und das Generalkapitel des Zisterzienserordens in Betracht²².

In Fällen, in denen das Kloster beklagte Partei war, konnte es sich also jederzeit darauf berufen, daß der weltliche Gerichtsstand ausgeschlossen und nur derjenige vor den geistlichen Gerichten gegeben sei.

Das Kloster war gleichwohl oftmals damit einverstanden, daß ein weltliches Gericht entschied. Es wandte sich trotz der Privilegien auch selbst häufig an das Tübinger Stadtgericht. So kam es zum Beispiel 1441 zwischen dem Fuchshofpächter Konrad Mutschler genannt Knäblin und dem Kloster zu einem Prozeß vor dem Gericht in Tübingen²³.

In kleineren Streitigkeiten, in denen das Kloster klagende oder beklagte Partei war, konnte der Abt auch selbst entscheiden. Das Kloster durfte sich nämlich kraft päpstlichen Freibriefs des Zeugnisses der Mönche und Laienbrüder bedienen. Dieses Vorrecht ermöglichte es Bebenhausen nicht nur, als Zeuge in eigener Sache aufzutreten und damit seine Beweis- und Prozeßlage zu verbessern, sondern es führte auch dazu, daß bei kleineren Rechtshändeln mit Außenstehenden kein reguläres Gericht, weder ein weltliches noch ein geistliches, angerufen zu werden brauchte²⁴. Der Abt leitete eine Inquisition, vernahm zunächst die Mönche, befragte möglicherweise auch nicht zur Klostergemeinschaft gehörende Zeugen und erledigte die strittige Angelegenheit durch Vergleich oder Schiedsspruch.

Auf diese Weise wurde wohl auch der Streit des Jahres 1243 zwischen dem Kloster und den Gebrüdern Lichtenstein wegen eines ausgedehnten Grundbesitzes in Geisnang geschlichtet²⁵. Voraussetzung für ein solches Verfahren war natürlich, daß die dem Kloster gegenüberstehende Partei erklärte, sich dem zu erwartenden Schiedsspruch des Abtes zu unterwerfen. War dies nicht der Fall, so mußte der Prozeß vor einem geistlichen Gericht geführt werden.

Auch in Strafsachen, also in Fällen, in denen sich ein Mönch oder Laienbruder strafbar gemacht, oder in denen sich jemand innerhalb des umfriedeten Klosterbezirks, wozu die Grangien gehörten, vergangen hatte, durfte kein weltliches Gericht entscheiden.

In allen diesen Fällen richtete der Abt kraft seiner hausväterlichen Strafgewalt²⁶, wobei in heikleren Fällen eine Art geistliches Gericht unter Mitwirkung mehrerer Mönche stattgefunden haben dürfte. Der Abt konnte selbst todeswürdige Verbrechen wie Diebstahl, Unzucht und Totschlag aburteilen²⁷. Es besteht eine Verwandtschaft mit der umfassenden Strafgewalt des pater familias, der in altrömischer Zeit das *ius vitae ac necis* besaß, also das Recht, Angehörige seiner Familie und seines Gesindes mit dem Tode zu bestrafen.

Neben dem Abt kam als Strafgericht das Generalkapitel in Betracht. Es wird vor allem in besonders schweren Fällen, aber auch dann gesprochen haben, wenn der Abt in ein Vergehen aktiv oder passiv verwickelt war. So entschied zum Beispiel das Generalkapitel in einem Fall, da ein Konverse zu Eberbach im Rheingau im Jahre 1241 den Abt verstümmelt hatte²⁸.

In späterer Zeit, also etwa von der Mitte des 15. Jahrhunderts an, dürfte das Generalkapitel dann auch als Rechtsmittelgericht tätig geworden sein.

Wenn der Bebenhäuser Abt und das Generalkapitel auch todeswürdige Verbrechen aburteilen konnten, so konnten sie doch ein Todesurteil nicht vollstrecken²⁹. Im Laufe des Mittelalters hatte sich von der Hohen Gerichtsbarkeit die sogenannte Blutgerichtsbarkeit abgespalten, die ihren Schwerpunkt im Recht zur Vollstreckung, im Recht zu „Rad und Galgen“, hatte³⁰. Dieses Recht hatten weder das Generalkapitel noch Bebenhausen. Für Klöster und Geistliche galt grundsätzlich: „*ecclesia non sinit sanguinem*“³¹. Das Recht zu „Rad und Galgen“ war daher den weltlichen Herren vorbehalten und der todesschuldige Verbrecher mußte zur Hinrichtung ausgeliefert werden. Als Vollstreckungsrichter kamen für Bebenhausen und sein Territorium die kaiserlichen Beamten, die Pfalzgrafen und seit Erstarken der württembergischen Grafen vor allem diese in Betracht³². Daran änderte sich bis zur Reformation grundsätzlich nichts.

Faßt man zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

Eventuelle Zivilstreitigkeiten über die Alt-Ludwigsburger Markung und die darauf befindliche Grangie mußten vor den geistlichen Gerichten, je nach Schwere und Bedeutung des Falles, vor dem Abt, dem Erzbischof in Mainz, dem Generalkapitel oder dem päpstlichen Stuhl verhandelt werden.

Das Kloster hatte aber die Möglichkeit, die Zuständigkeit eines weltlichen Gerichts anzuerkennen und vor diesem zu verhandeln.

Straftaten der Klosterangehörigen und solche, die sich innerhalb der Grangie Geisnang ereigneten, richtete der Abt von Bebenhausen und allenfalls das Generalkapitel. Todesurteile und etwaige verstümmelnde Strafen konnten jedoch nur von den weltlichen Gerichten vollstreckt werden.

Zur Zeit des Eigenbetriebs und damit des ersten Abschnitts der Bebenhäuser Herrschaft reichte also keine weltliche Gerichtsgewalt auf die Alt-Ludwigsburger Markung herein.

b. Zur Zeit der Pachtwirtschaft

Mit dem Erlöschen des Eigenbetriebs, mit dem Ende der Grangie Geisnang und mit dem Beginn der P a c h t w i r t s c h a f t um 1420 ist die Zeit der Immunität vorbei. Nun begann die weltliche Gerichtshoheit auf die Alt-Ludwigsburger Markung übergreifen. Es ist jetzt zwischen Hoch- und Blutgerichtsbarkeit einerseits und Niederer Gerichtsbarkeit andererseits scharf zu unterscheiden.

Die H o h e u n d B l u t g e r i c h t s b a r k e i t, das sogenannte Malefiz über die Pächter, gehörte vom Beginn der Pachtwirtschaft an den württembergischen Grafen. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts waren die Württemberger bereits derart mächtig geworden, daß sie sich ungestört weitgehende Rechte über das Kloster anmaßen konnten. Die Württemberger, Nachfolger der pfalzgräfllich-tübingenschen Schirmherren des Klosters Bebenhausen, hatten über das Recht zu „Rad und Galgen“ allmählich die Hohe Gerichtsbarkeit über die Hintersassen des Klosters an sich genommen. Sie hatten – wie schon aufgezeigt – die Reichsunmittelbarkeit zurückgedrängt und bewirkt, daß Bebenhausen vom Reichs- zum Landeskloster absank.

Während die württembergischen Grafen noch im 14. Jahrhundert die Hohe Gerichtsbarkeit selbst ausübten, hielten sie im 15. Jahrhundert das gräfliche Landgericht nicht mehr persönlich ab. Die hochgerichtlichen Funktionen waren von etwa 1450 an auf die Vögte übertragen worden, die den neu entstandenen S t a d t g e r i c h t e n vorstanden³³. Die Hintersassen des Klosters Bebenhausen – Hochgerichtsuntertanen der württembergischen Grafen – waren daher in Hochgerichtssachen jeweils dem nächstgelegenen Stadtgericht zugewiesen.

Die Pächter der drei Höfe gehörten in die Zuständigkeit des Stadtgerichts von M a r k g r ö n i n g e n. 1664 stellte der Erlacher Baumeister Veit Jakob Neuffer fest, daß der Vogtei Markgröningen „vor unterschiedlichen Jahren die Oberherrlichkeit disputierlich gemacht“ und „die Herzöge diese an sich genommen hätten“, damit alles „was dem Hohen Malefiz und anderer Obrigkeit anhängig ist, alldorthin geliefert ist“³⁴.

Mit der Gerichtsherrschaft war regelmäßig auch das Recht verknüpft, Abgaben, wie zum Beispiel das „Vogtkorn“, von den Gerichtsuntertanen zu verlangen. Welche Gerichtsabgaben die Pächter an die württembergischen Herren zu zahlen hatten, ist nicht mehr zu klären. Es liegt aber nahe, daß sie später, insbesondere nach der Reformation, zu Jagdfronen herbeigezogen wurden – der Erlachhof war ein Mittelpunkt des fürstlichen Waidwerks – und daß die Herzöge darin gerichtsherrliche Nutzungsrechte erblickt haben.

Die N i e d e r e G e r i c h t s b a r k e i t über das Klosterterritorium und damit über die Höfe lag dagegen beim Kloster. Das Reformprogramm der Zisterzienser, das es verboten hatte, irgendwelche Gerichtsrechte zu besitzen, war längst vergessen. Schon seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert war es möglich geworden, Klostergrund zu verpachten und eine gewisse Gerichtsbarkeit über Pächter und Hintersassen auszuüben.

Die gerichtsherrlichen Rechte bestanden darin, daß das Kloster in Dörfern, in denen es die *Dorfherrschaft* besaß, die Dorfämter besetzte. Der Abt ernannte den Schultheißen, einen dem Kloster ergebenen Mann, und ebenso die Richter, die dann unter Vorsitz des Schultheißen Gerichtstag hielten.

Jeder Pächter und Untertan wurde von der Klosterleitung an ein bestimmtes, meist das nächstgelegene Gericht des Klosters, „gewiesen“, ihm also in allen zur Niederen Gerichtsbarkeit zählenden Fällen unterstellt³⁵. Auf diese Weise wurde das Klosterland in mehrere *Gerichtssprengel* eingeteilt. Fuchs-, Schaf- und Erlachhof gehörten ursprünglich zur Zuständigkeit der Klostersvogteien von *Plieningen*, *Echterdingen*, *Birkach*, *Riedenberg* oder *Ittinghausen*, wobei es nicht mehr festzustellen ist, ob nur zu einer oder jeweils wahlweise zu einer von ihnen.

Wir können dies aus einer Urkunde schließen. Als nämlich die Fildervogteien 1478 an das Haus Württemberg verkauft wurden, behielt sich das Kloster ausdrücklich das Recht vor, auf dem Erlachhof 500 Schafe weiden und es mit dem Trieb, wie bisher, halten zu dürfen³⁶. Das Weiderecht war mit der Zeit ein regalienähnliches Recht geworden, mindestens aber obrigkeitlicher Genehmigung bedürftig³⁷. Wenn nun dieses Weiderecht auf der Pflege Erlachhof beim Kloster bleiben sollte, so ergibt sich daraus, daß das Weiderecht in irgendeiner Weise mit den „Obrigkeiten“ auf den Fildern verknüpft war. Es ergibt sich ferner, daß alle nicht namentlich genannten obrigkeitlichen Befugnisse über Fuchs-, Schaf- und Erlachhof, insbesondere die *Gerichtshoheit*, damals an Württemberg gelangt sind.

Tatsächlich unterstanden die Pächter fortan dem Stadt- und Vogtgericht in *Markgröningen*, was nur so verstanden werden kann, daß entweder Eberhard im Bart oder Herzog Ulrich die Pächter ihres bisherigen

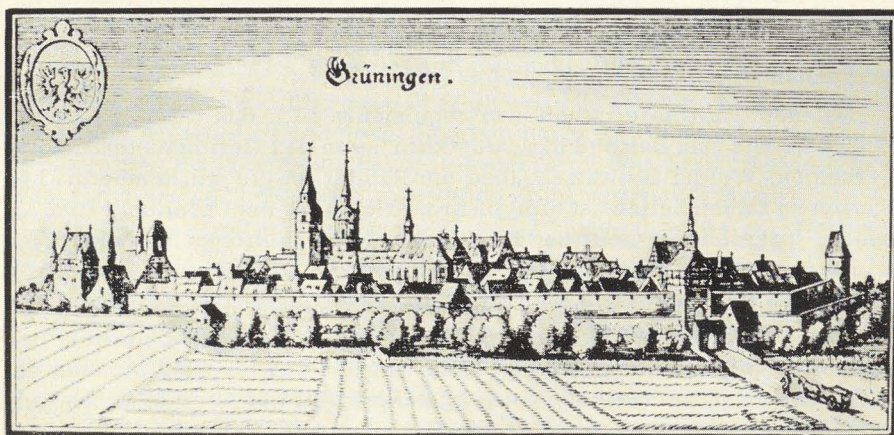


Bild 3
Markgröningen nach Merian um 1640.

Gerichtsstandes entbunden und diesem wesentlich näher gelegenen Gericht zugewiesen hat. So berichteten die Erlacher Baumeister von 1504 an in Markgröningen über die Vorkommnisse auf den Höfen, über Ertrag und Nutzung des dortigen Geländes, über Abgaben, Gefälle und Wechsel der Pächter³⁸.

Ferner ist im Lagerbuch von 1568, das frühere Regelungen übernommen hatte, bestimmt, „daß Herzog Ludwigs von Württemberg und all Ihr fürstl. Gnaden erben und nachkommen von wegen des Closters Bebenhausen als desselben angeborene, natürliche, Landesfürsten, Patronen, Castvögte, Erb-, Schutz- und Schirmherren seyen rechter und ainiger regierender Herr in den dreyen Höffen, nemlich zu dem Erlachhoff, alten Gysnang genannt Fuchshof und dem Schaafhoff“. Es war festgelegt, daß „Ire fürstl. Gnaden haben auch daselbstn steuer und weit derselben höff Zwing und Pann begriffen seyen, allain den stab, als Gebot und Verbot, das gelayt und alle Obrigkeit, hohe und N i e d e r g e r i c h t Frevel, Unrecht, Strafsachen, Rüngnungen und bussen und sonst niemandt anderer . . .“³⁹

Nicht zuletzt diese Bestimmungen des Lagerbuchs sind ein Beweis, daß 1478 mit den Fildervogteien obrigkeitliche Befugnisse über die Alt-Ludwigsburger Markung an das Haus Württemberg gelangten, denn in anderen Klosterorten wie Lustnau, Reusten, Oferdingen, Hagelloch, Weil im Schönbuch und Altdorf verblieb „die niedergerichtliche Ober- und grundtzgerechtigkeit“ ausdrücklich Bebenhausen, und lediglich für Jesingen und die Burg Roseck war bestimmt, daß die niedergerichtliche Obrigkeit der Herrschaft Württemberg „im Namen des Klosters zustehe“⁴⁰.

Die Niedergerichtsbarkeit des Hauses Württemberg über die drei Höfe war also eine Besonderheit. Sie ist durch jenen Rechtsakt von 1478 begründet worden. Bis 1478 gehörten die Pächter von Fuchs-, Erlach- und Schafhof zur Zuständigkeit der genannten Fildervogteien. Von da an unterstanden sie auch in niedergerichtlichen Fällen dem Gericht in Markgröningen.

Die R e f o r m a t i o n brachte für die Pächter in gerichtsherrlicher Hinsicht eine Änderung. Die Hohe und Niedere Gerichtsbarkeit stand zwar nach wie vor den Herzögen von Württemberg zu. Da jedoch der Erlacher Baumeister nunmehr vom herzoglichen Kirchenrat angestellt und besoldet wurde, mithin den Württembergischen Herzögen als den Bischöfen der evangelischen Kirche untergeordnet war, lag eine Änderung der Gerichtszuständigkeit für die niederen Streitfälle nahe. Es konnte fortan gleichgültig sein, ob der Gröninger Vogt oder der Erlacher Baumeister die Niedere Gerichtsbarkeit ausübte, beide waren ja letztlich herzogliche Beamte. 1603 ordnete daher die Kanzlei Herzog Friedrichs das Gerichtswesen auf den Höfen neu⁴¹. Die Hohe Gerichtsbarkeit übte weiterhin der Vogt aus, die Niedere Gerichtsbarkeit wurde dem Baumeister übertragen, und zwar, wie es einige Jahre später heißt, zur „Erhaltung mehreren respects“⁴².

Von 1603 an war also der Erlacher Baumeister befugt, die Niedere Gerichtsbarkeit im Bereich der Hofmarkungen auszuüben. 1664 berichtete der

Baumeister Veit Jakob Neuffer an die Regierung, „daß von der Baumeisterei anderst nichts als Veldt-Rügnungen, kleine freflen und andere der nieder Gerichtlichen oberkheit angehörig straaften eingezogen und verrechnet, auch die Zänckh und Händel der Meier und des Gesinds mit dem Thurm oder dem Zuchthäuslin abgestraft worden seien⁴³.“ Aus diesem Bericht ist unter anderem zu entnehmen, daß sich auf dem Erlacher Hof ein Gefängnisraum befunden haben muß. Die S t r a f g e w a l t der Baumeister war jedoch gering. Freiheitsstrafen, das heißt, Strafen mit „Thurm oder Narrenhäuslin“ durften nur bis zur Dauer eines Tages verhängt werden⁴⁴.

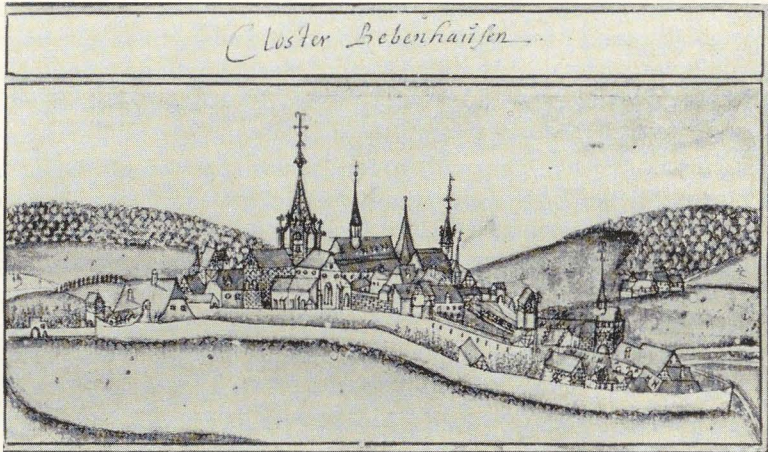


Bild 4

Bebenhausen nach Kieser um 1680.

Während wir aus der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts über die Vergehen und Rechtshändel der Pächter so gut wie nichts wissen, erfahren wir vom Beginn des 17. Jahrhunderts an hierüber etwas mehr. Meist wurden kleinere Vergehen abgerügt. Die Täter und Täterinnen hatten einander geschlagen, „schmähliche Reden ussgestossen“ – ein böses Schimpfwort schien damals „Strahldonnerhexe“ gewesen zu sein – oder sich „nächtlicher weyl“ in fremden Gärten erwischen lassen. Dies ist aus dem Bericht des Baumeisters von 1614 zu entnehmen. Ein anderes Mal wird die „Incarcerierung“ eines Kastknechts verlangt, der mit der Tochter des Erlacher Meiers Ziegler allzu vertraut geworden ist⁴⁵.

Weil der Fuchshofpächter Hans Baier dem damals ebenfalls auf dem Fuchshof wohnenden Pächter Sorg vorwarf, dieser habe seinen Hofteil „luderlich und fahrlosig gebaut, unverantwortlich gelebt und den hoff, welcher vor Zeiten eine augenlust gewesen, in wenig Jahren abscheulich zugericht“, wurde vor dem Gericht in Markgröningen ein langwieriger Prozeß geführt⁴⁶.

Rechtsquellen und -vorschriften

Die Vorschriften, nach denen auf der Alt-Ludwigsburger Markung zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert Recht gesprochen wurde, lassen sich nicht mehr genau ermitteln. Die ganze Zeit ist beherrscht vom sogenannten *W i n k e l r e c h t*. Jeweils die engere Rechtsquelle ging der weiteren vor: Landrecht brach Reichsrecht, Stadtrecht Landrecht und Willkür schließlich Stadtrecht. Dieser Grundsatz galt ebenso im Zivilrecht wie im Strafrecht. Auch ein solch berühmtes Reichsgesetz wie die *Peinliche Gerichtsordnung Karls V.* von 1532 enthielt in der „salvatorischen Klausel“ eine Regelung, wonach sie nur anzuwenden war, wenn in den Landschaften keine abweichenden Vorschriften bestanden.

Für die Pächter der drei Höfe galt zunächst einmal *W i l l k ü r*, das heißt diejenigen Vorschriften, die das Kloster Bebenhausen in vor- und nach-reformatorischer Zeit in seinen Lagerbüchern niedergelegt hatte.

Die *R ü g n u n g e n* – einfache Haftungs- und Übertretungstatbestände – sind interessant, weil sie an die Bußkataloge der alten Stammesrechte, zum Beispiel der *Lex Alamannorum* erinnern:

„Welcher mit einer Axt hawt im wald gibt drey Pfund 5 Schilling.

Item wann ainer mit einer haagen hawt, gibt ein Pfund 5 Schilling.

Item wann ain Vieh zu schaden gehet unbehüet gibt 5 Schilling.

Item wann ein Vieh am Zulauff schaden thuet behüet gibt ein Schilling Heller.

Item wann ein Hund unbehüet gehet im Kornnhabern soll man den Schaden ziemlich nach aller billichhait beheben.

Item wann ein Zicket Gaiss schaden thuet behüet gibt ein Schilling Heller. Doch möchte in obgeschriben articulln ainem oder mehr dermassen Gefahr gebracht werden, so werde die straaft nach gestalt und gelegenheit der verwirklichung uffgelegt und genommen⁴⁷.“

Auch über *F r e v e l* bestanden Sondervorschriften, die allerdings nur fiskalische Bedeutung hatten:

„Ain grosser Blutfrevel auf den (drey) höffen und derselben angehörig gütern ist wie in des Closters Bebenhausen eigenthumblichen fleckhen und anderen höffen Namlich 13 Pfundt Heller Lanndtswehrgung gehört dem Closter Bebenhausen. Ain kleinerer Frevel ist drey Pfundt 5 Schilling Heller Lanndtswehrgung gehört auch dem Closter Bebenhausen. Ain frawenfrevell wird nach Gestalt der Person und Verwirklichung genommen und gehört auch dem Closter Bebenhausen⁴⁸.“

Blutfrevel waren Straftaten, die mit Strafen zu Hals und Hand, also mit der Todes- oder einer verstümmelnden Strafe bedroht waren. Frauen- und Kleinfrevel waren dagegen Vergehen, die weniger hart geahndet wurden, etwa mit Strafen zu Haut und Haar – Auspeitschen, Scheren, Brandmarken – oder Ehrenstrafen – Schandkleid, Pranger usf.

In früh- und hochmittelalterlicher Zeit konnte der Täter namentlich die Todesstrafe mit Geld ablösen. Er schloß mit dem Verletzten oder dessen An-

gehörigen einen Sühnevertrag, zahlte eine Buße an die Obrigkeit und verpflichtete sich zur Genugtuung, etwa dazu, dem Erschlagenen ein Sühnekreuz zu setzen oder eine Messe lesen zu lassen. Wurde die Tat auf diese Weise gesühnt, so schritt das Hochgericht nicht ein. Mit dem Aufkommen der peinlichen Strafen namentlich im 15. Jahrhundert wurden die Sühneverträge aber immer weniger anerkannt, die Strafen konnten nicht mehr abgelöst werden. Die zur Einziehung der Buße berechtigten Obrigkeiten hielten aber an ihren Rechten fest. Sie verlangten die Buße vielfach auch dann, wenn ein Sühnevertrag nicht geschlossen war oder wegen der fortgeschrittenen Rechtsentwicklung gar nicht mehr geschlossen werden konnte. Ähnlich dürfte es auch Bebenhausen gehandhabt haben. Die Bestimmungen im Lagerbuch von 1568, die aus früherer Zeit übernommen waren, sind also wohl so zu lesen, daß sich Kloster und Kirchenrat in allen Frevefällen die Buße bezahlen ließen, gleichgültig, ob ein Sühnevertrag geschlossen war oder nicht, gleichgültig auch, ob der Täter schon durch ein Gericht peinlich bestraft worden war.

Neben dieser Willkür galt für die Pächter das Markgröninger Stadtrecht. Wir wissen auch, daß sich Gericht und Rat zu Markgröningen in schwierigen Fällen beim Stadtgericht in Tübingen, einer besonders angesehenen Spruchbehörde, „das Recht holten“⁴⁹. Schließlich wurde seit 1555 nach „Württembergischem Landrecht“, einer unter Herzog Christoph herausgegebenen Zivilgesetzsammlung, entschieden.

Grundherrliche Rechte

Fuchs-, Schaf- und Erlachhof wurden vom Kloster und nach der Reformation vom Kirchenrat grundherrlich verwaltet. Die Rechte und Pflichten der Pächter wurden in den Lehensreversen festgelegt.

Den Meiern war es verboten, einzeln Grundstücke oder Fahrnis zu veräußern. Ebenso war es den Pächtern untersagt, die Höfe weiter zu verleihen. Dagegen war es gestattet, die Besitz-, Zeit- und Erbpachtrechte an den Höfen zu vertauschen oder zu verkaufen, soweit die Rechte der Lehensherrschaft gewahrt blieben, insbesondere der Geschäftspartner des Pächters bereit war, leibeigen zu werden. So sollten zum Beispiel die Schafhofpächter den Hof – gemeint ist der Besitz an ihm – nicht verkaufen, „denn sollichen luten, die dem benannten Gottshuss Bebenhausen libeigen sein, beide Mann und Fraw, oder sich beide mit sampt ihren Kindern von stund an libeigen machen.“ Wird dennoch an Ungenossen verkauft, „so soll von stund an mit der that des verkauffs der benannt hoff mit all seinen zugehörden und gerechtigkeit . . . dem Lehensherrn heimfallen und gefallen sein ohne alle widerred und hindernus“⁵⁰.

Ähnliche Bestimmungen enthielten die Reverse für die Pächter des Fuchs- und Erlachshofs. Weil der Schafhofpächter Klaus Meyle diese Bestimmungen nicht beachtet und seinen Hof 1659 an den Württembergischen Oberrat Georg Wilhelm v. Bidembach von Treuenfels zu Ossweil verkauft hatte, kam es zu

einem Prozeß. Dieser endete mit einem Vergleich, und Meyle mußte den Hof wieder übernehmen, da er Bidembach die Leibeigenschaftsklausel verschwiegen hatte⁵¹.

Das Kloster hatte bei Tausch und Verkauf das sogenannte *Lösungsrecht*. Vierzehn Tage lang konnte es bedenken, ob es den Hof an den neuen Pächter ausdingen oder ob es diesen einziehen und nicht mehr verpachten, das heißt, „lösen“ wollte. Löste das Kloster, etwa, um aus dem Hof etwas anders zu machen, so mußte es dem Verkäufer den Kaufpreis bezahlen, von dem es die sogenannte *Weglöse* abzog. Wollte das Kloster weiterverpachten, so belieh es den neuen Pächter, erhielt von ihm den *Handlohn* und vom abziehenden Pächter die *Weglöse*. Handlohn und Weglöse waren eine Art Besitzwechselsteuer. Sie betrug auf den drei Höfen je zwei Gulden „gemeiner Währung⁵²“. Das Lösungsrecht des Klosters wurde auf Fuchs-, Schaf- und Erlachhof nie ausgeübt.

Die Pächter waren im übrigen verpflichtet, die Hofgebäude instandzuhalten und, wo es nötig war, sie zu verbessern. Sie hatten das ihnen anvertraute Land zu bearbeiten und durften nichts „wüst liegen lassen“. Etwaiges Odland war zu roden, wo es anging, waren Weinberge anzulegen. Demgemäß hatten die Pächter des Fuchshofes zwischen den Jahren 1487 und 1568 insgesamt 63 Morgen Weinland geschaffen. Den Pächtern des Erlachhofes oblag die *zusätzliche Aufgabe*, die Zehnten und sonstigen Naturalabgaben auf den Höfen einzufahren und die für den Eigenbedarf des Klosters notwendigen Fuhren zu erledigen. Erforderlichenfalls mußten die Pächter des Fuchs- und Schafhofes gegen Entgelt hierzu ihre Gespanne zur Verfügung stellen⁵³.

Als Grundherr verlangte das Kloster von den Pächtern *Abgaben*. Deren Höhe schwankte ebenso wie der Ertrag auf den drei Höfen. Es wurden zum Beispiel auf den drei Zelgen des Schafhofes 1538 33 Malter 3 Simri Roggen, 135 Malter 6 Simri Dinkel und 77 Malter 5 Simri Haber geerntet, 1541 auf denselben Zelgen 28 Malter 1 Simri Roggen, 276 Malter 5 Simri Dinkel und 257 Malter 5 Simri Haber⁵⁴.

Im 15. und 16. Jahrhundert mußten auf Fuchs-, Schaf- und Erlachhof beträchtliche Abgaben geleistet werden.

Der erste Pächter auf dem *Schafhof*, Henslin Scheffer, gab dem Kloster Bebenhausen 1485 den „Zehenden uff dem Feld, uff den äckhern und darzu das Drittheil der Winter- und Sommerfrüchte und aller anderen Früchte, so darauf erbawen und erwachsen werrend⁵⁵.“

Die Pächter auf dem *Fuchshof* gaben nach dem Lagerbuch von 1568 von allen „äckhern den Zehenden aus dem Wald und dem allen, so darauf erbauen wirt, und wechst durchaus das Drittheil⁵⁶“. Von etwa 1600 an hatten sie neben dem Zehnten jährlich eine „ohnablässige Gült“ von 8 Scheffel Roggen, 80 Scheffel Dinkel und 20 Scheffel Hafer zu leisten, um dann von 1655 an „die dritte Garbe“ geben zu müssen⁵⁷.

Auf dem *Erlachhof* mußte der Pächter Gall Suter aus Echterdingen 1485 ein Drittel des gesamten Ernteertrages reichen. Von 1545 an hatten die

Gebrüder Breckle jährlich 315 Malter Dinkel oder statt je 2 Malter Dinkel 1 Malter Roggen und 100 Malter Haber zu zinsen. 1568 gaben die Pächter 40 Scheffel Roggen, 160 Scheffel Dinkel und 80 Scheffel Haber. Außerdem, wie immer, „den großen Fruchtzehnd von allen äckhern und velldern . . . von Rockhen, dinckhel, habern, gerstin, Erbsin und Linsen und allem anderen so darauf erbauen wird.“

Aus den Weinbergen aller Höfe mußte im übrigen ein Bodenzins, der Dreissigste und der Weinzehnt abgeliefert werden. Die Trauben wurden im Erlachhof gekeltert, der daraus gewonnene Wein in dessen Keller eingelagert. Ferner schuldeten alle Pächter den sogenannten kleinen Zehnt, diesen aber nur von Rüben, Hanf und Flachs. Ein Heuzeht ist dagegen „von alternher nicht geraicht, geben noch empfangen worden⁵⁸“. Für einzelne in den Lehensverträgen besonders bezeichnete Grundstücke mußte stets „ain ewiger ohnablösiger Hellerzins“ entrichtet werden. Alle diese sehr beträchtlichen Abgaben waren jeweils an M a r t i n i (11. November) zu leisten. Bei Mißernten, Unwetter, Hagelschlag und Kriegsnot konnten die Abgaben durch Kloster oder Kirchenrat n a c h g e l a s s e n werden.

Über die Einhaltung der in den Lehensreversen niedergelegten Vorschriften wachte das grundherrliche „L e h e n s g e r i c h t“, das aber mit dem Hoch- und Niedergericht nichts zu tun hatte und beim Kloster oder dem Kirchenrat lag. Säumige Zinser wurden von ihm bestraft, sogar mit Haft im Schuldurm. Im übrigen entschied es häufig bei Streitigkeiten über die Höhe der zu erbringenden Abgaben. 1533 verglichen sich zum Beispiel vor ihm das Kloster und diejenigen Pächter der drei Höfe, die in der Reichertshalde, der Neuhalde und im Imbröder Weinberge hatten, über den zu leistenden Zins⁵⁹.

Leibherrliche Rechte

Die Pächter des Fuchs-, Schaf- und Erlachhofes mußten leibeigen werden. Der Lehensnehmer war nicht nur verpflichtet, seinen Hof ordentlich zu verwalten und ihn in Meierweise gegen jedermann zu vertreten, sondern er war auch verpflichtet, der Lehensherrschaft Bebenhausen „eigen“ zu sein.

Die Bebenhäuser L e i b e i g e n s c h a f t darf man sich nicht als ein Los in Ketten oder als hartes Joch vorstellen, etwa der Art, daß die Pächter vom Kloster unterdrückt und ausgenutzt worden wären. Sie hat mit der an Sklaverei grenzenden Leibeigenschaft, wie sie bis zum Jahre 1861 in R u ß l a n d bestand, keine Ähnlichkeit. Dort war es so, daß der Leib- oder Halsherr seine in tiefer Schuldknechtschaft lebenden Leibeigenen an eine Fabrik verpachten, irgendwohin verkaufen und mit der Nagaika zu härtesten Fronen treiben konnte. Auch die strenge Leibeigenschaft O s t d e u t s c h l a n d s war etwas anderes. Hier wurden die in immer größere Abhängigkeit gebrachten Bauern von den Rittern durch das sogenannte Bauernlegen des 17. Jahrhunderts entrechtet. Die von ihnen bewirtschafteten Güter und ihre Hofwehr wurden eingezogen, sie selbst oftmals zu frei veräußerlichen Ar-

beitskräften degradiert. Mit dieser Erbuntertänigkeit der ostdeutschen Bauern hatte die Bebenhäuser Leibeigenschaft – wie gesagt – ebenfalls nichts gemein. Sie war vielmehr eine besondere Ausprägung der wesentlich milderen, sogenannten *Westdeutschen* Leibeigenschaft.

In den überwiegenden Teilen Westdeutschlands, insbesondere in Alt-Württemberg war die Leibeigenschaft ein *privatrechtliches Verhältnis* zwischen Leibherr und Leibeigenem ohne Entartungserscheinungen. Sie war, praktisch gesehen, nur eine besondere Art der Besteuerung, die den Namen „Leibeigenschaft“ eigentlich gar nicht verdiente. Der Leibeigene hatte eine jährliche Leibsteuer und im Falle seiner Verheiratung eine Heiratssteuer zu zahlen. Ferner hatten im Todesfall seine Erben eine *Sondervergütung* an den Leibherrn zu entrichten. Aus dem Nachlaß des Mannes mußte das beste Stück Vieh, aus dem Nachlaß der Frau das schönste Kleid gereicht werden. Man redet hier vom Besthaupt, Hauptrecht oder Leibfall. Der Leibeigene selbst fühlte von der Leibeigenschaft also nicht all zuviel. In unserem Raum ist die Leibeigenschaft im 18. und 19. Jahrhundert als ein dunkles Stück Mittelalter mehr um des Namens als um der Sache willen bekämpft worden. In Württemberg wurde sie 1817 *abgeschafft*.

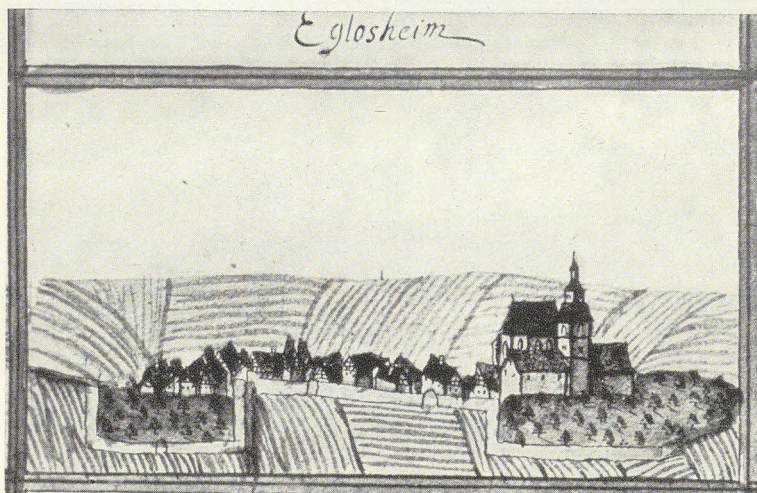
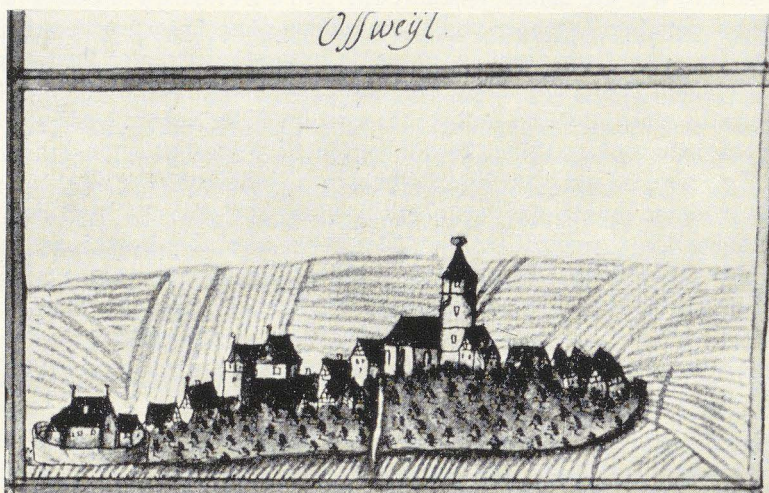


Pflugfelden nach Kieser 1680

Gewiß war die soziale Lage auch der westdeutschen Bauernschaft im 15. Jahrhundert im allgemeinen schlecht. Daran war aber vor allem schuld, daß die aufstrebenden Territorialherren Geld benötigten und daher den Bauernstand auspreßten. Die Bauern hatten an den Grundherren Zehnten und Gülten, an den Gerichtsherrn Fronen zu leisten. Dazu kamen die „Beden“ als allgemeine und die „Schatzungen“ als immer mehr sich häufende außerordentliche Steuern. Die Leibsteuer fiel bei dieser Abgabenlast der Untertanen nicht ins Gewicht. Sie hat daher die soziale Revolution, wie sie die

Bauernhaufen des beginnenden 16. Jahrhunderts erstrebten, allenfalls inso-
weit gefördert, als die Leibsteuer in zunehmendem Maße auch von nicht
leibeigenen Untertanen erhoben wurde.

War die Leibeigenschaft schon in Alt-Württemberg für die Bauern keine
besonders schlimme Last – der Tübinger Vertrag von 1514 brachte weitere



Oßweil und Eglosheim nach Kieser 1680

Erleichterungen – so galt dies erst recht für die Leibeigenschaft des Klosters
Bebenhausen. Wie den übrigen Klöstern lag es auch Bebenhausen fern,
seine Hintersassen und Meier unverantwortlich auszunutzen. „Unter
dem Krummstab ist gut leben“, war ein allgemein gültiger Satz.
Er besagte, daß auch das klösterliche Leibregiment erträglich war.

In der Tat konnte die von Bebenhausen erhobene Leibsteuer von den Untertanen kaum als drückend empfunden werden. Die Leibeigenen des Klosters hatten bei ihrer Verheiratung lediglich eine Salzscheibe als Heiratsteuer zu reichen⁶⁰.

Über die jährlich zu entrichtende Leibsteuer war bestimmt: „Eine jede Manns und Frauen Person dem Closter Bebenhausen mit Leibeigenschaft verwandt die seyn inne oder userhalb des Closters Bebenhausen obrigkeit und gebieten gesessen gibt alle Jahr uff Martini, solang sie lebt gedachtem Closter oder der Pflege zu Lustnau zu gedächtnus der Leibeigenschaft Ein hennen, genannt leibhennen.“

Die Wöchnerin war frei, das heißt, sie mußte die Henne zwar abliefern, erhielt sie aber mit abgedrehtem Kopf zurück. Diese Bevorzugung der werdenden Mutter ging auf altdeutsche Vorstellungen zurück. Die für Bebenhausen verbindliche Bestimmung lautete: „Welche Frau zur Zeith der Sammlung solcher Leibhennen in der Kindtbett liegt oder nahent uff dem Zihl ist, derselbigen würdt uff dasselbig mahl Ihre Henne auss Gnaden wieder geschent und nachgelassen⁶¹.“

Die Leibhennen mußten von den Pächtern nicht persönlich beim Kloster abgeliefert werden, sondern sie wurden vom Baumeister eingezogen, der sie dann nach Lustnau, Stuttgart oder direkt ins Kloster weitergab. Neben dieser Leibhenne wurde vom Manne, jedenfalls im 16. Jahrhundert, keine weitere Mannsteuer verlangt.

Der Leibfall oder das Besthaupt wurde von Bebenhausen zwar auch verlangt, war aber zu einem erträglichen Geldfixum erstarrt. Im Todesfalle mußten dem Kloster aus dem Nachlaß des leibeigenen Mannes 1⁰/₁₀, aus dem der leibeigenen Frau 0,71⁰/₁₀ gereicht werden. Der Nachlaßwert wurde vom Gericht taxiert⁶². Die mit der Bebenhäuser Leibeigenschaft verknüpften Abgaben waren also nicht besonders hoch.

Die leibeigene Rechtstellung der Pächter von Fuchs-, Schaf- und Erlachhof wurde durch freie Ergebung begründet. Soweit die einzelnen Pächter nicht schon Leibeigene des Klosters waren, unterstellten sie sich mit Unterzeichnung des Lehensreverses, also des Pachtvertrages, und mit ihrem Aufzug auf den Hof der klösterlichen Leibeigenschaft.

Beendet wurde die Leibeigenschaft allein durch Tod, Freilassung oder – was seltener geschah – durch Eintritt in einen höheren Stand. Dies war zum Beispiel dann der Fall, wenn ein Leibeigener Geistlicher werden wollte. Die Leibeigenschaft wurde, wie beinahe überall, durch die leibeigene Mutter, nicht durch den Vater, weiter vererbt. War der Vater frei, die Mutter leibeigen, so wurden auch die Kinder Leibeigene des Klosters. War der Vater leibeigen, die Mutter frei, so wurden auch die Kinder frei⁶³. Dies führte bisweilen zu kuriosen Ergebnissen.

Die Leibeigenen des Klosters Bebenhausen bildeten eine sogenannte „Genossame“, eine Art geschlossener Gesellschaft also. Der oberste Grundsatz der klösterlichen Leibherrlichkeitspolitik war, den Bestand an Leibeigenen ungemindert zu erhalten. Die Leibeigenen sollten nicht aus

der Genossame ausbrechen und dadurch dem Kloster Schaden bringen. Sie sollten sich also nicht in den Schirm eines anderen Leibherrn begeben, nicht irgendwohin heiraten, sich auch nicht dem Kloster durch den Erwerb des Bürgerrechts einer Stadt – Stadtluft machte bekanntlich frei – entfremden. Die Pächter auf Alt-Ludwigsburger Markung versicherten deshalb im Pachtvertrag, daß sich ihre Kinder „nicht verendern mit emanen und wiben⁶⁴“. Die Pächter bedurften zur Heirat folgerichtig auch der Zustimmung des Klosters.

Da es nicht anging, zwei Leibherren eigen zu sein, sah sich das Kloster in Fällen, in denen der aufziehende Pächter oder ein Mitglied seiner Familie einer fremden Leibeigenschaft unterstand, zu Verhandlungen mit diesem Leibherren gezwungen. Es entließ zum Beispiel Graf Eberhard von Württemberg wohl auf Drängen des Klosters im Jahre 1486 Alexander Fuchs aus seiner Halsherrschaft, damit dieser Pächter auf dem Fuchshof werden konnte⁶⁵.

Meist wurde aber in solchen Fällen getauscht. So tauschte das Kloster die Frau des ersten Pächters auf dem Fuchshof Irmel Fassnacht, geb. Rümli, die dem Edlen Wolf von Neuhausen leibeigen war, gegen die Bebenhäuser Leibeigene Dorothea Haintzlin aus Mühlhausen. Der Tauschbrief hat folgenden Inhalt: „Ich Wolf von Nuenhausen vergich und tun kunt aller menglichen als ich mit dem gaistlichen Herren Her Hainrichen Apt ze Bebenhusen . . . uberkommen bin also daß er mir gegeben hant Sin und des Clousters libaigen mensch, mit namen Dorothean Haintzlin Binders Tochter ze Mühlhusen gesessen umb min libaigen mensch mit namen Yrmel Rumlin Haintzen fahssnachez ze disen ziten ze Alten Gyssnang gesessen elichu wirtin und ist schlaich und wehsel also zugegangen das furo hin oewiglich die libaigenschaft der vorgeschribenen Yrmel Rumlin und was von irem lib kumet und geboren ist und wirt und alle ir nachkommen Sin und Sinss Clousters Recht libaigen haissen⁶⁶ . . .

Die kirchlichen Rechte

Bis zur Reformation waren die Pächter der Kirche von Pflugfelden angegliedert. Sie unterlagen dem dortigen Pfarrzwang. Die Kirche von Pflugfelden war 1402 dem Kloster Bebenhausen inkorporiert worden und war für die Pächter damit die nächste Kirche, die Bebenhausen gehörte. Die Erinnerung an die Bebenhäuser Kirchherrschaft lebt in der mündlichen Überlieferung weiter, die von der Kaplanei eines sagenhaften Klosters auf dem Fuchshof in Pflugfelden zu berichten weiß⁶⁷. An diese Kirche entrichteten die Pächter den sogenannten Blutzehnten, eine Form mittelalterlicher Kirchensteuer. Der Blutzehnt auf den drei Höfen war in ein Fixum verwandelt worden und betrug Jahr um Jahr 8 Pfund Heller und vier dreijährige Schweine⁶⁸.

Es läßt sich natürlich heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen, ob die Pächter zum Gottesdienst jeweils nach Pflugfelden gehen mußten oder ob der dortige Seelsorger auf einen der Höfe kam. Es spricht jedoch vieles

dafür, daß der in Pflugfelden ordinierte Priester häufig auf dem Fuchshof kirchliche Handlungen vornahm. Einmal hatte es das Generalkapitel des Zisterzienserordens bereits 1434 gestattet, auf den klösterlichen Meiereien die Messe zu zelebrieren, zum anderen befand sich auf dem Fuchshof noch lange die zur Kapelle umgestaltete ehemalige Kirche von Geisnang. Hess erwähnt, daß noch um 1600 Turm und Glockengeläut von ihr vorhanden gewesen seien. Auch auf dem Erlachhof scheint sich nach dem Bericht des Baumeisters Isenflamm von 1694/95 eine benutzbare Kapelle befunden zu haben⁶⁹.

Nach der R e f o r m a t i o n erschien eine längere Bindung der Pächter an die Pflugfelder Kirche nicht mehr sinnvoll. Das gesamte Klosterterritorium wurde ebenso wie alle übrigen Kirchen des Landes zum Württembergischen Kirchengut gezogen und dem herzoglichen Kirchenrat oder Konsistorium unterstellt. Die neue Parochierung nahm demnach auch keine historischen Rücksichten mehr und trug allein praktischen Erwägungen Rechnung; der Schafhof wurde Filial der Eglosheimer Katharinenkirche, Fuchs- und Erlachhof wurden in die Ossweiler Januariuskirche eingepfarrt⁷⁰.

A n m e r k u n g e n

¹ Vgl. Wolfgang Bollacher: Die Entwicklung der Zisterziensergrangie Geisnang (Ludwigsburger Geschichtsblätter 1963 Bd. XV. S. 7 ff.).

² Gerhard Hess: Zur Geschichte der Alt-Ludwigsburger Markung (Ludwigsburger Geschichtsblätter 1957. Bd. XIII) S. 61.

³ Walter Grube: Die Zerstörung des Erlachhofes im Sommer 1519 (Hie gut Württemberg. Beilage der Ludwigsburger Kreiszeitung. 11. Jahrg. 1960 S. 21 f.).

⁴ Hess: a. a. O. S. 67.

⁵ Hess: a. a. O. S. 63, 58.

⁶ Zwischen Gericht und Steuer bestand ein unmittelbarer Zusammenhang. Die Gerichtsbarkeit bildete den Rechtsgrund für die Erhebung der direkten, ordentlichen Steuer. Vogtfreiheit bedeutete also zugleich Steuerfreiheit, d. h. Freiheit von vogteilichen Abgaben. Der rechtliche Inhalt der zisterziensischen „libertas“ war sonach nicht nur Befreiung vom Vogtgericht, sondern zugleich Befreiung von Steuer. Hans Hirsch: Die Klosterimmunität seit dem Investiturstreit (1913) S. 135, 137 mit Anm. 3; vgl. auch Hans Fehr: Deutsche Rechtsgeschichte (5. Aufl. 1952) S. 107.

⁷ Hirsch: a. a. O. S. 120 mit Anm. 1.

⁸ Heinrich Mitteis: Deutsche Rechtsgeschichte. Ein Studienbuch. (2. Aufl. 1952) S. 93.

⁹ Alfons Heilmann: Die Klostervogtei im rechtsrheinischen Teil der Diözese Konstanz (1908) S. 113 ff.

¹⁰ Hirsch: a. a. O. S. 108, 114 f.; Hermann Conrad: Deutsche Rechtsgeschichte. Frühzeit und Mittelalter Bd. I (1954) S. 724.

¹¹ L. Schmid: Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen (1853) S. 105 ff.; Beschreibung des Oberamts Tübingen (1867) S. 341 f.

¹² Eduard Paulus: Die Cistercienserabtei Bebenhausen (1886) S. 7.

¹³ Eugen Neuscheler: Die Klostergrundherrschaft Bebenhausen (WJbSt 1928) S. 177; Oberamt Tübingen S. 341 ff.

¹⁴ Württembergisches Urkundenbuch (WUB) IV, 76.

¹⁵ Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStA) A 474, I Bl. 112.

¹⁶ Christoph Besold: *Documenta rediviva monasteriorum, ecclesiarumque collegiarum in Ducatu Wirtembergico sitarum* (1936) p. 426.

¹⁷ Im einzelnen ist diese Entwicklung nicht genügend geklärt. 1302 war die Schirmherrschaft über das Kloster bei Pfalzgraf Götz von Tübingen. 1343 kam sie mit der Pfalzgrafschaft an Ulrich von Württemberg, nachdem sie 1317 Graf Rudolf von Hohenberg übertragen worden war. 1350 versetzte Karl IV. die Klostersvogtei an die Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg. Nach Rücklösung der Pfandschaft 1361 gelang es dem Kloster noch einmal, die Reichsunmittelbarkeit zu wahren, obwohl 1392 der gesamte Klosterbesitz „sub defensione et tuitione“ des schon sehr mächtig gewordenen Grafen Erberhard erschien. Dem Kloster wurden noch 1431, 1450 von Friedrich III. und selbst 1551 von Karl V. königliche bzw. kaiserliche Freiheitsbriefe ausgestellt. Desungeachtet wurden bei einer vorübergehenden Teilung der Grafschaft Württemberg im Jahre 1442 die württembergischen Ansprüche an das Kloster betont und dem Grafen Ludwig (Uracher Linie) zuerkannt. Teilweise war das Kloster auch schon Ausführungsorgan Württembergs; es mußte Truppen ausheben und die Land- und Schloß-Steuer auf seine Flecken umschlagen (vgl. M. David Friedrich Cless: Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Culturgeschichte von Württemberg bis zur Reformation. 2 Teile. [1808] II, S. 69; Neuscheler a. a. O. S. 172). 1463 zahlten Bebenhausen und seine Untertanen an Württemberg den „Wochenpfennig“ (Besold a. a. O. p. 429), 1482 baten die Grafen das Kloster um eine Geldhilfe (Besold a. a. O. p. 430).

¹⁸ Vgl. Hirsch: a. a. O. S. 151.

¹⁹ WUB III, 252 f.

²⁰ Neuscheler: a. a. O. S. 164.

²¹ Ihm war Bebenhausen 1229 unterstellt worden. WUB III, 247.

²² Franz Winter: *Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands* (3Bde. 1868–71) III, 122.

²³ HStA A 474, I Bl. 104.

²⁴ Vgl. auch Heinrich Pauen: *Klostergrundherrschaft Heisterbach* (1913) S. 169.

²⁵ WUB IV, 75.

²⁶ Hirsch: a. a. O. S. 132; L. Litzemberger: *Die Entstehung und Ausbreitung der Grundherrschaft Werschweiler* (Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 2. Jahrg. 1949) S. 100.

²⁷ Johann Baptist Sägmüller: *Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts* (1904) S. 188 ff.; Adolf Pischek: *Die Vogtgerichtsbarkeit süddeutscher Klöster* (1907) S. 80.

²⁸ Winter: a. a. O. III, S. 122.

²⁹ Sägmüller: a. a. O. S. 188 ff.

³⁰ Mitteis: a. a. O. S. 103.

³¹ Pischek: a. a. O. S. 80.

³² Vgl. Hirsch: a. a. O. S. 194; Pischek: a. a. O. S. 59; Schröder – v. Künssberg: *Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte* (7. Aufl. 1932) S. 615.

³³ Carl Georg v. Wächter: *Handbuch des im Königreich Württemberg geltenden Privatrechts* (2 Bde. 1839) I, S. 35 ff.

³⁴ Staatsarchiv Ludwigsburg (StA) A 284 Rubrik I (Jurisdictionssachen von 1584 bis 1738).

³⁵ Neuscheler: a. a. O. S. 154.

³⁶ HStA A 474, I Nr. 1150.

³⁷ Vgl. hierzu Schröder v. Künssberg: a. a. O. S. 885.

³⁸ HStA A 474, I Bl. 94.

³⁹ HStA A 461/67 Nr. 323.

⁴⁰ A. L. Reyscher: *Sammlung Alt-württembergischer Statutarrechte* (1834) S. 198, 201, 203 ff., 207 ff.

⁴¹ StA A 284 Rubrik IX b (Einzelne Vorfälle).

⁴² StA A 284 Rubrik I (Frevel und Unrecht).

⁴³ StA A 284 Rubrik I (Frevel und Unrecht).

- ⁴⁴ StA A 284 Rubrik I (Jurisdictionssachen von 1584 bis 1738).
⁴⁵ StA A 284 Rubrik I (Frevel und Unrecht).
⁴⁶ StA A 284 Rubrik 9 b (Einzelne Vorfälle).
⁴⁷ HStA A 461/67 Nr. 323.
⁴⁸ HStA A 461/67 Nr. 323.
⁴⁹ Schmid: a. a. O. Urk. S. 246.
⁵⁰ HStA A 461/67 Nr. 429.
⁵¹ StA A 248 Rubrik I (Jurisdictionssachen 1584 bis 1738).
⁵² HStA A 461/67 Nr. 323.
⁵³ Neuscheler: a. a. O. S. 115 ff.
⁵⁴ HStA A 474, I, Bl. 94.
⁵⁵ HStA A 461/67 Nr. 429.
⁵⁶ HStA A 461/67 Nr. 429, 416/17.
⁵⁷ Vgl. auch Hess: a. a. O. S. 51.
⁵⁸ Hess: a. a. O. S. 62; HStA A 641/67 Nr. 323.
⁵⁹ HStA A 474, I, Bl. 94.
⁶⁰ Reyscher: a. a. O. S. 200, 202.
⁶¹ Reyscher: a. a. O. S. 199, 201, 202.
⁶² Neuscheler: a. a. O. S. 172.
⁶³ Vgl. Theodor Knapp: Gesammelte Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte vornehmlich des deutschen Bauernstandes (1902) S. 346 ff.
⁶⁴ Neuscheler: a. a. O. S. 151, 171.
⁶⁵ HStA A 474, II, S. 1137.
⁶⁶ HStA A 474, II, S. 1656.
⁶⁷ Hess: a. a. O. S.
⁶⁸ Neuscheler: a. a. O. S. 166 Anm. 479.
⁶⁹ Hess: a. a. O. S. 50, 68.
⁷⁰ 1682 ist z. B. vermerkt, daß der Erlachhof in „die Pfarr von Osswil“ begriffen sei. StA A 284 Rubrik IX b (Einzelne Vorfälle); vgl. im übrigen Hess: a. a. O. S. 49.

Nachreformatorsche Gemälde in den Kirchen des Kreises Ludwigsburg

Von Markus Otto

Mit sieben Abbildungen und zwei Grundriß-Zeichnungen

Seit dem schrecklichen Zusammenbruch am Ende des letzten großen Krieges hat in unserem Lande ein Wiederaufbau eingesetzt, der die kühnsten Hoffnungen weit überstieg und heute noch vor der gesamten Welt als ein beinahe ungläubhaftes Wunder dasteht. Daß von diesem mitreißenden Aufschwung auch der kirchliche Bausektor ergriffen wurde, konnten wir seit vielen Jahren mit Freude und Dankbarkeit feststellen. Es wurden nicht nur im Kriege zerstörte oder beschädigte Kirchen wiederaufgebaut und instand gesetzt, sondern es entstanden und entstehen allerorts neue Kirchen als Folge der immens anwachsenden Bevölkerung und – das dürfen wir wohl mit Freuden sagen – aus einem inneren Bedürfnis dieser Bevölkerung heraus!

Neben diesem erfreulichen Aufbau steht aber auch die Pflege des vorhandenen Alten. Dieselbe Zeit, die so große Wunden in den Baubestand unserer Kirchen riß, ließ auch die Erhaltung des übrigen Bestandes nicht mehr als vordringliche Aufgabe erscheinen. So kam es, daß nun neben dem so notwendigen Wiederaufbau und Neubau eine zweite große Aufgabe ihrer Lösung harnte: Unzählige Kirchen im Lande warteten auf eine oft seit Jahrzehnten notwendige Instandsetzung! Auch diese Aufgabe wurde mit einem vorher noch nie dagewesenen Elan angepackt. Hierzu trägt nicht nur die allgemein verbesserte wirtschaftliche Lage bei, die nebenbei auch wieder hochherzige Stiftungen ermöglicht, sondern die Tatsache, daß der Staat heute namhafte Gelder zur Verfügung hat, um solche Vorhaben zu unterstützen. So vergeht schon seit Jahren kaum ein Monat, in dem die Tageszeitungen nicht von der Renovierung irgendeiner Kirche des Landes berichten.

Beratend bei diesen Arbeiten ist das Staatliche Amt für Denkmalpflege, das auch über den Staatszuschuß zu entscheiden hat. Diese beratende Tätigkeit ist bei aller Verantwortlichkeit und der damit verbundenen Mühe un-
gemein reizvoll und vielseitig, da die Problemstellung in jedem Einzelfall ganz individuell ist. Allgemein gesehen bietet sich bei diesen Aufgaben die

große Chance, ein altes Bauwerk – und darum geht es ja in den meisten Fällen – wieder auf seine künstlerische Grundidee zurückzuführen oder aber eine glückliche Harmonie zwischen Ursprung und späteren Zeiten zu schaffen. Die romantische Zeit des letzten Jahrhunderts mit teilweise übertriebenem Gefühlsüberschwang und der etwas unglücklichen Idee der Neugotik hat – in bester Absicht – viel geleistet, was der heutigen strengen Kunstkritik längst nicht mehr standhält. Die kunstgeschichtliche Forschung hat einen Stand erreicht, der das Verständnis für die Absichten der alten Meister in einem früher nicht möglichen Maße gefördert hat. Demnach ist das Ziel der Denkmalpflege heute nicht so sehr, eine alte Kirche zu „renovieren“, d. h. zu „erneuern“, sondern sie zu „restaurieren“, d. h. „wiederherzustellen“. Es wird in jedem Fall versucht werden, alle dem ursprünglichen Gedanken des Baues zuwiderlaufenden späteren Zutaten, soweit möglich, zu entfernen und die ursprüngliche Form wiederherzustellen. Hierbei muß mit viel Verständnis und Stilgefühl vorgegangen werden, da ja z. B. viele gotische Kirchen später im Inneren barock ausgestaltet wurden. Diese späteren Ausstattungen sind meistens künstlerisch von Wert, und es hat sich in fast allen Fällen gezeigt, daß sie mit ausgezeichnetem Stilgefühl von den damaligen Künstlern in den gegebenen Raum eingepaßt und daher auch darin durchaus lebensfähig sind. Was beseitigt wird, sind vornehmlich die unglückseligen „Bereicherungen“ des 19. Jahrhunderts.

Das besondere Interesse der Denkmalpflege muß naturgemäß der Erhaltung des Bestandes an alten Kunstwerken in den zu restaurierenden Kirchen gelten, wobei eine solche Restaurierung oft den willkommenen Anlaß bietet, Verschwundenes, Übermaltes, Übertünchtes und Vermauertes wieder neu zu entdecken und freizulegen. Württemberg hat infolge seiner von der Schweiz beeinflussten Reformation eine besonders bedeutende Einbuße an mittelalterlichen kirchlichen Kunstwerken erlitten. Die Bilderfeindlichkeit war hierzulande groß und erstreckte sich gleichermaßen auf Skulpturen, Tafel- und Wandmalerei. Glücklicherweise hat man jedoch die Wandgemälde meistens nicht abgekratzt, sondern nur übertüncht, so daß sie – mehr oder weniger vollständig – unter der Deckschicht erhalten blieben.

Es ist nun zu einem speziellen Interessengebiet der kunstgeschichtlichen Forschung geworden, bei jeder Kirchnerneuerung besonders intensiv nach etwa unter dem Verputz verborgenen Wandgemälden zu fahnden und diese gegebenenfalls freizulegen. So hat man in den letzten Jahren mehr Wandgemälde freigelegt als je zuvor und damit nicht nur künstlerisch hochstehenden Raumschmuck für die restaurierten Kirchen – ganz im Sinne der Zurückführung auf das Ursprüngliche – gewonnen, sondern der schwäbischen Kunstgeschichte wertvolle neue Erkenntnisse und Erweiterungen des Bestands an Kunstwerken vermittelt.

Bei dieser Freilegung übertünchter Wandgemälde machte man nun mancherorts eine völlig unerwartete, erregende Entdeckung: Es kamen nämlich unter der Tünche nicht mittelalterliche, also vorreformatorische Wandgemälde zutage, die in der Zeit des Bildersturms übertüncht worden waren,

sondern nachreformatorsche Bilder, die zweifelsfrei in evangelischer Zeit an die Wand gemalt und dann in späterer Zeit der Aufklärung und des Klassizismus ebenfalls übertüncht wurden. Aus diesem Befund ergibt sich eine neue und hochinteressante Erkenntnis, daß nämlich die Bilderfeindlichkeit nach der Reformation in unserem Gebiet nur einen kurzen Zeitraum von ca. 50–100 Jahren umfaßte, und daß dann anscheinend ganz spontan ein unübersehbarer Wunsch nach neuer Ausgestaltung der kahlen evangelischen Gotteshäuser mit Bildschmuck vorhanden war. Was der Grund hierzu war und wie weit sich diese neue „Bewegung“ im ganzen Land auswirkte, ist eine interessante kirchengeschichtliche Frage, deren Beantwortung noch aussteht. Aufgabe der vorliegenden Arbeit ist lediglich, die Verhältnisse im Kreis Ludwigsburg zu schildern, es ist aber sicher notwendig, nach und nach einen Überblick über die entsprechenden Erscheinungen im ganzen Land – natürlich in diesem Falle ohne das später hinzugekommene Oberschwaben – zu gewinnen. Als Motiv für den auffallenden Umschwung, der erneuten Hinkehr zum Bild, ließe sich am ehesten das Vorbild der katholischen Kirche vermuten, die im Zuge des aufkommenden Barock in so überschäumender Freude und Herrlichkeit ihre Kirchen ausgestaltete, daß die evangelischen Christen sich in ihren leeren, kahlen Kirchen demgegenüber wie in nüchternen Zweckbauten vorkommen mußten.

Zweck der bisherigen Betrachtungen war, den Leser in die anstehenden Probleme einzuführen. Die vorliegende Arbeit soll nun zunächst das vorführen, was im Sinne unseres Themas bei den Kirchenerneuerungen der letzten Jahre im Kr. Ludwigsburg zutage getreten ist. Zuvor muß aber noch auf eine wichtige Tatsache hingewiesen werden. Wenn wir uns für die Frage nachreformatorischer Bildausstattung unserer Kirchen von kunst- und kirchengeschichtlichem Standpunkt aus interessieren, so muß unsere Aufmerksamkeit der gesamten Bildausstattung gelten, die nach der „Entbilderung“ als Gegenreaktion neu hereingekommen ist. Diese umfaßt nicht nur Wandmalereien, sondern ein teilweise recht umfangreiches Werk von Tafelmalereien an den Emporenbrüstungen. Auch diese Gemälde sind durchweg nachreformatorisch und hauptsächlich in der Barockzeit entstanden. Merkwürdigerweise wurde ihnen, obwohl sie nicht übertüncht gewesen sind, bisher kaum Beachtung geschenkt. Dabei sind bei ihnen sogar vielfach die Maler namentlich bekannt. Ihre Motive aber – in einem Falle handelt es sich um 26 Darstellungen aus der biblischen Geschichte! – sind im Rahmen unserer Themastellung interessant genug, um in diesem Zusammenhang einmal in ihren verschiedenen Variationen bekannt gemacht zu werden.

Das Thema „nachreformatorsche Gemälde in Kirchen des Kreises Ludwigsburg“ wäre somit zweizuteilen. Wir befassen uns nun zunächst – wie schon bemerkt – mit den neu aufgedeckten Wandgemälden. Eine weitere Arbeit in einer späteren Nummer der Geschichtsblätter wird sich neben inzwischen notwendig gewordenen Nachträgen zum ersten Teil in der Hauptsache mit der Besprechung der Tafelgemälde an den Emporenbrüstungen, somit mit dem zweiten Teil unseres Themas zu befassen haben.

Nachreformatorsche Wandgemälde

Wenn wir davon ausgingen, daß in der Zeit der Reformation in Württemberg zahlreiche Bilder und Skulpturen beseitigt wurden, die an den früheren Glauben erinnern konnten, so gibt es doch wohl auch Ausnahmen, sei es, daß das Motiv des Bildes auch weiterhin akzeptiert wurde, sei es, daß die Pietät des maßgeblichen Geistlichen und der Gemeinde einem Bild gegenüber seine Vernichtung oder Übermalung verhinderte. Unsere Aufzählung mag daher mit einem merkwürdigen Bildobjekt beginnen, das wohl in dieser Form kaum eine Parallele hat.

1. MARBACH, ALEXANDERKIRCHE

An der Nordwand des von Meister Aberlin Jörg erbauten Chores befindet sich ein großes spätgotisches Wandgemälde, das dem Andenken der beiden im Pfälzerkrieg gefallenen Ritter Kaspar Speth und Konrad von Heinieth gewidmet ist. Neben dem Gemälde befindet sich eine Inschrifttafel, welche den Verlauf des Treffens schildert, in dem die beiden im Jahre 1460 erschlagen wurden. Darüber ist in der Wand ein Haken befestigt, an dem einst ein „Kappenzipfel“ hing, der laut Inschrift in der nämlichen Schlacht dem Feind als Siegestrophäe abgenommen worden war.

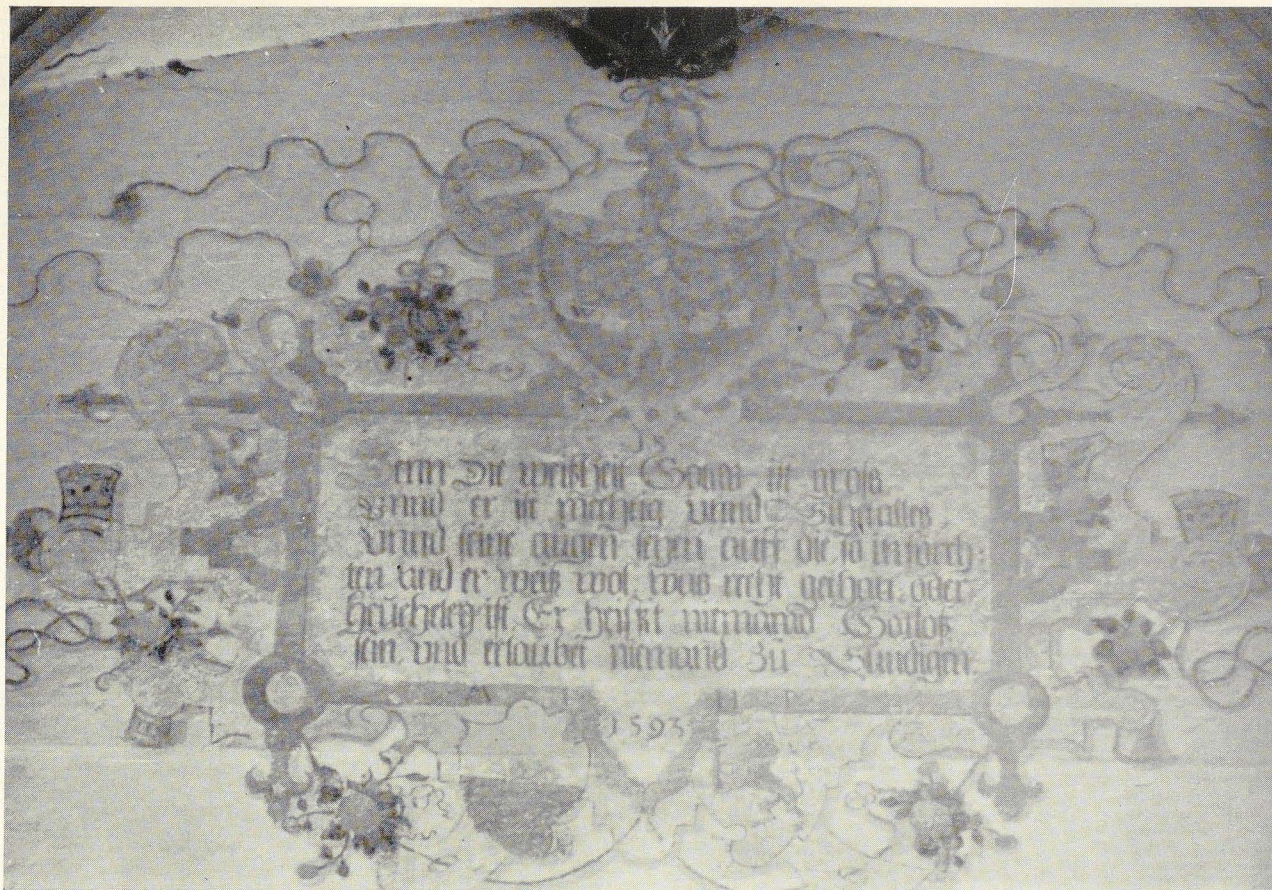
Dieses Bild zeigte ursprünglich die beiden Ritter kniend vor der Mutter Gottes, so daß es aus diesem Grunde nach der Reformation dem allgemeinen Brauch entsprechend hätte entfernt werden müssen. Anscheinend hingen aber die Marbacher so sehr an diesem Bild mit der danebenhängenden Siegestrophäe, daß sie es nicht übers Herz brachten, das Gemälde den neuen Bestimmungen zu opfern. Und sie fanden eine originelle „Patentlösung“! 1565 wurde das Bild erneuert und dabei die Mutter Gottes mit einem Kruzifixus übermalt. Nun knien also die beiden Ritter vor dem Gekreuzigten, und alles ist in bester Ordnung! Das Marbacher Wandgemälde wäre damit ein Musterbeispiel dafür, wie man – sozusagen „mit wenigen Strichen“ – ein mittelalterliches Bild in ein „nachreformatorisches“ verwandeln kann. Zugleich ist es mit der Jahreszahl 1565 unser ältestes Beispiel. Dieses Bild besitzt nun aber noch einen ganz seltsamen – fast möchte man sagen: magischen – Zauber. Wohl ist der Kruzifixus da und deutlich zu sehen, doch die von ihm überdeckte Mutter Gottes im lichtblauen Gewand schimmert wie eine Erscheinung durch den Gekreuzigten hindurch! Diese seltsam zauberhafte Durchdringung übt, ob vom korrigierenden Maler seinerzeit beabsichtigt oder nicht, auf jeden aufmerksamen Beschauer einen eigentümlichen und unvergeßlichen Eindruck aus. (Siehe auch in „Hie gut Württ.“, 1964, 15. Jahrgang, Nr. 1/2: „Wandgemälde in der Alexanderkirche zu Marbach“.)

2. MARKGRONINGEN, BARTHOLOMAUSKIRCHE

Die Frage, ob ein mittelalterliches Wandgemälde in die nachreformatorsche Zeit übernommen wurde, wird auch im Chor der Bartholomäuskirche

gestellt. Die bedeutende Kirche wurde in den Jahren 1954/56 im Inneren völlig erneuert. Hierbei kam im Bereich der Kirchenschiffe ein großer Schatz wertvollster mittelalterlicher Wand- und Gewölbemalereien zutage. Demgegenüber wurde im Chor eine einheitlich nachreformatorische Wandbemalung freigelegt. Sie mag wohl als erster Versuch gewertet werden, etwas Neues zu schaffen und den kahlen Wänden einen Schmuck zu geben. Vielleicht traute man sich noch nicht an das Wagnis, die Wände wieder mit Bildern auszustatten. So begnügte man sich mit einem umfangreichen Aufgebot an Bibelsprüchen als Ausdruck der Freude über die Lutherbibel. Der Wunsch nach Schmuck tut sich in der Umrahmung dieser Sprüche kund, die zeitgemäß in formen- und farbenreiches Rahmenwerk gefaßt sind. Sie befinden sich hauptsächlich an der Nordwand des Chores, an der ziemlich weit oben in der Nähe des Gewölbes drei große, länglich-ovale Spruchkartuschen nebeneinanderliegen. Unter der mittleren reicht ein großer rechteckiger Rollwerkrahmen bis zum Chorgestühl herab. Er umrahmt ein leider nicht mehr erkennbares Wandgemälde. Die Tatsache, daß die Sprüche samt ihren Umrahmungen durchweg recht gut zutage traten, wogegen das genannte Wandgemälde nicht (hingegen auch wieder sein Rahmen!), legen die Vermutung nahe, daß es sich bei diesem Gemälde um ein altes mittelalterliches Bild gehandelt hat, das man in die neue Zeit übernommen und lediglich mit einem zur übrigen Raumausstattung passenden neuen Rahmen versehen hatte. Es wurden sogar über und unter dieses Bild Sprüche gesetzt. Darüber steht: „Wahrlich, wahrlich sage ich Euch: es sei denn, daß das Weizenkörnlein in die Erde falle und sterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viel Frucht“ (Joh. 12, 24). Darunter: „Christus hat durch seinen Tod die Macht genommen dem, der des Tods Gewalt hat, das ist: dem Teufel, und erlöst die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten“ (Hebr. 2, 14–15). Obwohl anzunehmen ist, daß diese beiden Sprüche Beziehung zu dem Bild hatten, läßt sich aus ihnen wohl kaum das Motiv erraten. Das Thema der übrigen Sprüche ist die Botschaft von Christus, dem Erlöser, der für unsere Sünden gestorben ist und uns das Tor zum ewigen Leben geöffnet hat. Es ist eine eindrucksvolle Predigt, die da in sinnvoll ausgewählten und aneinandergereihten Bibelsprüchen – jeweils mit Angabe der Bibelstelle – an der Wand steht und die ganze Freude und den ganzen Trost der evangelischen Botschaft ausspricht.

Die Frage, wann diese Chorausmalung entstanden ist, beantwortet die Jahreszahl 1593, die im Chorraum über dem Chorbogen unter einer Spruchkartusche angebracht ist. Wir haben diese Malerei als Beispiel für die Chorausmalung der Bartholomäuskirche abgebildet. Der Spruch lautet (in heutiger Schreibweise): „Denn die Weisheit Gottes ist groß, und er ist mächtig und siehet alles, und seine Augen sehen auf die, so ihn fürchten, und er weiß wohl, was recht getan oder Heuchelei ist. Er heißt niemand gottlos sein und erlaubet niemand zu sündigen.“ Das über dem Spruch gemalte Wappen, die unter ihm im Rahmen gemalten Buchstaben M.I.H.P., sowie ein zweites unter



Markgröningen, Bartholomäuskirche. Spruch an der Westwand des Chores
über dem Chorbogen mit dem Datum der Chorausmalung 1593

der mittleren Kartusche der Nordwand aufgemaltes Wappen konnten bisher noch nicht gedeutet werden (s. Abbildung).

Von der im Rahmen unseres Themas besonders interessierenden figürlichen Ausmalung der Kirchen in nachreformatorischer Zeit liegen z. Z. vier ausgezeichnete Beispiele in unserem Kreise vor. Da die Restaurierungen im Kreise noch nicht abgeschlossen sind, muß diesbezüglich auf die angekündete Fortsetzung unserer Betrachtung zu späterem Zeitpunkt verwiesen werden. Bei den nun folgenden Beispielen ist deutlich zu beobachten, wie zwei Gepflogenheiten mittelalterlicher Wandmalerei auch in die „neue Zeit“ übernommen wurden. Einerseits die Nebeneinanderstellung einzelner Monumentalgestalten, früher vielfach auch von Heiligen, jetzt von Aposteln oder Propheten; andererseits eine fortlaufende Bebilderung der Wände mit Szenen aus der biblischen Geschichte. Auch die letztere Art der Bebilderung ist nun natürlich ganz auf den Gebrauch der evangelischen Kirche zugeschnitten, wobei mit großer Vorliebe alttestamentliche Motive mit herangezogen werden, die in Beziehung zur Botschaft des Neuen Testaments stehen. Auch diese Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen AT und NT ist im Grunde schon mittelalterlich und hat bereits in der berühmten „Biblia Pauperum“ ein bedeutendes Vorbild. Schließlich ist auch die Darstellung der Bilder in mehreren Zeilen übereinander schon eine uralte Gepflogenheit.

Wir beginnen unsere Betrachtung nun mit den beiden Kirchen, in denen neben biblischen Szenen auch die erwähnten Monumentalfiguren zu sehen sind.

3. GROSSINGERSHEIM, MARTINSKIRCHE

Hier hat die Renovierung in den Jahren 1961 und 1962 im schönen spätgotischen Chor ganz beträchtliche Malereien zutage gefördert, wogegen im Kirchenschiff bis auf ein undefinierbares kleines Fragment einer – wohl noch mittelalterlichen – Wandmalerei anscheinend nichts herauszubringen war. Die hervorragend wiedererstandene Ausmalung des Chors stammt dem Bericht von Herrn Pfarrer Kühnle zufolge einheitlich aus der Zeit des angehenden 17. Jahrhunderts. Sie gliedert sich klar in drei Teile:

- A. Die monumentalen Figurengruppen an der Nordwand des Chores.
- B. Die Evangelistengruppe im Kreuzgewölbe.
- C. Das große Wandgemälde an der Südwand des Chores.

Zur Verdeutlichung der Lage der einzelnen Malereien soll die kleine stilisierte Skizze des Chores dienen, die auch die Struktur des Gewölbes erkennen läßt.

A. Die monumentalen Figuren an der Nordwand

In Feld 1 (siehe Skizze) sehen wir hoch oben über der Pforte zum Turm David und Jubal, auf Wolken thronend. Links Jubals „erdhafte Gestalt“ (Kühnle) mit der Zither, rechts die königliche Gestalt Davids mit der Harfe, eine Gegenüberstellung weltlicher und sakraler Musik (Kühnle). Die



Großingersheim, Martinskirche. Apostelgestalten an der Nordwand des Chores

Namen der beiden Figuren sind in stilvoller Frakturschrift (siehe auch Beihingen!) daneben gesetzt.

Feld 2 und 3 bringen in zwei Zeilen übereinander die Monumentalfiguren der Apostel. Zu ihren Häupten schweben Engel, die in origineller Weise die Schriftbänder tragen, auf denen die Namen der Apostel mit lateinischen Majuskeln geschrieben stehen. Diese Namen tragen auffallenderweise immer noch das mittelalterliche „S.“ = „Sanctus“ vor dem Apostelnamen. Die früher üblichen Attribute sind nur noch bei einigen Figuren der oberen Reihe zu sehen, wogegen sie bei den Figuren der unteren Reihe durchweg fehlen. Diese sind in lehrender Geste mit einem Buch in der Hand oder einem Stabe dargestellt. Die Anordnung der Apostel ist folgende:

Feld 2 oben (von links nach rechts):

1. S. J A C O B V S M I N O R
2. S. B A R N A B A S
3. S. A N D R E A S (mit dem bekannten Andreaskreuz)

unten (s. Abbildung)

4. S. P E T R V S
5. S. T H O M A S
6. S. P A V L V S
7. S. P H I L I P V S (!)

Feld 3 oben

8. S. S I M O N (mit einer Säge)
9. S. J A C O B V S M A I O R (mit dem Pilgerstab)
10. S. J O H A N N E S (mit dem Kelch)

unten

11. S. M A T H I A S
12. S. M A T H A E V S
13. S. B A R T H O L O M A E V S

Unter den Aposteln finden wir hier also auch den sonst fehlenden Barnabas, wodurch die Zahl 13 herauskommt. Die Figuren sind von sicherer Künstlerhand gezeichnet. Besonders der Faltenwurf der Gewänder ist prachtvoll. Ebenso erfreut wird das Auge durch das wohlausgewogene, durchaus glückliche Arrangement der Figuren in dem zur Verfügung stehenden Raum. Als Ergänzung und Gegenüberstellung sind oben im Gewölbe die vier Evangelisten mit ihren Symbolen dargestellt.

B. Die Evangelistengruppe im Kreuzgewölbe

Die Lage der Figuren geht aus der Skizze hervor.

- a. Johannes (mit dem Adler)



Großingersheim, Martinskirche
Einer der Evangelisten (Markus) im Gewölbe des Chores

- b. Markus (mit dem Löwen) s. Abbildung
- c. Lukas (mit dem Stier)
- d. Matthaeus (mit dem geflügelten Menschen).

Alle vier sind als Verfasser der Evangelien ausdrücklich mit Gänsefeder und Buch dargestellt. Wie so oft, erscheinen auch hier Matthäus und Johannes zweimal, einmal als Apostel, dann – wie Johannes – mit dem Attribut, und einmal als Evangelisten, dann mit ihrem Symbol, das oft auch alleine und für die Person des Evangelisten steht. Über die Bedeutung der Attribute und Symbole habe ich in einer Arbeit in „Hie gut Württemberg“ seinerzeit berichtet (H. g. W. 1960, 11. Jahrg., Nr. 6, S. 43/44 „Der Kirchenhimmel), worauf hier verwiesen sei. Auch die Evangelisten sind in sehr flotter, gekonnter Zeichnung und ansprechenden Farben wiedergegeben.

C. Das große Wandgemälde an der Südwand des Chores

In der Skizze in Feld 4 erstreckt es sich in einem Zuge von der Pforte zur Sakristei bis hinauf zum Gewölbe und nimmt die ganze Breite des ersten

Chorjoches ein. „Das Volk Israel in der Wüste unterwegs in das verheißene Land Kanaan. Vor der (weit in die Tiefe des Bildes reichenden) Zeltstadt wird das tägliche Brot, Manna und Wachteln eingesammelt. (Das emsige Treiben des Volkes ist sehr anschaulich dargestellt!) Im Vordergrund rechts die achtunggebietende Gestalt Moses (mit der Rechten einen Stab ausrekend), dahinter sein Bruder Aaron (siehe 2. Mose 16)“ (Kühnle). Über dem Zeltlager in der Wüste hoch oben in himmlischen Regionen Gottvater, umgeben von auf Wolken schwebenden musizierenden Engeln. Ob von diesen – links oben – einer beim Sturz in die Tiefe ist (der dann nach Kühnle als Luzifer zu interpretieren wäre), ist nicht deutlich zu sehen.

Abschließend wäre noch auf die ornamentale Ummalung von Chorfenstern, Türen und Chorbogen hinzuweisen, die im Zeichen der damaligen Zeit mit Roll- und Beschlagwerk versehen, sich dennoch glücklich dem Raum anpaßt und eine gute Verbindung vom fröhlich barocken Orgelprospekt zu den ernstesten gotischen Grundformen des Chores darstellt. Besonders schön und bemerkenswert sind außerdem zahlreiche feine Blumenmotive zwischen den Gewölberippen, die mit ihren fröhlichen Farben in ausgezeichneter Weise dazu beitragen, den Chorraum zu beleben. So ist in diesem Chorraum der Martinskirche von Großingersheim in idealer Weise das entstanden, was wir als denkmalspflegerisch anstrebenwert bezeichneten: eine glückliche Harmonie wertvoller Kunstäußerungen aus verschiedenen Stilepochen der Vergangenheit!

4. DIE KIRCHE IN BEIHINGEN

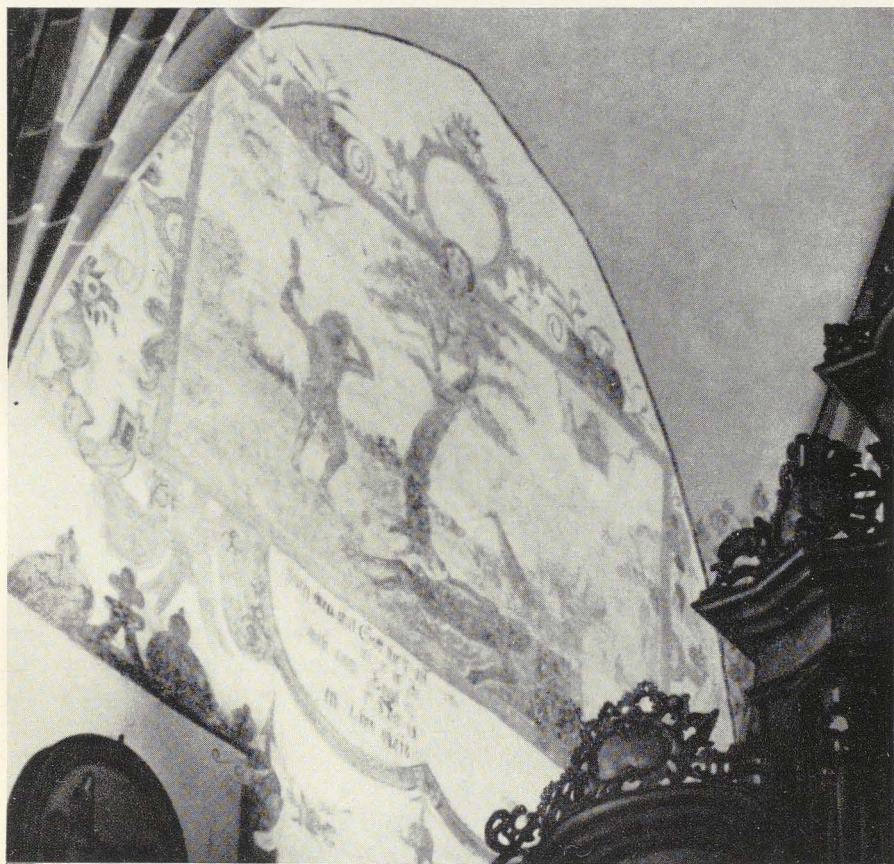
Diese bezüglich ihrer reichen Innenausstattung besonders bemerkenswerte Kirche hat ihr heutiges Gesicht bei einer umfangreichen Instandsetzung in den Jahren 1955–1960 erhalten. An dem Bau sind in architektonischer Hinsicht zwei besondere Merkmale hervorzuheben. Erstens der mächtige, nahezu kubische Turm, der in seinem Untergeschoß einen von starken Mauern umschlossenen Turmchor birgt. Zweitens das 1620 veränderte Schiff. Es wurde damals die alte Südwand größtenteils entfernt und der Raum durch Anbau eines südlichen Seitenschiffes mit besonderer Empore („Junkerborckirche“) und Renaissance-Treppenturm erweitert, wodurch die Anlage asymmetrisch geworden ist. Auch über diese bereits erwähnte Kirchenrenovierung liegt ein ausführlicher Bericht von Herrn Pfarrer Otto Majer vor, doch sollen aus der Fülle der Erscheinungen hier die interessierenden Wandgemälde besonders herausgestellt werden.

A. Nachreformatorische Wandgemälde im Turmchor

Dieser infolge des Turmgrundrisses etwa quadratische Raum ist durch sein Kreuzgewölbe in zwei Joche geteilt. Er scheint, soweit die bedeutenden steinernen Grabmäler adliger Familien (siehe L. G. XV, Tafel 6) noch Platz ließen, vollständig mit Bildszenen ausgemalt worden zu sein. Diese Ausmalung wurde, dem genannten Bericht zufolge, von dem Maler Hans Jerg

Herzog, Bürger in Markgröningen, 1596 ausgeführt. Soweit die Malereien freigelegt werden konnten, zeigen die Wandgemälde ein Rahmenwerk, das dem Rahmenwerk der Chorbemalung in der Bartholomäuskirche Markgröningen auffallend ähnlich ist. Auch wo der Maler die vorhandenen steinernen Renaissancegrabmäler durch Ummalung mit Rankenwerk in den Stil des Ganzen einbezogen hat, gilt dieselbe Feststellung. Vielleicht ist die Vermutung nicht ganz abwegig, es könnte sich in beiden Kirchen um denselben Meister handeln, um so mehr, als die beiden Daten der Ausmalung 1593 und 1596 in durchaus plausibler Nähe liegen. Interessant wäre alsdann die Tatsache, daß der Markgröninger Auftraggeber für die Bartholomäuskirche eine figürliche Ausmalung noch abgelehnt hat, wogegen der Beihinger Auftraggeber eine solche befürwortete. Von der Bildausstattung des Jerg Herzog zeugen folgende Reste:

An der Nordwand im ersten Gewölbejoch, über der Sakristeitür



Beihingen

Wandgemälde an der Chornordwand von 1596: Kain erschlägt Abel

1. Der Sündenfall. Unter dem Baum des Lebens steht Eva und streckt die rechte Hand nach dem am Baum hängenden Apfel aus. Rechts von ihr, ihr zugewandt, Adam, der die Hand ausgestreckt hat, um den Apfel in Empfang zu nehmen. Von der unterhalb des Bildes in einer Kartusche angebrachten Inschrift sind nur noch Bruchstücke leserlich: „ . . . vom Baum des Lebens aßen . . . “.

Daneben rechts, im zweiten Gewölbejoch

2. Kain erschlägt seinen Bruder Abel. Unter einem Baum liegt dahingestreckt der tote Abel. Davor, links vom Baum steht Kain in einer auffallend exaltierten Pose: Die Rechte hält die Keule noch wie mechanisch hochgehoben, wogegen die Linke voll Entsetzen an den Kopf greift: „Was habe ich getan?!“ Auch hier kamen von der Bildunterschrift nur unzusammenhängende Fragmente zutage (s. Abbildung).

An der Ostwand, links vom östlichen Chorfenster

3. Mose mit dem Namen zu seinen Häupten, darüber die Zahl 15 und rechts vom Chorfenster

4. Aaron, ebenfalls mit Namen darüber und der Zahl 96. Es handelt sich hier also um die wichtige Zahl 1596, das Datum der Chorausmalung. (Bild 3 und 4 sind durch die Orgel verdeckt.)

Über dem Chorbogen, also auf der Westseite des Chores kam schließlich noch

5. ein leerer Bildrahmen heraus, der einst die Erschaffung der Welt umschloß. Von der Inschrift in der Kartusche über dem Rahmen sind noch die Worte zu lesen: „Von Anbeginn schuf Gott der Herr Himmel und die Erden und das Wasser . . . “

B. Nachreformatorische Wandgemälde im Schiff

Dem Bericht Pfarrer Majers zufolge wurden auch an der Nordwand des Schiffes Reste großer Rahmen mit Renaissanceschmuck freigelegt. Da die beiden Bilder, die von ihnen umschlossen wurden, nicht mehr herausgekommen sind, hat man auch die Rahmenreste wieder übertüncht. Auch hier bleibt die Frage offen, ob es sich bei diesen Bildern um nachreformatorische Neuschöpfungen gehandelt hat oder ob zwei „vorreformatorische“ Gemälde auch für die neue Zeit anerkannt und nur neu gerahmt worden waren. Daß im Schiff solche Gemälde aus der Zeit vor der Reformation vorhanden waren, beweist ein freigelegtes Bild des Auferstandenen unten an der Westwand, das lt. Bericht aus dem frühen 16. Jahrhundert stammt und noch vor der Reformation gemalt wurde. Dieses Bild scheint mit einem anderen übermalt worden zu sein, von dem man noch den sehr originellen mit fröhlichem Zierat versehenen Rahmen freigelegt hat, der nun das würdige Aufstehungsbild fast zu heiter umgibt.

Die große Entdeckung im Bereich des Schiffes waren aber Monumentalgestalten von Propheten, die hoch oben am westlichen Rest der alten Südwand bis hinein in die Westwand freigelegt wurden. Wie schon bemerkt, wurde

1620 die Kirche durch Beseitigung des größten Teils der Südwand und Anbau eines Seitenschiffes vergrößert. Da nun über der Kanzel beim Chorbogen, also beim östlichen Rest der Südwand, ebenfalls eine Monumentalfigur herauskam, liegt die Annahme nahe, daß einst über die ganze Südwand ein großer Prophetenzyklus gemalt war, der dann größtenteils dem Abbruch dieser Wand zum Opfer fiel. Die Figuren müssen also vor 1620, dem Datum des Umbaues, gemalt worden sein. Sie zeugen von einem beachtlichen Kön-



Beihingen
Königsgestalt rechts vom Chorbogen über der Kanzel

nen des Meisters und erinnern in gewisser Beziehung an die Apostel von Großingersheim, auch in der – dort nur bei dem Paar Jubal – David – angewandten Frakturschrift. Der angenommene Zyklus begann wohl mit der Figur über der Kanzel beim Chorbogen:

1. eine prächtige Königsgestalt mit Krone und Zepter (siehe Abb.) Auf der beigegebenen Schriftbänderole ist nur noch (in Fraktur) „Der König . . . “ zu lesen. Dem Zusammenhang nach ist wohl an Salomo zu denken. Bei der Kanzel beginnt an der Südwand direkt der Ausbruch. Erst im Bereich der Westempore haben wir wieder die alte Südwand vor uns und damit auch die Fortsetzung des Zyklus, die nur noch aus den fünf letzten alttestamentlichen Schriftpropheten in der üblichen Reihenfolge besteht:

2. „Der Prophet Habacuck“

3. „Der Prophet Sophonias“ (Zephanja)

Hier folgt ein Fenster und dann beginnt die Westwand des Schiffs.

4. „Der Prophet . . . “ (erg. Haggai) (Siehe L. G. XV, Tafel 5)

5. „Der Prophet Zacharia“

6. „Der Prophet Malachias“ (Maleachi).

Mit diesen Figuren hat die Beihinger Kirche eine besonders wertvolle Bereicherung erfahren, und es ist sehr zu bedauern, daß der großartig angelegte Zyklus nicht vollständig ist.

Im übrigen ist die Beihinger Kirche noch weit mehr als die Großingersheimer Kirche ein Beweis dafür, wie eine Fülle verschiedener Stilperioden sich in ein und demselben Raum in schöner Harmonie vereinigen läßt. Da ist zuerst die ernste Grundstimmung des wuchtigen Turmchors aus gotischer Zeit, darin die Renaissancegrabmäler von hohem künstlerischem Rang und die Chorbemalung von 1596. Es folgen die Monumentalfiguren von vor 1620 (daneben noch unten im Schiff die spätgotische Auferstehung!), sodann schließlich der herrliche Orgelprospekt aus der blühendsten Zeit des Barock, die Barockkanzel und eine wirklich einmalige Ausmalung der Emporenbrüstungen mit Tafelmalereien von 1752, dazu noch im Raum zahlreiches Zierwerk aus derselben Zeit . . . fürwahr: eine wohl kaum mehr zu überbietende Vielfalt, die hier zu einem organischen Ganzen geworden ist!

Wie die beiden Kirchen von Großingersheim und Beihingen in ihren Monumentalfiguren eine gewisse Gemeinsamkeit besitzen, so stehen die nun folgenden Kirchen, die letzten unseres Berichts, durch die frappante Ähnlichkeit ihres Wandschmucks sichtlich in enger Beziehung.

5. ASPERG, MICHAELSKIRCHE

Über die Geschichte dieser schönen Kirche wird vom Chronisten des Orts, Herrn Rektor Bolay, ausführlich berichtet, so daß hier nur soviel gesagt werden muß, als zu unserem speziellen Thema gehört. Auch die Michaelskirche wurde in neuester Zeit renoviert. Ein Bericht der Ludwigsburger Zeitung vom 10. 6. 1960 meldet die Beendigung der Arbeiten. In ihm wird

auch die Freilegung von drei Wandgemälden erwähnt. Auch Th. Bolay spricht in seiner Arbeit über die Michaelskirche in „Hie gut Württemberg“ 1961, 12. Jahrg., Nr. 43, S. 21 über die Ausmalung der Kirche, die im Zuge einer inneren Erneuerung nach den schweren Schäden des Dreißigjährigen Krieges erfolgt ist.

Man hat im Laufe der Restaurierungsarbeiten festgestellt, daß der ganze Kirchenraum weitgehend ausgemalt war. Vielleicht war der Erhaltungszustand der weiteren Wandgemälde zu schlecht – jedenfalls hat man – leider !! – nur die drei bereits genannten Wandbilder restauriert. Das ist sehr schade, da diese Gemälde eine enge Verwandtschaft mit denen der Bissinger Kilianskirche zeigen, so daß eine größere Übersicht über den Asperger Bestand recht interessant gewesen wäre.

Die drei Wandgemälde, die den Teil eines Leben-Jesu-Zyklus (eventuell mit dazwischengeschalteten alttestamentlichen Szenen) bilden, befinden sich nebeneinander an der Nordwand des Schiffes. Die beiden ersten sind im Bereich der Empore, leider etwas zu wenig belichtet, und führen in ihrer Anlage eine weitere Gepflogenheit mittelalterlicher Wandmalerei fort: daß nämlich auf demselben Bild verschiedene Stadien der Geschichte ohne besondere Trennung nebeneinander gesetzt werden.

1. Zwei Szenen aus der Passion.

links

a) Die Dornenkrönung. Christus sitzt mit dem Purpurmantel bekleidet in einem Hofraum (im Hintergrund Gebäudeteile). Er hat in der Rechten ein Rohr als Zepter. Zwei Kriegsknechte sind dabei, gemeinsam mit einem Stab (der sich unter ihrem Druck durchbiegt !!) die Dornenkrone auf sein vom Nimbus umgebenes Haupt zu pressen.

Rechts daneben, im selben Rahmen, ohne Übergang

b) Das Ecce Homo. In einem Fenster desselben Gebäudekomplexes steht Christus als der dornengekrönte König, neben ihm Pilatus, davor im Hofraum das gaffende Volk, durch wenige Figuren dargestellt.

Über dem Bild steht: „Die Kriegsknechte führten ihn hinein in das Richt- haus und versammelten die Schar und zogen ihm einen Purpur an und flochten eine Dornenkrone und gaben ihm ein Rohr in seine rechte Hand und schlugen damit sein Haupt.“

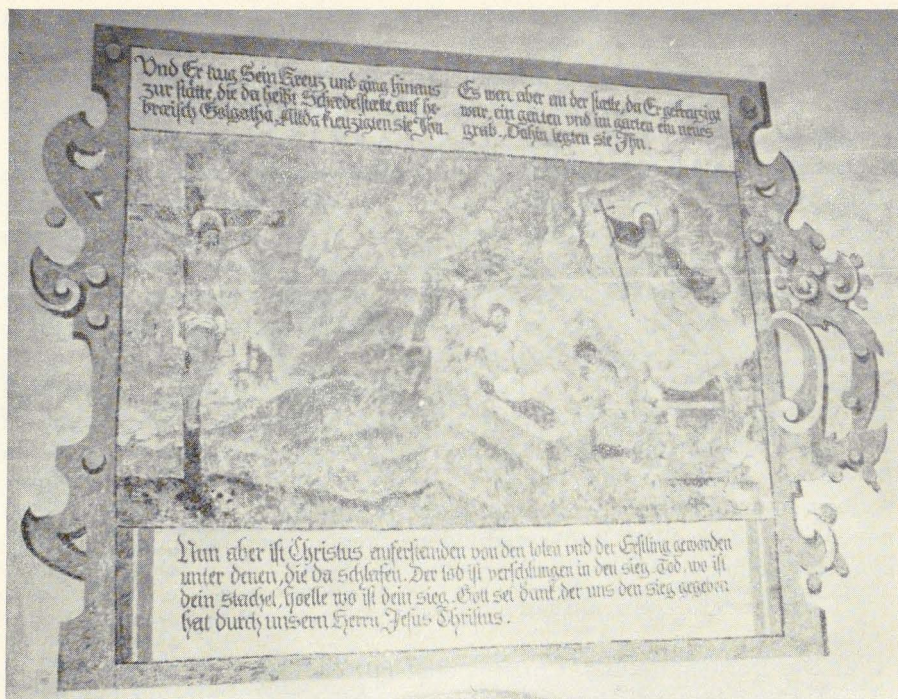
Daneben in einem zweiten Rahmen

Kreuzigung, Grablegung, Auferstehung. (Abbildung)

a) Christus am Kreuz, allein, ohne Schächer und ohne die sonst übliche Figurengruppe unter dem Kreuz. Im Hintergrund Jerusalem.

b) (ohne Übergang) die Grablegung. Der Leichnam Christi wird von Joseph und Nikodemus in einen Steinsarg gelegt. Obwohl die Figur zu Häupten Christi eher einer Frau ähnelt, besteht wohl kein Zweifel, daß es sich um die typologisch festliegenden beiden Männer handeln soll.

c) (ohne Übergang) die Auferstehung. Christus erhebt sich in einer lichten Wolke aus dem Grab, angetan mit Lendentuch und über der Schulter hängendem wehendem Mantel, in der Rechten die Siegesfahne mit Kreuz,



Asperg, Michaelskirche
 Wandgemälde an der Nordwand des Schiffes:
 Kreuzigung – Grablegung – Auferstehung

die Linke sieghaft emporgehoben. Vor dem Grab die erschrockene Grabwache.

Über dem Bild steht (links): „Und er trug sein Kreuz und ging hinaus zur Stätte, die da heißt Schädelstätte, auf hebräisch Golgatha. Allda kreuzigten sie ihn.“ (Rechts): „Es war aber an der Stätte, da er gekreuzigt war, ein Garten, und im Garten ein neues Grab. Dahin legten sie ihn.“ Unter dem Bild steht: „Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen. Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus.“

Das dritte Bild, ebenfalls in großem Rollwerkrahmen, ist neben der Empore zwischen zwei Fenstern.

3. Eine große Darstellung der Himmelfahrt Christi.

Im Mittelpunkt des Bildes, in einem großen Wolkenkranz, die zum Himmel auffahrende Gestalt Christi mit segnenden Händen. Darunter in hügeliger Landschaft die emporschauende Jüngerschar, die sich rechtshin zu einer Anhöhe erstreckt.

Über dem Bild steht: „Er führte sie aber hinaus bis nach Bethanien und hob die Hände auf und segnete sie. Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel. Sie aber kehrten wieder nach Jerusalem.“ Unter dem Bild steht: „Johannis am Cap V, 17 (richtig: Cap. XX, 17!) Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“

Die in zarten Pastelltönen gehaltenen Bilder sind von bräunlichen, kräftigen Rollwerkrahmen umgeben, deren klare Linien nicht den Überschwang der Umrahmungen von Markgröningen und Beihingen aufweisen. Sie gleichen verblüffend den Umrahmungen der Bilder in der Bissinger Kilianskirche, wie auch die Anordnung: über den Bildern die zugehörige Bibelstelle, unter den Bildern hauptsächlich die Stifter der Bilder – vollständig der Bissinger Anordnung entspricht. Gerade die ausführliche Nennung der Stifter ist ein neuer Gesichtspunkt, der bei den bisherigen Beispielen nicht in Erscheinung trat und die Bilder sehr persönlich in das Gemeindeleben der damaligen Zeit hineinstellt. Wenn auch die Beschäftigung mit den Stiftern im allgemeinen den Rahmen unseres heutigen Themas überschreiten würde, so ist es doch im Falle Asperg (wo die Bilder nicht, wie in Bissingen, mit Jahreszahlen datiert sind) notwendig, sich mit ihnen kurz zu beschäftigen, da sie Anhaltspunkte zur Datierung der Bilder geben können.

Unter dem Himmelfahrtbild steht als Stifter **Johann Wilhelm Haug, Keller zu Asperg**. Über Haug berichtet das „Neue Württembergische Dienerbuch“ unter § 2438 folgendes: „ . . . gewesener Kanzleischreiber zu Göppingen (1628), ist Keller (auf dem Hohenasperg) 1632 Georgi – Georgi 1636. Er ist RK-Registrator 1638 Martini – 26. Mai 1640. Wieder Keller auf Asperg 1637 Jan. 24. bis Georgi 1643. Letzte Überweisung 13. März, wird Kastenpfleger in Stuttgart.“ Er ist geboren in Stuttgart am 28. Februar 1607 und war zweimal verheiratet. Durch seine zweite Ehe 1636 in Markgröningen wurde er Tochtermann von Christoph Brunn, Abt zu St. Georgen. Seine Witwe Anna Christina Brunn heiratet 1650 den Feldtrompeter Melchior Büttner.

Aus diesen aufschlußreichen Daten geht hervor, daß der Stifter des Bildes nur bis Georgi 1643 Keller auf dem Asperg gewesen ist und daraufhin Kastenpfleger in Stuttgart wurde. Er muß vor 1650 gestorben sein, da sich seine Witwe 1650 neu vermählte. Als „Keller zu Asperg“ kann er das Bild also spätestens 1643 gestiftet haben, vielleicht auch noch einige Jahre später als Kastenpfleger in Stuttgart, in Erinnerung an die Zeit seines Kelleramts auf dem Asperg. Da er aber ja wohl spätestens 1649 gestorben ist, ist dieses Jahr das späteste, in dem die Stiftung erfolgt sein kann. Es ist also sicher eines der ältesten der im Zuge der Instandsetzung der Kirche gemalten Bilder. Das Datum paßt auch gut zu dem Datum 1647, das in die zu jener Zeit neu erbaute Westempore eingeschnitzt ist.

Da von den beiden nebeneinanderliegenden Gemälden auf der Empore nur die Nr. 1 unten eine Stiftertafel trägt, ist wohl anzunehmen, daß beide Bilder zusammen von denselben Stiftern gestiftet wurden. Leider hat man

hier bei der Aufdeckung der Namen nicht die nötige Sorgfalt walten lassen, so daß nur verstümmelte Fragmente zu lesen sind. Soviel ist jedoch deutlich, daß es sich anscheinend um eine Familienstiftung der Familie Vatter handelt, einer in jener Zeit bedeutenden Asperger Familie. Dreimal erscheint untereinander der Name Vatter, wobei die Vornamen der Männer unleserlich blieben, wogegen von den Frauennamen oben „Elisabetha“ und beim letzten Vatter „Margaretha“ zu lesen ist. Wichtig erscheint das letzte Paar mit der Frau „Margaretha“. Der Sohn eines Asperger Schultheißen dieser Zeit, des Sebastian Vatter, war Hans Georg (Hans Jerg) Vatter, Metzger und Lammwirt zu Asperg. Dieser holte sich die Bissinger Pfarrerstochter Margaretha Sebold als Frau, mit der er die Ehe lt. Bissinger Eheregister dort am 10. März 1674 schloß. Es erscheint nicht allzu abwegig, in diesem Paar die beiden letzten Stifter zu sehen. Ob nun die beiden anderen etwa Vater und Großvater, Brüder etc. waren, ist bei unserer Annahme weniger wichtig. Sie würde aussagen, daß die beiden Bilder erst 1674, im Jahre des Eheschlusses des untenstehenden Paares gestiftet worden wären. (Es sei denn, daß sich die beiden nachträglich auf eine schon ältere Stiftung ihrer Verwandten mit hätten aufmalen lassen, was kaum anzunehmen ist!)

Ohne dieses späte Datum 1674 der beiden Bilder als absolut bewiesen hinstellen zu wollen, glaube ich doch, einen Beweis dafür geliefert zu haben, daß sich die Ausmalung der Michaelskirche in Asperg über einige Jahrzehnte erstreckt haben kann, wie dasselbe auch bei der Ausmalung der Bissinger Kilianskirche der Fall ist. Die angenommene Jahreszahl 1674 reicht genau an die Zeit der Ausmalung der Kilianskirche heran, so daß der Gedanke, es könne in beiden Kirchen derselbe Künstler gewirkt haben, sicher nicht abwegig ist.

6. BISSINGEN, KILIANSKIRCHE

Wenn die Wandgemälde der Bissinger Kilianskirche als krönender Abschluß am Ende dieser Arbeit stehen, so geschieht das nicht aus übertriebenem „Lokalpatriotismus“ eines Bissingers, sondern infolge der Tatsache, daß hier etwas ganz Besonderes vorliegt, das – soweit mir bekannt ist – bisher in weitem Umkreis noch keine Parallele aufzuweisen hat. Es ist nämlich gelungen, in der Kilianskirche die nahezu vollständige Ausmalung einer altwürttembergischen evangelischen Kirche des 17. Jahrhunderts freizulegen, und was bei den bisher geschilderten beachtlichen und oft künstlerisch hochstehenden „Teilerfolgen“ nicht in demselben Maße deutlich werden konnte: Hier liegt das vollständige „Programm“ einer solchen Ausmalung vor uns ausgebreitet!

Über die Restaurierung der Kirche in den Jahren 1960/61 wurde ebenfalls in L.G.XV ein Kurzbericht veröffentlicht. Daß unter der Tünche der Kirchenwände Wandgemälde aus nachreformatorischer Zeit verborgen seien, war schon lange bekannt, und bei der letzten Renovierung der Kirche 1938/39 wurden einige derselben freigelegt. Der damalige Pfarrer berichtet in einer Aktennotiz von drei Wandgemälden, die aber wieder zugetüncht wurden,

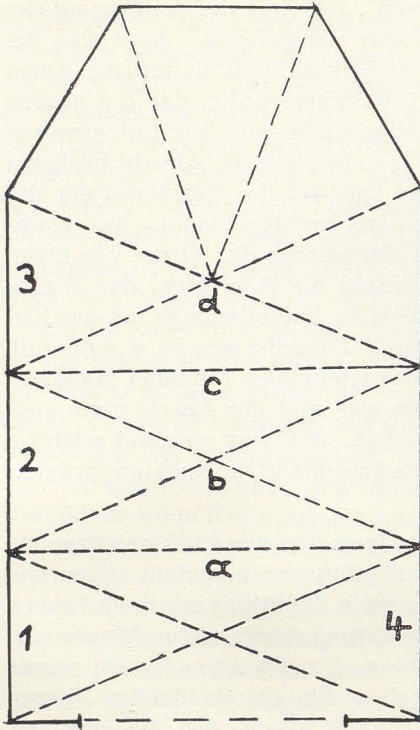
„weil sie nicht in den Kirchenraum passen“. Das war die Auffassung der damaligen Zeit, die – von ihrem Standpunkt aus gesehen – auch eine Berechtigung hatte. Außerdem hielt man damals nachmittelalterliche Kunst noch nicht allgemein in dem Maße für erhaltungswürdig, daß die großen Kosten für eine Restaurierung der Wandgemälde gerechtfertigt gewesen wären. Wir freuen uns um so mehr, daß man heute seine Ansicht in dieser schwierigen Frage grundlegend geändert hat. Bei der Restaurierung der Jahre 1960/61 ging man daher von einer ganz anderen Planung aus. Nachdem beachtliche Schäden eine gründliche Herrichtung der Kirche von innen und außen notwendig gemacht hatten, wurde die Freilegung der Wandgemälde vom Staatl. Amt für Denkmalpflege im Einvernehmen mit der Kirchengemeinde von Anfang an mit eingeplant. Zunächst war es, wie überall, ein abtastendes Suchen. Als aber der Chor nach einigen Monaten in nahezu vollständiger Ausmalung wiedererstanden war, war der Anreiz groß, auch das Schiff in gleicher Weise zu durchforschen, und, was niemand erwartet hätte, gelang: auch dort ließ sich nahezu die gesamte Wandbemalung wiederherstellen!

Wie in Asperg sind auch hier die Wandgemälde von kräftigen braunen Rollwerkrahmen mit einfacher klarer Linienführung eingefasst. Über den Bildern stehen die Bibelstellen, unter denselben die Stifter mit ihren Frauen in großer Ausführlichkeit. Allein die Auswertung dieser vielen Namen, die sich größtenteils in den Kirchenbüchern genau nachweisen lassen, würde Material für eine interessante Arbeit geben. Ein entscheidender Vorzug gegenüber Asperg besteht, wie schon bemerkt, darin, daß die Bissinger Bilder größtenteils datiert sind. Zwei Daten sind es, die in Erscheinung treten: Weitaus der größte Teil der Bilder trägt die Jahreszahl 1677, der Rest 1691, ein Beweis dafür, daß auch hier die Ausmalung nicht in einem Zuge durchgeführt wurde.

Es ist bei der großen Zahl von Bildern räumlich unmöglich, hier eine im kunstgeschichtlichen Sinn ausführliche Beschreibung der Einzelheiten folgen zu lassen, und ich muß diesbezüglich auf meine Arbeit in „Hie gut Württ.“ 1962 (13. Jahrg.) verweisen, in der nicht nur eine solche genaue Beschreibung von jedem Bild vorhanden ist, sondern auch zahlreiche Gemälde abgebildet sind. Hier wollen wir uns auf eine kurze Charakteristik der einzelnen Gemälde mit Angabe des Textes beschränken. Dabei soll zur Orientierung der Grundriß der Kirche (nach Paulus gezeichnet) dienen. Wo die Gemälde zweizeilig liegen, also zwei übereinander, bedeutet die der Wand zunächst liegende Zahl das obere, die andere das untere Gemälde. Die Folge der Bilder umfaßt zunächst die Gemälde von 1677, sodann die von 1691.

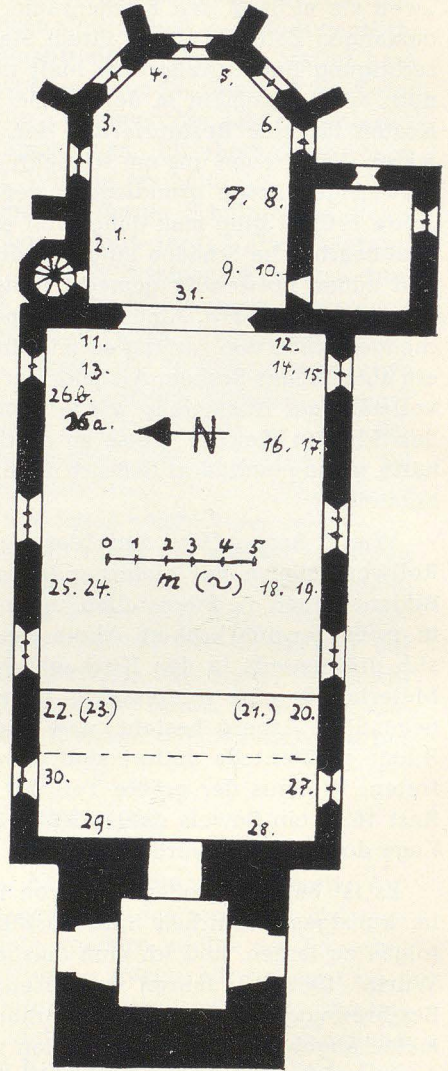
Unsere Betrachtung beginnt an der Nordwand des Chors:

1. Eine große Darstellung des Paradieses. Nicht ganz vollständig. Links Adam und Eva unter dem Baum des Lebens: der Sündenfall. Rechts die Austreibung aus dem Paradies. Also auch hier wieder Ver-



Großingersheim, Martinskirche

Stilisierte Skizze des Chors. Die Ziffern bezeichnen die im Text angegebenen Felder.



Rechts: Grundriß der Bissinger Kilianikirche (gezeichnet nach Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmale des Königreichs Württemberg). Die Ziffern geben die Lage der Wandgemälde an und entsprechen der Numerierung im Text. Die gestrichelte Linie gibt den vermutlichen früheren Lauf der Emporenbrüstung, die ausgezogene den heutigen an.

einigung verschiedener aufeinanderfolgender Szenen in einem Bild! Text: 1. Mose 1, 27–28. (Der Gang der Geschichte wird als bekannt vorausgesetzt.)

2. Die Versuchung Josephs durch Potiphars Weib. Eine prächtig erhaltene schwungvolle Szene mit der Darstellung von Josephs Flucht. Text: 1. Mose 39, 11 und 12, sowie 9. Amüsant die Bemerkung auf



Bissingen, Kilianskirche

Wandgemälde im Chor:

Szene aus der Offenbarung („Die Ernte“), jetzt durch die Orgel verdeckt

der Stiftertafel: „Dieses gemelde haben Nach gesetzten (die nachstehenden) Junge gesellen zur Ehre Gottes Mahlen lassen. Alss . . . “ (es folgen die Namen). Ob die Herren aus irgendeinem Grunde von der Kirchengemeinde oder vom Pfarrer dazu „verdonnert“ worden waren, gerade d i e s e s Gemälde zu stiften?

3. Die Speisung der Fünftausend. Dargestellt Christus mit seinen Jüngern in Erwartung des Wunders. Trotz Fehlen jeglicher Bewegung liegt eine geheimnisvolle Spannung über dem Bild. Text: Matth. 14, 19–20. Gut erhalten!

4. (hinter der Orgel). Ein sehr merkwürdiges Bild aus der Offenbarung Johannis, dem die Textstelle Kap. 14, 14–20 – in der Lutherbibel mit „die Ernte“ überschrieben – zugrunde liegt (nicht in allen Teilen deutlich! (s. Abbildung).

5. Das Gleichnis von Unkraut unter dem Weizen. Auf dem Acker nebeneinander der gute Sämann und der Feind, ihre innere Einstellung in der Gegensätzlichkeit der Körperhaltung symbolisiert. Dahinter ein Dorf (Bissingen?). Text: Matth. 13, 24–25 und 30. Gut erhalten (ebenfalls hinter der Orgel).

6. (Die Berufung des Elisa.) War als einziges Gemälde nicht mehr zu restaurieren. Nur der Text erhalten (1. Könige 19, 19–20).

7. Die Taufe Christi im Jordan. Johannes und Christus, darüber die Taube. Nicht vollständig erhalten. Text: Markus 1, 9–10.

8. Isaaks Opferung. Prächtige, leider nicht vollständig erhaltene Szene, die ganz von der hünenhaften muskulösen Gestalt Abrahams beherrscht wird. Text: 1. Mose 22, 9–10.

9. Das hl. Abendmahl. Das Gemälde wurde in seinem oberen Teil durch eine zeitweilig im Chor angebrachte Empore stark beschädigt, vom Restaurator aber sehr geschickt „andeutungsweise“ wiederhergestellt. Text: Die Einsetzungsworte Matth. 26, 26–28.

10. Die Speisung der Hungrigen, nach dem Text Jesaja 58,7. Hervorragend erhalten! Ein reiches Bürgerhaus, vor dessen Türe der Besitzer den Armen Brot austeilte. Rechts ein aufschlußreicher Blick in die Küche des Hauses. Kulturgeschichtlich hochinteressant!

Die Fortsetzung der Gemälde von 1677 ist im Schiff, wo sich dem Beschauer zunächst links und rechts vom Chorbogen 4 große Bilder präsentieren.

11. Mariä Verkündigung. Maria sitzt auf der Kante eines kunstreichen Lagers mit Baldachin, vor sich auf einem Tisch die aufgeschlagene Bibel. Über ihr schwebt die Taube. Der Verkündigungengel ist nur noch andeutungsweise zu sehen. Text: Lukas 1, 28.

12. Das Weihnachtsbild. Gleichzeitig die Anbetung der Hirten und der drei Könige auf einem Bild. Über dem Stall von oben himmlisches Licht, in dem Engel nur noch andeutungsweise zu sehen sind. Text: Lukas 2,30 (Verkündigung des Engels an die Hirten).

13. Die Flucht nach Ägypten. Maria mit dem Kind auf einem Esel sitzend, den Joseph von Bethlehem weg durch eine romantische Landschaft führt. Über der Heiligen Familie schwebt „der Engel des Herrn“. Text: Matth. 2, 13. Das Gemälde ist sehr gut erhalten!

14. Christus am Ölberg. Christus kniet vor einem Felsen im Gebet. In einer Wolke erscheint ihm ein Engel mit Kelch und Kreuz. Am Boden kauern schlafende Jünger. Im Hintergrund Jerusalem. Text: Lukas 22, 43 und 44. Gut erhalten!

15. Die ehernen Schlange. Zu Füßen der über ein T-Kreuz gehängten ehernen Schlange kauern Heilung suchende Kranke. Links Moses, der auf die Schlange hinweist. Im Hintergrund das Zeltlager der Israeliten. Text: Johannes 3, 14–15. Gut erhalten!

16. Joseph wird von seinen Brüdern verkauft. Ein wohl-erhaltenes figurenreiches Bild, das zeigt, wie die Brüder Joseph aus der Zisterne holen und über seinen Verkauf an drei ismaelitische Kamelreiter verhandeln. Text: 1. Mose 37, 26–28.

17. Christus in der Kelter. Dieses größtenteils gut erhaltene Wandgemälde ist deshalb bemerkenswert, weil es als einziges ein – aufs Mittelalter zurückgehendes – Symbolbild ist, das nicht unmittelbar auf einen biblischen Text zurückzuführen ist. Auf einem prunkvollen Renaissance-Steintrog liegt eine Presse aus schweren Balken, in die Christus als Kreuzträger eingespannt ist. Diese „Kelter“ steht in einem Garten mit der Überschrift: „Der Geistliche Weingarten des Herrn Jesu.“ Darüber in den Wolken Gottvater mit segnenden Händen. Oben der Text Matth. 21, 33. Um den Trog steht gaffendes Volk, auf dem Stein der Text: „Die Kelter hab ich getreten allein, von Völkern tat nicht ein Mann dabei sein“ (frei nach Jesaja 63, 3).

18. Die Kalebstraupe. Die Kundschafter tragen zwischen sich auf einer Stange eine riesige Traube und sind noch mit weiteren Früchten beladen. Das gut erhaltene, etwas primitive Bild soll wohl hauptsächlich an den Bissinger Weinbau erinnern. Text: 4. Mose 13, 23.

19. Die Auferstehung. Dieses prächtige, gut erhaltene Bild zeigt eine Grotte als Grabkammer. Sie ist durch das die sieghafte Gestalt des Auferstandenen umgebende helle Licht strahlend erleuchtet. Um das Grab taumelnde Kriegsknechte. Durch den Höhleneingang Blick ins Freie, wo die „Grabbesucherinnen“ stehen. Text: Joh. 11, 25–26.

Mit dem nächsten Gemälde begeben wir uns auf die Empore. Sie wurde in neuerer Zeit erheblich verbreitert, so daß darunter Raum für einen Gemeindesaal entstand, der gegen die Kirche mit einer Faltpartition abgetrennt werden kann. Sogar die beiden Portale an der Nord- und Südwand des Schiffes liegen heute innerhalb dieses Saales. Die nun folgenden, einander an Süd- und Nordwand der Empore gegenüberliegenden Wandgemälde lagen demnach früher noch vor derselben. Es sind die oberen von zwei übereinanderliegenden Gemälden. Die beiden unteren sind durch die vorgezogene Empore zwar verdeckt und konnten daher nicht restauriert werden, doch

liegen die dazugehörigen Bibelstellen gerade noch über dem Boden der Empore, so daß man auch die Themen der verdeckten Bilder kennt.

20. **Christi Himmelfahrt.** Das nicht vollständig erhaltene Bild zeigt die andächtig nach oben blickenden Jünger um einen Berg versammelt. Über demselben im Wolkenkranz ein strahlendes Licht, in dem andeutungsweise zwei Engelsgestalten zu sehen sind. Text: Joh. 20, 17.

(21. darunter: **Petri Fischzug.**) Fragmentarisch erhaltener Text: Lukas 5, 4–6.

22. **Pfingsten.** Die versammelten Jünger, in ihrer Mitte Maria, blicken ergriffen in das strahlende Licht über ihnen, in dem die Taube schwebt (nicht ganz vollständig). Text: Apostelgesch. 2, 1–2.

(23. darunter: **Jakob ringt mit dem Engel.**) Fragmentarisch erhaltener Text: 1. Mose 32, 28–29.

24. **Jakob s Traum.** Das nicht vollständige Bild zeigt den schlafenden Jakob, zu dem aus der Wolkenregion (mit Gottvater) Engel herabsteigen. Text: 1. Mose 28, 12.

25. **Die Verklärung.** Auf einem Berg, ähnlich dem der Himmelfahrt, steht Christus in strahlendem Glanz, umgeben von Moses und Elia. Am Fuß des Berges knien Petrus, Jakobus und Johannes. Text: Matth. 17, 4.

26 a. **Der reiche Mann und der arme Lazarus.** Vor den Stufen des Palasts sitzt Lazarus, dem ein Hund die Wunden leckt. Oben im Palast (nicht mehr deutlich sichtbar) der Reiche und seine Bediensteten. Text: Lukas 16, 23. (Der Blick des Reichen aus der Hölle in die Seligkeit.)

26 b. **Das jüngste Gericht.** Über einer großartig aufgebauten Szene Christus als Weltenrichter. Leider wird durch die, bei der Restaurierung vermutlich mißverständene, in der Mitte stehende Gestalt eines „Friedensengels“ mit Palmzweig der erschütternde Ernst der Darstellung unerträglich „verniedlicht“!! Hier hätte nur der Erzengel Michael mit der Seelenswaage stehen können, und so wird es wohl auch ursprünglich gewesen sein. Text: Matth. 25, 34.

Mit diesem Bild schließt das ursprüngliche Programm von 1677 wirkungsvoll ab. Etwas später entschloß man sich, im bisher leeren Raum über der Empore noch einige ergänzende Wandgemälde anzubringen. (Eventuell unter der Empore in diesem Bereich liegende Wandgemälde wurden nicht freigelegt!) Sie tragen, soweit sie datiert sind, die Jahreszahl 1691.

27. **Moses zertrümmert die Gesetzestafeln.** Auf einer Anhöhe Josua und Moses, der die Tafeln über seinem Haupt schwingt. Unten, vor dem Zeltlager, undeutlich erhalten der Tanz um das Goldene Kalb. Text: 5. Mose 32, 17–18.

28. **Das himmlische Jerusalem.** Von dem riesigen Gemälde ist leider nur noch die Stadtmauer im Vordergrund mit Toren, in denen Engel stehen, erhalten. Text: Offenbarung Johannes 21,1–2.

29. **Vier Szenen aus der Leidensgeschichte Christi.** Zweizeilig, in gemeinsamem Rahmen (Asperg!)

a) Szene vor dem Richthaus

b) die Verspottung Christi.

Text über beiden Szenen: Matth. 17, 28.

c) Christus am Kreuz (darunter Text: frei nach Joh. 19, 18)

d) Die Grablegung (darunter Text: Joh. 19, 40).

30. Die klugen und die törichten Jungfrauen. Nur fragmentarisch erhalten. (Die Klugen besser als die Törichten!) Text: Matth. 25, 10–13.

Auch die Westwand des Chors war zunächst freigeblieben. Auf ihr entstand – um den Chorbogen herum – gleichzeitig mit den zuletzt genannten Gemälden das größte und wertvollste Wandgemälde, mit der Jahreszahl 1691 datiert:

31. Die Jonassgeschichte. Links das berühmte Meerungeheuer, dahinter die Stadt Ninive, als altdeutsche Stadt dargestellt. Oben über dem Bogen das Schiff im Sturm. Jonas wird über Bord geworfen und fällt direkt vor den Rachen des zum zweiten Mal dargestellten Ungeheuers. Eine dritte Darstellung desselben führt zur Szene rechts: Jonas sitzt am Meeresufer unter dem „Kürbis“-Strauch (heute: „Rizinus“). Text: links Jonas 1, 15–16, rechts Jonas 4, 6.

Die Besprechung freigelegter Wandgemälde in der Kilianskirche wäre nicht vollständig, würde man nicht ein merkwürdiges kleines Bild erwähnen, das in einer ausgemauerten Nische in der Südwand des Schiffs zutage trat. Sehr fragmentarisch ist ein höherer geistlicher Würdenträger, wohl ein Bischof, mit Kirchenmodell und Attribut (Beil?) zu sehen. Dieses Bild stammt offensichtlich aus vorreformatorischer Zeit, ist aber mit demselben Rahmenwerk umgeben wie die anderen Bilder. Es handelt sich hier vermutlich um die eingangs erwähnte Möglichkeit, daß man ein solches altes Bild aus Pietätsgründen erhalten hat. Ob es sich hierbei etwa um den Kirchenpatron St. Kilian handelt, oder, wer sonst dargestellt ist, konnte noch nicht geklärt werden.

*

Die Aufzählung nachreformatorischer Wandgemälde in Kirchen unseres Kreises ist damit beendet, soweit eine Umfrage bei sämtlichen Pfarrämtern ergeben hat. Die z. Z. bei der Restaurierung der Gemmrigheimer Kirche zutage tretenden Gemälde konnten in dieser Arbeit noch nicht berücksichtigt werden. Daß weit mehr solche Ausmalungen vorhanden waren, geht aus folgenden Beispielen hervor:

1. Hessenheim. Laut Auskunft des Pfarramts liegen dort noch Auftrag und Quittung für eine Bemalung von 1705 vor. Bei der Renovierung wurden jedoch nur barocke Umrandungen im Chor und einige Blumen im Lettner renoviert, da die Gemälde für eine Restaurierung zu beschädigt waren.

2. H ö p f i g h e i m. Auch dort berichtet das Pfarramt von Verzierungen um die Fenster, die freigelegt und restauriert wurden. Wenngleich sonst anscheinend nichts herauskam, ist durch den Befund eine ursprüngliche Ausmalung in unserem Sinne wahrscheinlich gemacht.

3. L ö c h g a u. Laut Bericht des Pfarramts waren bei der Renovierung 1957 Spuren von Rankenwerk aus der Renaissancezeit zu sehen. Hier gilt das gleiche wie für Höpfigheim.

4. M u r r. Eine Notiz des Staatl. Amts f. Denkmalpflege, die mir Frau Dr. Heye freundlicherweise mitteilte, lautet: „An Chor-Nordwand Reste von Malerei 2. Hälfte 16. Jahrhd.: Paradies (Sündenfall, Vertreibung) und Hölle in Gegenüberstellung. Nur in Fragmenten erhalten.“ Eine Rückfrage beim Pfarramt ergab, daß man diese Reste bei der Renovierung der Kirche nicht restauriert, sondern zugedeckt hat, da sie zu fragmentarisch waren.

Wenn das vorgelegte Material auch noch umfangreicher sein könnte, so dürfte es doch ausreichen, um zu beweisen, daß die kirchliche Wandmalerei keineswegs nur eine Gepflogenheit der katholischen Kirche war, sondern, daß in den evangelischen Kirchen unserer Heimat – nach einer „nachreformatorischen Pause“ von ca. 50–100 Jahren – eine solche Wandmalerei neu einsetzte und sich des üblichen Zeitstils bediente. Mit der Tafelmalerei war es ähnlich. Auch hier folgte die evangelische Kirche nach anfänglicher, etwas längerer Pause, dem Beispiel der katholischen. Da die Möglichkeit, eine solche Malerei an Altären zu zeigen, wegfiel, fand man als geeignete Fläche die Brüstungen der Emporen. Tafelmalereien an Emporen, die übrigens durchweg wesentlich später entstanden als die hier beschriebenen Wandgemälde, gibt es in unserem Kreise ebenfalls in guten und sogar zahlreichen Ausführungen. Sie sollen, wie bereits bemerkt, das Thema einer weiteren Veröffentlichung in diesen Blättern sein.

M. Otto

L i t e r a t u r

1. **H. Koepf**, Die Alexanderkirche in Marbach a. N.
2. **M. Otto**, Wandgemälde in der Alexanderkirche zu Marbach, Hie gut Württ., 1964, 15. Jahrgang, Nr. 1/2.
3. Vikar **W. Schmidt**, Bartholomäuskirche Markgröningen.
4. Ludwigsburger Geschichtsblätter XI, 1963. Darin Berichte über Kirchenrestaurierungen
 - a) Beihingen (Pfarrer Majer) S. 138
 - b) Bissingen (Otto) S. 141
 - c) Großingersheim (Pfarrer Kühnle) S. 142.
5. **Th. Bolay**, Geschichte der Asperger Michaelskirche I, Hie gut Württ., 1961, 12. Jahrg., S. 20–21.
6. „Umbau der Asperger Kirche beendet“, Bericht der Ludwigsburger Kreiszeitung vom 10. 6. 1960.
7. **W. Pfeilsticker**, Neues Württomb. Dienerbuch, Bd. II, Cotta, Stuttgart 1963.
8. **M. Otto**, Der Glasmaler Otto Heinrich Dahm (bezüglich Vatter in Asperg), Hie gut Württ., 1961, 12. Jahrg., S. 15–16.
9. **M. Otto**, Die Fresken der Bissingen Kilianskirche. Hie gut Württ., 1962, 13. Jahrg., S. 19–22, 36–38, 44–48.

Auf den Spuren des Bildhauers Jacob Müller

Von

Elisabeth Zipperlen

Mit sechs Abbildungen

Zum vertrauten Bild der alten Ganerbenstadt Bönningheim gehört seit altersher der *Georgsbrunnen* in der näheren Umgebung des Stadionischen Schlosses (der heutigen Staatlichen Gehörlosenanstalt). Schon immer wußten die Menschen um die geheimnisvolle Romantik eines Brunnens, und deshalb tat das berufene Handwerk auch sein Bestes, um passende und

harmonische Werke zu schaffen. Diese Steinmetzen, Bildhauer oder auch Kunstschmiede haben es meisterhaft verstanden, in ihre Arbeit Herz und Gemüt hineinzulegen. Auf der fein profilierten Säule unseres Vier-Röhren-Brunnens wurde eine Figur der Legende in schöner Weise lebendig.

Die Gestaltung ist ein kleines Meisterwerk. Wer denkt noch daran, daß vor etlichen Jahren dieses Kleinod Bönningheims in großer Gefahr war? Fast schien es, als wenn St. Georg auf seinem Pferd den Kräften der Natur weichen müßte. Sollte der brüchige Ritter, an dessen Mark der Zahn der



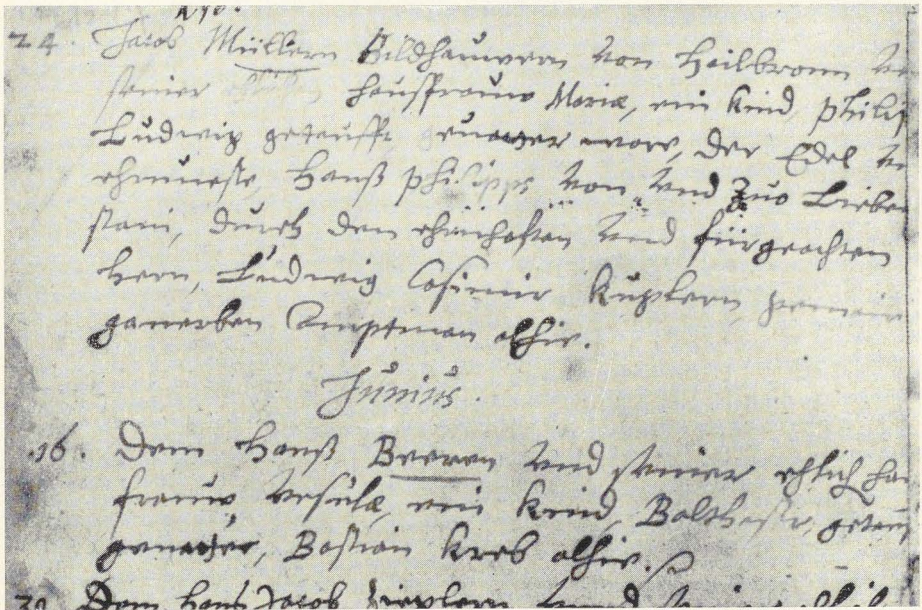
Zeit arg fraß, einem neuen modernen Werk weichen? Oberstes Gebot blieb, das Alte und uns Überlieferte zu erhalten, und in monatelanger Arbeit renovierte Kunstbildhauer Paul Gerdes-Kemnat das Schmuckstück.

Bei diesen diffizilen Arbeiten fand Gerdes kein Steinmetzzeichen, kein Signum, überhaupt keinen Hinweis auf den Schöpfer des Brunnens. Unser Georgsbrunnen wird in den verschiedensten Kunstbüchern immer mit aufgeführt. Da heißt es z. B. in den Kunst- und Altertumsdenkmälern von Dr. Ed. Paulus vom Jahre 1906: „... schöner Renaissancebrunnen mit dem heiligen Georg...“. Dr. Eugen Gradmann gibt 1914 (ebenso 1955) in seinen Kunstwanderungen in Württemberg an: „... ebenfalls dem 16. Jahrhundert gehört der treffliche Georgsbrunnen von J. Müller (Heilbronn)



Der Georgsbrunnen 1594

an...". Da das alte Bönningheimer Rathaus-Archiv im Jahre 1945 in Flammen aufgegangen ist, kann darauf nicht zurückgegriffen werden. So hat sich nun das Stadt-Archiv zur Aufgabe gestellt, anderweitige Nachforschungen nach J. Müller (Heilbronn) anzustellen, zumal unsere Kirchenbücher einen wertvollen Hinweis brachten. Im Taufbuch I finden wir zwei Eintragungen: Unter dem 10. Januar 1594 steht geschrieben, daß dem Jacob Müller, Bildhauern von Heilbronn und seiner ehelichen Hausfrau Maria ein Kind mit Namen Hans Conrad jähgetauft wurde. Unter dem 24. Mai 1597: „Jacob Müllern, Bildhauer von Heilbronn und seiner ehelichen Hausfrau Maria ein Kind Philipp Ludwig getauft. Gevatter war der Edel Und Ehrenfeste Hans Philipp von und zu Liebenstein durch den ehrnhaften und fürgerechten Herrn Ludwig Casimir Kuglern, Gemein-Ganerben Ampt-



Aus dem Bönningheimer Taufbuch I, Seite 296, vom 24. Mai 1597

mann alhir.“ In Heilbronn zeigte sich unerwartet eine neue Spur. Schriften des Historikers Dr. phil. Moritz von Rauch wiesen den Weg zu den Heilbronner Ratsprotokollen. Jacob Müller entstammt einer Hohenloher Maurersfamilie. Sein Vater Georg kam aus Bächlingen unterhalb Langenburg. In den Heilbronner Protokollen heißt es öfter: Müller, genannt Langenberger. Georg Müller soll sich 1564 in Wimpfen mit Margarethe Heroldtin (Herletin) verheiratet haben und wurde dort Bürger, verzog aber bald nach Heilbronn, wo er 1569 das schon 3 Jahre früher begehrte Bürgerrecht erhielt. Sein Sohn Jacob muß um 1565 noch in Wimpfen geboren sein. Das Wimpfener Taufbuch beginnt zwar erst ab 1590, aber am Dreikönigstag

des Jahres 1585 leistet der junge Jacob schon den Heilbronner Bürgereid, wie wir wissen.

Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts erwachsen nicht nur in Württemberg-Franken, sondern besonders in Heilbronn eine Reihe tüchtiger Bildhauer und Steinmetzen, die die Steinplastik lange Zeit hindurch stilistisch und technisch auf einer Höhe hielten, daß sie konkurrenzfähig waren. Für diese Entwicklung war aber besonders von Bedeutung, daß man um Heilbronn ein ausgezeichnetes Material besaß, den durch besondere Schönheit sich auszeichnenden Schilfsandstein, dessen gelbliche Farbe einen besonders warmen Ton hat. Vom 6. Januar 1581 ab trat Jacob Müller für 3 Jahre bei dem Bildhauer und Bürger Adam Wagner in die *L e h r e*, nachdem er vorher wahrscheinlich eine Lehrzeit als Steinmetz schon durchgemacht hatte. Dem Bildhauermeister Adam Wagner wurde 1581–82 der große Auftrag zum Bau der neuen Rathausfreitreppe in Heilbronn übertragen; es ist jene schöne große Freitreppe, von der herab alljährlich der Rat den Treuschwur der auf dem Markt versammelten Bürgerschaft entgegennahm. Nach beendeteter Lehrzeit im Jahre 1584 scheint sich Jacob Müller mit Hans Stefan zum gemeinsamen Arbeiten zusammengetan zu haben. Eine Arbeit Müllers wird erstmalig im Ratsprotokoll vom 19. Mai 1586 erwähnt. Für den Abt Johannes von Schöntal wurde ein gehauenes Wappen gefertigt; hieran brachte Müller sein Zeichen und seinen Namen an, die aber Hans Stefan, in dessen Auftrag Müller arbeitete, wieder entfernte, was zu einer Klage vor dem Heilbronner Rat führte. Müller scheint sich nach dieser Erfahrung selbständig gemacht zu haben.

An Arbeit mangelte es den Bildhauern und Steinmetzen nicht. War doch in der zweiten Hälfte und besonders gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein ungeahnter Aufschwung von Grabplastiken, Portalen an Kirchen und Schlössern eingetreten, so boten die Bestellungen durch den Landadel, die Patrizier und Bürger ein reiches Feld; aber die Konkurrenz unter den Heilbronner Bildhauern war auch sehr groß! Jacob Müller erhielt vom Heilbronner Rat und von Patriziern Aufträge zur Erstellung von *B r u n n e n*, wovon er *f ü n f* ganz oder teilweise ausführte. Für Hans Walter von Gemmingen hatte Müller für den Hof seines Hauses Prästeneck im Stein am Kocher 1590 einen Brunnen zu bauen. Zugleich war Müller noch bei seinem früheren Lehrmeister Adam Wagner, dessen Kräfte sehr nachließen, tätig. Im Jahre 1591 ist das auf dem Heilbronner Friedhof für den verstorbenen Pfarrverweser Christof Rollwag errichtete Grabmal lt. Inschrift „Jacob Müller, Bildhauer“ geschaffen worden. Am 15. Juni 1591 bat die Witwe Christof Wilhelm von Massenbachs, eine geborene von Helmstadt, den Heilbronner Rat um Steine für ein Grabmal ihres Gemahls; aber erst im Januar 1593 konnte Jacob Müller das Grabmal in der Massenbacher Kirche aufstellen. Der Amtmann von Mundelsheim, Herr Johann Wolff, bekannt als historischer Schriftsteller und Diplomat, ersuchte am 30. November 1591 den Heilbronner Rat um einen Stein zu einem Epitaph für seine zweite Ehefrau Christiana von Bühel (gest. 27. 8. 1591). Die Gestalt ist noch etwas

steif und verschlossen dargestellt, aber es geht ein Zauber von ihr aus, wie sie in andächtiger Haltung mit gefalteten Händen der Ewigkeit entgegenharrt. (Friedhofkirche Mundelsheim.)

Die Arbeiten Müllers finden Anklang. Das schöne Schloßportal am Gemminger Schloß in reichen Renaissanceformen, teilweise der antiken Mythologie entnommen, soll eine Arbeit Müllers sein (1592); der Erbauer des Schlosses, Wolff Dietrich von Gemmingen, verstarb schon 1595, und es ließ seine Witwe Maria ihm durch Müller ein Grabmal errichten. Der jetzt im unteren Schloß stehende, früher für die Kirche zu Gemmingen gefertigte Grabstein des am 1. Mai 1599 verstorbenen pfälzischen Rats zu Neuburg, Johann von und zu Gemmingen, ist ebenfalls ein Werk Jacob Müllers. Wegen des Bönningheimer Brunnens im Jahre 1594 gab es Streitigkeiten mit dem Bildhauer Melchior Zapf, der Müller die Arbeit nicht gönnte (Ratsprotokoll vom 7. 2. 1594) und Stock sowie Figur gerne selber gearbeitet hätte, um sich bei den Herren von Liebenstein einzuführen; Bernhard von Liebenstein war Obervogt zu Lauffen am Neckar und hatte 1594 wiederum das hohe Amt des Baumeisters in Bönningheim inne.

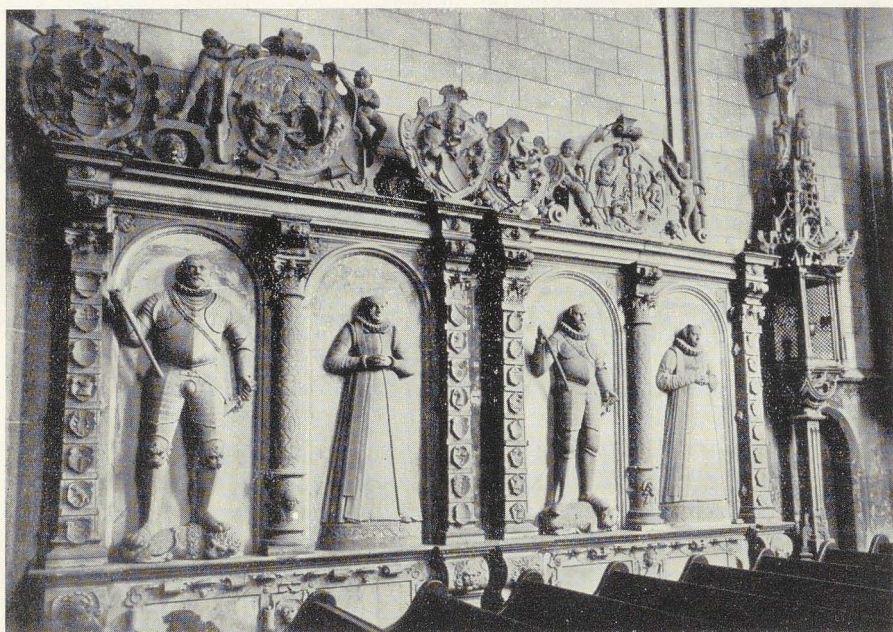
Als in Heilbronn ein vierter Bildhauer sich niederlassen wollte, ersuchten Adam Wagner, Jacob Müller und Melchior Zapf den Rat, man möge dem Melchior Schmidt keine selbsttätige Bildhauerarbeit gestatten „in Rücksicht auf ihre Weiber und Kinder, da er ihnen im Handwerk vors Licht stehe“! Trotz schweren Konkurrenzstreites unter den Heilbronner Steinmetzen und Bildhauern waren genug Aufträge vorhanden, „denn die Steine seien nirgends besser zu bekommen als in der Heilbronner Steingrube“. Jacob Müller soll auch einzelne Teile des bildnerischen Schmucks in oder an den Heilbronner Rathausgebäuden gemacht haben.

Nach dem Ableben seiner ersten Frau Magdalene ging er eine zweite Ehe im Januar 1593 in Heilbronn ein mit Maria, Daniel Strobels Tochter; deren Bruder Philipp war Untervogt zu Göppingen. Das erste Kind aus dieser Ehe war in Bönningheim zur Welt gekommen. Von Jacob Müller heißt es, daß er einer jener Künstler gewesen sei, die nicht nur in Heilbronn, sondern speziell in der ganzen Umgebung bei den untereinander verwandten und ver-sippten Adelsgeschlechtern eine rege Bau- und Bildhauertätigkeit entfaltete, die sich besonders im Reichtum der Ausstattung und Behandlung der allegorischen Gestalten bemerkbar machte; weiter muß man berücksichtigen, daß die Reihe von Interessenten, die sich alle Grabmäler fertigen ließen, jeder nach seinem Vermögen die Aufträge vergab und daß sich so in Anpassung der verschiedenartigsten Bedürfnisse die mannigfachsten Grabmalsformen ergeben. Einfach gehalten ist das Wandgrabmal des Philipp Christoph Lemlin von Talheim in der Horkheimer Kirche, welches die Witwe ihrem am 22. 12. 1596 verstorbenen Gatten und seiner 1585 verstorbenen ersten Ehefrau, einer geborenen von Venningen, durch Jacob Müller fertigen ließ. Großartig dagegen das Grabmal Friedrich XII. von Sturmfeder, gest. 1597 zu Backnang, in der evangelischen Kirche zu Oppenweiler bei Backnang. Gleich reich stilisiert ist auch das Doppelgrabmal in derselben Kirche des Burk-

hardt von Sturmfeder, gest. 1598 und seiner Ehefrau Anna von Helmstadt. Auf beiden Denkmälern sind die Gestalten, deren Gesichter von eingehendem Naturstudium zeugen, von weiteren Figuren und Statuetten umgeben, und in den Aufsätzen wurde weißer Marmor verwendet.

Diaconus Alfred Klemm hat noch im Jahre 1880 im Doppelgrabmal festgestellt, daß der Künstler seinen Namen verewigt hatte, und zwar in schwarzer Farbe mit „Jacob Müller“. Klemm nahm an, daß es sich vielleicht um den Vater oder Bruder jenes Georg Miler handeln würde aus Stuttgart, den Fertiger des Tübinger Marktbrunnens und des Sakramentshäuschens aus Weil der Stadt. Jacob Müller und Georg Miler sind nicht miteinander verwandt!

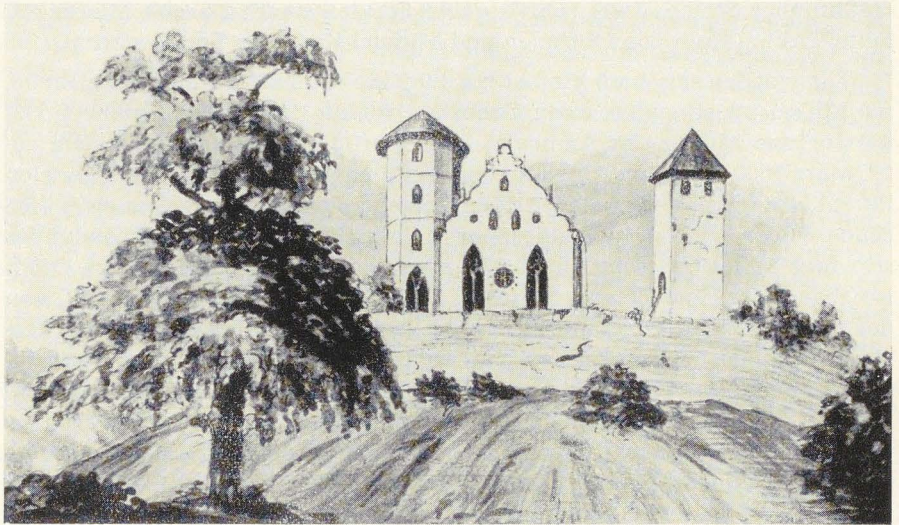
Etwas einfacher, aber darum nicht minder anziehend sind die beiden Doppelgrabmäler in der Bönningheimer Cyriakuskirche.



Grabmal des Bernhard von Liebenstein und seiner Ehefrau Margarethe geb. v. Hutten und des Albrecht v. Liebenstein und seiner Ehefrau Margaretha geb. v. Rosenberg

Es sind dies Junker Bernhard von Liebenstein, Baumeister von Bönningheim und Obervogt zu Lauffen mit seiner Ehefrau Margaretha geb. von Hutten sowie beider Sohn Albrecht von Liebenstein, Baumeister von Bönningheim und Ehefrau Margaretha geb. von Rosenberg. Wohl sind die Inschriften auf den Tafeln zerstört, vermutlich die Tat eines gräflich Trautmannsdorfschen Amtmannes, aber an den Wappenschilden und den Eintragungen im Kirchenbuch ist es einwandfrei festzustellen.

Sein Hauptwerk aber schuf Müller 1599–1600; es ist die bekannte Liebensteiner Schloßkirche bei Neckarwestheim. Noch heute



Schloßkirche Liebenstein bei Neckarwestheim, Nord-Ansicht.
Pinselzeichnung von Carl Finckh 1842

stellt sich dieses Kleinod in kräftig ausladender Volutenherrlichkeit unseren Blicken dar. Zwischen den drei Prunkportalen hat sie zwei gotische Maßwerkfenster. Der Achteck-Chorturm hat Kielbogenfenster. Interessant ist das Innere; auf zwei schlanken bemalten Renaissancesäulen ruht ein Netzgewölbe, allerdings ohne Netzrippen; an der Südseite ist eine Empore gebaut, die auch durch zwei grazile Renaissancesäulen abgestützt ist und in der Anlage viel technische Phantasie beweist. Im Chor ist an der oberen Kreuzung ein Schlußstein, auf dem das Liebensteinische Wappen mit der Umschrift: „Albrecht, Johann, Philipp, Ravan, Conrad. Alle von und zu Liebenstein 1599“ abgebildet ist.

Mit seinen klaren und harmonischen Verhältnissen ist der Innenraum eine Kostbarkeit. Jammerschade, daß er deutliche Spuren fortschreitender Zerstörung zeigt, es ist höchste Zeit, die gefährlichsten Schäden auszubessern! Leider wird in vielen Beschreibungen immer die Jahreszahl 1590 und als Baumeister Georg Beer genannt! Das ist ein Irrtum! In den Heilbronner Ratsprotokollen lesen wir, daß sich die Herren von Liebenstein am 17. Juli 1599 mit Jacob Müller selbst an den Rat wenden, und im Protokoll vom 24. Juli 1599 ist vermerkt, daß die bei dem von Müller übernommenen Liebensteiner Kirchenbau beschäftigten Heilbronner Maurer Quirin Schwarz von Flein und Hans Riess von Santifor (?) bei Metz heimlich von der Arbeit weggegangen seien. Der Rat setzt zur Beilegung des Streits eine Kommission ein. Ferner befand sich noch vor dem ersten Weltkrieg auf

dem Bietigheimer Kameralamt (heutiges Finanzamt) eine Urkunde: „Zimmerleutt bestand Von der Liebensteiner Kirchen Anno 1599“. Im Januar 1600 bestellte Johann Philipp lt. Ratsprotokoll vom 17. Januar noch um 20 fl. Heilbronner Steine. Zwei sehr begabte Schüler standen Jacob Müller zur Seite, Philipp Kolb von Ohringen und Michael Kern von Forchtenberg!

Wir wenden uns noch einmal zur kleinen Totenkirche in Mundelsheim, wo Müller zwischendurch den Grabstein für die im 90. Lebensjahr (1595) verstorbene Mutter des Amtmann Wolff fertigte und dann, nach dem am 23. März 1600 erfolgten Ableben, den Amtmann in vollem Ornat mit vielen Ehrenketten, mit einem energisch hervorragenden Kopf, aus dem zwei blitzende Augen blicken, in Heilbronner Stein meißelte. Es war für Müller ein schwerer Schlag, als sein Angebot zur Fertigung der Skulpturen des Friedrichsbaues des Heidelberger Schlosses 1602 durch Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz abschlägig beschieden wurde. Dafür soll Müller das hübsch verzierte Wappen beim Turm der Deutschordenskirche in Heilbronn 1602 gefertigt haben. Im Jahre 1604 hatte er ein Epitaph nach Zuzenhausen für die Familie von Venningen zu liefern. Der Sproß einer alten Patrizierfamilie von Heilbronn, Weikmar Feurer, ließ durch Müller 1606 beim Rat um Steine zu einem Grabmal ersuchen. Im August 1609 erhielt Müller 10 Gulden für zwei Figuren an der Rathausuhr, die damals renoviert wurde.

Anfangs Januar 1610 wurde Müller wieder nach Neckarbischofsheim gerufen, um für die Herren von Helmstadt tätig zu sein, hatte er doch 1594 für den verstorbenen kurpfälzischen Marschall Johann Philipp von Helmstadt in der Totenkirche ein repräsentatives Grabmal geschaffen, ferner um 1606 zwei Grabmäler der beiden Frauen des Marschalls in reichem Schmuck von Säulen und Pilastern, symbolischen Figuren, in der Art der Sturmfederschen Grabmäler in der Kirche zu Oppenweiler. Jetzt hatte der Meister den Auftrag erhalten den Neubau, bzw. den Um- und Anbau der Kirche vorzunehmen; „seinem Handwerk gemäß arbeit ettliche hundert gülden anlauffend, die er mit verleihung göttlicher gnaden also zu versehen getraut, daß es ihm nicht allein nützlich, sondern auch löblich und rühmlich sein soll“. Der Baustil erfuhr eine Änderung: Der Entwicklung der Zeit folgend, trägt das Langhaus den Charakter der Spätrenaissance. Mit drei schön gestalteten Portalen sowie dem dreigeschossigen, hoch aufragenden Volutengiebel erhielt der Bau seinen besonderen äußeren Schmuck. Ende Oktober 1610 schickte Valentin von Helmstadt, zugleich im Namen seines Bruders Johann Carlin, dem Heilbronner Rat ein Entschuldigungsschreiben für Müller, dem seine Frau nach Neckarbischofsheim berichtet hatte, er habe, weil er beim Durchzug der Soldaten nicht zu Hause gewesen sei, Geld- oder Turmstrafe zu erwarten. Valentin schrieb, sie hätten in Bischofsheim „einen sondern schweren Bau, der nit nur ein sonder ettlich tausend Gulden anlauffen thue, vor der Hand und könnten Meister Jacoben als Bau- und Werckmeisters gedachtz Baues anietzi wegen des gübels keines tags noch stund gerahten“. Als ihm der Arzt wegen einer Kur einen Aufenthalt von etlichen Tagen in Heilbronn geboten habe, hätten sie ihn durch einen eigenen Boten holen las-

sen müssen, „denn wenn er augenblicklich nit zugegen sei, sei die Arbeit gleich gefallen und wissen sein Gesind in solchem scharpfen Bau alsbald nit, wo hinder sich noch für sich“. (Schreiben Valentin von Helmstadts vom 27. Oktober 1610.) Im Innern der Kirche befindet sich eine herrliche Kanzel aus Alabaster, eine Stiftung der Maria Magdalena von Helmstadt; sie trägt auf reich verzierter Sandsteinsäule die Alabasterbrüstung mit Brustbild des Apostel Paulus, den vier Evangelisten und den Darstellungen der christlichen und weltlichen Tugenden.

Dieses 1611 geschaffene Werk dürfte die letzte große Arbeit Müllers gewesen sein. Am 20. Juni 1611 ersucht Müller den Heilbronner Rat, ihm einen Stein für eine vom Adel nach Schwaigern gegen Bezahlung zu kommen zu lassen; vielleicht ist es der einfache Stein der in diesem Jahr verstorbenen Ursula Schenk von Winterstetten geb. von Neipperg in der Kirche zu Schwaigern. Nicht vergessen werden soll das Doppelgrabmal des Heinrich von Handschuhsheim und seiner Gemahlin Amalie Beusser von Ingelheim, welches um 1600 durch unsern Meister Jacob entstanden ist und sich in der nun nach Heidelberg eingemeindeten Handschuhsheimer Pfarrkirche befindet. Im Herbst 1611 muß Jacob Müller gestorben sein, denn am 19. November bat seine Witwe den Heilbronner Rat um Interzession beim Keller zu Weinsberg wegen eines von Müller übernommenen Eich- und Röhrenbrunnens für Eberstadt, den sie durch einen qualifizierten Meister vollenden lassen wolle. Die Witwe ging eine zweite Ehe ein mit Michel Heinrich Winter, der nach ihrem Tod im Jahre 1616 seinen Stiefkindern die dem Deutschen Haus in Heilbronn gegenüberliegende Behausung Müllers um 500 fl abkaufte. Aus seiner ersten Ehe hatte Müller 4 Kinder, die früh verstorben sind. Aus der zweiten Ehe fünf Kinder, von denen vier zu Jahren kamen. Der in Bönnigheim 1597 geborene Philipp Ludwig muß auch im Kindesalter gestorben sein. Hans Adam, dessen Pate der Komtur Adam von Klingenbach war, starb ledig 1635 in Heilbronn. Philipp Jacob, der 1618 auswanderte, wurde Maler in Wien, war aber 1640, wie seine 1625 nach Speyer verheiratete Schwester Anna Ursula, verschollen. Anna Maria, deren Patin Frau Anna von Sturmfeeder, geb. von Helmstadt, war, heiratete 1619 den Heilbronner Bildschnitzer Dietrich Hauber, einen Sohn des tüchtigen Kunstschreiners Kaspar Hauber von Neulautern. Müllers eigene Kinder konnten das Werk des Vaters nicht fortsetzen, dafür aber seine Schüler Kolb und besonders Michael Kern, die nach beendeter Lehrzeit noch lange Gehilfen bei ihrem Meister Jacob blieben.

Manches Werk, außer den urkundlich nachgewiesenen, mag Meister Jacob noch geschaffen haben. Vielleicht ist doch das schöne Doppelgrabmal des Bernhard von Sternenfels (gest. 1598) und seiner Ehefrau Maria Agatha von Weitershausen in der Kirche zu Kürnbach (Baden) ein gemeinschaftliches Werk von Jacob Müller, Philipp Kolb und Michael Kern; in diesem Zusammenhang mag auch an das Grabmal des Hans Jerg von Hallweil (gest. 1593) und seiner Ehefrau Marie Magdalena von Freyberg aus dem Geschlechte der Sachsenheimer (gest. um 1610) in der Amanduskirche zu Beihingen gedacht



Kürnbach: Grabmal des Bernhard von Sternenfels und seiner Ehefrau Maria Agatha geb. v. Weitershausen um 1598/99

werden. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß bis vor kurzem niemand in Neckarbischofsheim von der Existenz eines Meisters Jacob Müller wußte. Aus der Zeit von 1604–1614 sind keinerlei Kirchenrechnungen erhalten, die bestimmt Aufschluß gegeben hätten.

Die durch den Neckarbischofsheimer Heimatforscher Hans Benz auf dem Grabmal des Philipp von Helmstadt und auf dem Grabmal der Frau Dorothea von Helmstadt, gest. 1606, entdeckten Initialen mit Steinmetzzeichen fanden nun eine für alle wissenswerte Lösung. Die Meinung, daß Jacob Müller nie

mehr ein Steinmetzzeichen angebracht hätte, ist durch diese Feststellung widerlegt. Mit Hans Stefan, der Müller 1586 enttäuschte, hat er später doch wieder zusammengearbeitet. Die originellen Kapitelle des 1598–1600 durch Hans Stefan erbauten Fleischhauses zu Heilbronn (heutiges Historisches Museum) sollen ebenso wie der „Adler“ auf Müller zurückgehen.

Wenn wir auch heute mehr von dem Werk unseres Meisters wissen als noch vor wenigen Jahren, so sind es doch nur Teile seines Werkes, die uns heute offenliegen. Auch von seinem Leben konnten wir bislang nur einige Spuren aufhellen. In mancher Beziehung wird sich unser Wissen noch festigen, anderes wird vielleicht noch neu entdeckt werden. Aber das können wir heute schon mit Sicherheit sagen: Eine Beschäftigung mit dem Werke dieses Meisters lohnt sich, vor allem deshalb, weil er ein Meister in der H e r a u s - a r b e i t u n g d e s D e t a i l s ist und dadurch eine durchaus eigenartige Note besitzt. Wir bewundern heute immer wieder die Lebensechtheit seiner Gestalten. Aber auch die Daten seines Lebens sind uns heute von neuem interessant, da sie uns Einblick gewähren in die Verhältnisse seiner Zeit und in den Lebensgang eines schöpferischen Geistes unseres Heimatraumes.

Der Pfahlhof beim Wunnenstein

von Otto Conrad

Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte des 18. Jahrhunderts

Mit drei Abbildungen

Das untere Neckartal von Stuttgart bis zum Odenwald ist ausgezeichnet durch seine fruchtbaren Ackerfelder und die so ertragreichen Weinberge an den Talhängen des Neckars und seiner Nebenflüsse, die man als das Amphitheater schwäbischen Fleißes bezeichnen könnte.

Dieser landwirtschaftlichen Üppigkeit gegenüber steht die seltene Armut an Wald, der wegen der Fruchtbarkeit des Bodens bis auf geringe Reste durchweg gerodet wurde.

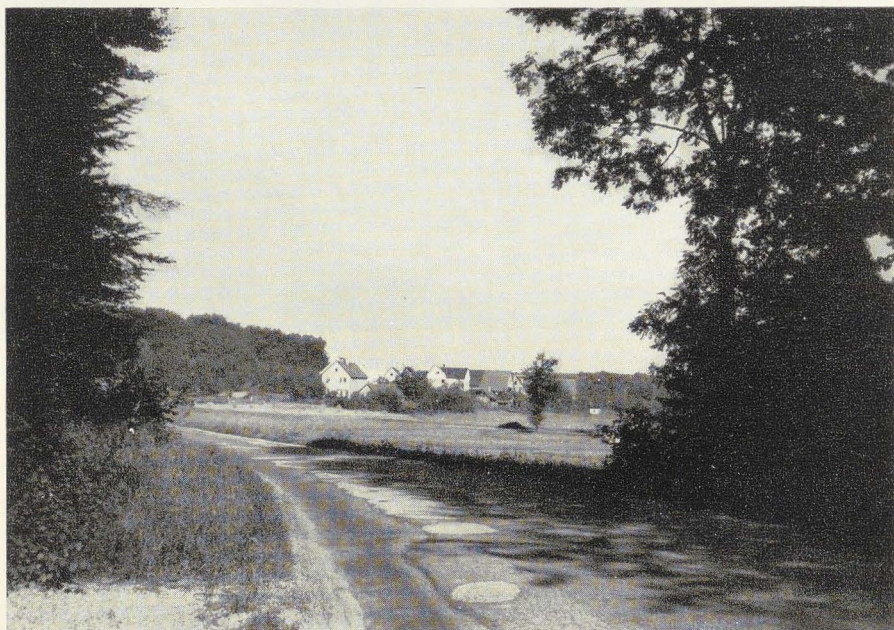


Abb. 1
Der Weiler Pfahlhof von Osten

Nur am westlichen Fuße des Wunnenstein vermochte sich eine größere, zusammenhängende Fläche Laubwald von ungefähr 7 Quadratkilometer zu erhalten. Etwa drei Fünftel davon sind im Besitz der herzoglichen Hofkammer, in den Rest teilen sich die Gemeinden Ilsfeld, Ottmarsheim und Mundelsheim.

Wer von Heilbronn über Ilsfeld nach Besigheim fährt, durchquert diesen Wald und trifft an der Straßenkreuzung Großbottwar–Winzerhausen–Neckarwestheim–Lauffen a. N. an einem 2 km langen und 200 Meter breiten Wiesental in dessen Ausbuchtung einen kleinen Weiler mit Gasthaus an – den Pfahlhof. Idyllisch verborgen liegt er zwischen den selten schönen Buchen- und Eichenwäldern mit nur wenig Nadelholz und umrahmt von einem Kranz von Obstbäumen und Wiesen (Abb. 1). Wer hier wandert, befindet sich in einer Oase von Ruhe und Stille, die nur am Ostrand des Waldes vom Verkehr auf der Autobahn Stuttgart-Heilbronn gestreift wird.

Das Gebiet um und in diesem Pfahlhofer Wald ist uraltes Siedlungsland, es ist ein klassisches Beispiel für das Gesetz von der Kontinuität der Siedlungen im Verlaufe von Jahrtausenden, auch ein gutes Beispiel dafür, daß der Wald bald gerodet und besiedelt, die Siedlungen wieder verödeten und ihr Acker- und Weideland erneut von Wald überzogen wurde. Der benachbarte Wunnenstein (394 m) scheint dabei zu allen Zeiten, seit Menschen diese Landschaft betreten haben, eine besondere Anziehungskraft ausgeübt zu haben:

Auf seinem Gipfel wurden von Otto Schäfer Kleinwerkzeuge der Mittleren Steinzeit (vor 6–10 000 Jahren) gefunden. Ringsum ist die Gegend mit ihrem fruchtbaren Lößboden dicht durchsetzt mit Siedlungsresten aller Perioden der Jungsteinzeit, deren Menschen vor 5–6000 Jahren erstmals den Boden unter Hacke und Pflug nahmen, sesshaft wurden und die ersten Siedlungen bauten. Von dem Waldstück „Gerbersloh“ bei Schloß Liebenstein bis hinter den Wunnenstein findet sich im Wald gut erhalten eine große Anzahl von Grabhügeln aus der Früheisenzeit (800–400 v. Chr.), von denen der „Katzenbuckel“ im Ilsfelder Wald der größte ist und als Fürstengrab angesprochen wird, das mit dem Wunnenstein in Zusammenhang stehen mag wie das Fürstengrab des Kleinaspergle beim Hohenasperg. Viele solcher Grabhügel, die heute fast nur noch im schützenden Wald erhalten sind, mögen im freien Feld zum Opfer gefallen sein. So sehen wir zum Beispiel nahe dem Pfahlhof auf einer Wiese am Waldessaum unmittelbar beim abgegangenen Geiselhausen noch einen Grabhügel, der seitlich halb abgetragen ist. Wie lange mag sich der Besitzer der Wiese durch die restliche Hälfte beim Mähen noch behindern lassen?

Aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. hat man auf Ilsfelder Markung die berühmte keltische Bronzefigur, ein Amulett, gefunden, die der Pflug samt vielen Scherben an den Tag gefördert hat. Wiederum mag der Wunnenstein in dieser vordeutschen Zeit als Fliehburg oder Kultstätte eine Rolle gespielt haben. Dann lag das ganze Gebiet etwa 150 Jahre lang im

römischen Dekumatland. Vom Kastell Walheim führte eine Römerstraße über Neckarwestheim und Ilsfeld nahe am Pfahlhof vorbei zum Limeskastell bei Mainhardt. Von dieser Straße sind noch erkennbare Spuren und Flurnamen erhalten. Das Land um den Neckar bis hin zur Bottwar und Schozach ist übersät mit Resten von römischen Gutshöfen. Auch im Wald des Seebronnertals beim Pfahlhof hatte sich ein römischer Legionär angesiedelt. Die Felder seines Hofes sind wieder mit Wald bewachsen. Zwischen Winzerhausen und Großbottwar in Flur „Mäurich“ saß ums Jahr 200 ein Veteran der 22. Legion in Mainz, Gajus Longinius Speratus, mit Frau, zwei Söhnen und zwei Töchtern. Neben seiner Landwirtschaft und Viehzucht hatte er einen Ziegeleibetrieb. Seine zahlreich gefundenen Dachziegel tragen den Stempel GLSP. 1710 fand man eine Weiheinschrift vom Jahre 201, und im Jahre 1926 wurde das Badegebäude dieses Gutshofs teilweise aufgedeckt. Otto Schäfer hat i. J. 1932 noch über ein Dutzend römischer Ziegelstücke im Schutt der Michelskirche auf dem Wunnenstein gefunden, ebenso vor kurzem Werner Heim. Damit sind die gleichen Funde von Wilhelm Ganzhorn v. J. 1866 bestätigt. Sie deuten auf ein keltisch-römisches Heiligtum hin, wie es drüben im Zabergäu auf dem Michaelsberg nachgewiesen wurde. Nach der Landnahme durch die Alamannen (250 n. Chr.) wurde das Neckarland endgültig durch unsere Vorfahren besiedelt. In der fränkischen Zeit nach 496 erhielt der Wunnenstein mit der Christianisierung im 7. Jahrhundert die Urkirche St. Michael mit der sagenhaften Glocke Anna Susanna, der die Kraft zugesprochen wurde, heranziehende schwere Wetter vertreiben zu können. Um dieselbe Zeit wurden zu den bereits vorhandenen alamannischen Siedlungen noch weitere fränkische neu gegründet. Zu ihnen gehört Geiselhausen beim Pfahlhof und viele andere, die wie Geiselhausen teilweise im späten Mittelalter wieder eingegangen sind. Die Markung von Geiselhausen ist größtenteils wieder mit Wald bewachsen, der heute bezeichnenderweise im Besitz der herzogl. Hofkammer ist. Grundmauern haben sich lange im schützenden Wald erhalten, bis sie zum Bau des Pfahlhofes fast restlos ausgegraben wurden. Mehr als die Lage und der Name ist bisher von Geiselhausen nicht bekannt geworden. Am Westrand des Pfahlhofwaldes lag seit dem Mittelalter das kleine Dorf Itzingen. Albert von Liebenstein stiftete dort um 1250 ein Dominikaner-Nonnenkloster und eine Kirche mit Familiengruft, ob als Neugründung oder zu einer alten Siedlung Itzingen, ist bis jetzt noch nicht geklärt. Das Kloster wurde schon im 13. Jahrhundert mit dem in Lauffen vereinigt. Die Kirche mit Friedhof blieb bis Ende des 17. Jahrhunderts in Benützung und geriet nach einer Reparatur im Jahre 1786 in Zerfall, weil die Herren von Liebenstein 1678 mit ihrem Schloß auch Itzingen an das Haus Württemberg verkauft haben. Die Domänenkammer verkaufte Kirche und Kloster 1807 auf den Abbruch. Bis 1854 saßen einige Lehenbauern auf dem Itzinger Hof, wie er später hieß, und zogen nach Neckarwestheim. Ihre Lehensgüter von etwa 100 Morgen kamen käuflich zum Hofgut Liebenstein. Die einzigen Zeugen von Itzingen am Waldrand zum Seebronnertal sind

steinige Äcker. In den Archiven jedoch harren noch viele Urkunden und Akten der Erforschung. So sind die Menschen und ihre Siedlungen gekommen und gegangen. Wir finden nur noch mit Mühe spärliche Reste von ihnen.

Nachdem sich unser Land von den überaus schweren Verlusten des Dreißigjährigen Krieges und der nachfolgenden französischen Kriege und Einfälle in unserer Gegend einigermaßen erholt hatte, begann mit dem 18. Jahrhundert, ehe sich das Ventil der Auswanderung der überschüssigen Bevölkerung öffnete, eine neue Siedlungsperiode kleinen Maßstabes, die an die jetzige Aussiedlung von Bauerngehöften aus den zu eng gewordenen alten Dörfern erinnert. Dafür einige Beispiele:

Um 1700 wurde die Sinzenburg beim Lichtenberg gegründet, 1715/20 der Hinterbirkenhof Gemeinde Steinheim-Murr, 1735 der Husarenhof bei Besigheim, 1739 der Weißenhof bei Löchgau, 1740 der Hornungshof bei Kleinaspach, 1760 der Hardt-Schönbühlhof bei Schwieberdingen-Markgröningen, 1783 der Fißlerhof, 1834 Hohenstange, beide bei Tamm.

Hierher gehört auch der Pfahlhof, dessen Gründung in das Jahr 1722 fällt, in dem – nebenher bemerkt – in Württemberg die Konfirmation eingeführt wurde. Alle diese Neugründungen liegen fernab an der Markungsgrenze ihrer Mutterdörfer, meist am Wald; sie wuchsen von Einzelhöfen zu kleinen Weilern, die sich durchweg als lebensfähig auf ihrer bäuerlichen Grundlage erhalten haben.

Und damit kommen wir nun zum Pfahlhof, dessen Entstehung und 240jährige Geschichte, die so reizvoll ist wie seine Lage und walddreiche Umgebung.

Ein gutes halbes Jahrtausend saßen die Herren von Liebenstein auf dem gleichnamigen Schloß und ihrem 400 Morgen großen Hof. Sie waren auch Besitzer der Dörfer Kaltenwesten (seit 1884 Neckarwestheim) und Ottmarsheim, von Itzingen, vom halben Holzweilerhof und Gütern und Gefällen in Ilfeld und Auenstein. Im Jahre 1677/79 verkauften sie dieses ganze Besitztum an den Herzog von Württemberg, der es seinem Kammerschreibereigut einverleibte und in Liebenstein, dessen Hofgut bis auf den heutigen Tag auf Zeit verpachtet wird, eine Stabskellerei einrichtete, die bis zum Jahre 1807 dort bestand.

Um 1720 war als Verwalter der Keller und Amtmann J o h a n n C h r i s t o p h B e c h t in Liebenstein. Dieser Beamte scheint ein tüchtiger Mann gewesen zu sein, der sowohl die allgemeinen als auch die örtlichen Verhältnisse genau zu kennen schien und einzuschätzen wußte:

Da waren 3–4 km weit vom Schloß Liebenstein entfernt unbebaute Egerden und Odland, die sich bei dem weiten Weg kaum bewirtschaften ließen. Im nahen Kaltenwesten saßen tüchtige Bauern mit zu wenig Grund und Boden und geringer Behausung, denn das Dorf platzte wie viele andere Dörfer fast aus den Nähten. Da war die Straße von Großbottwar nach Lauffen, auf der viele Pferde- und Ochsenfuhrwerke mit Weinbergpfählen ins Neckartal und Zabergäu fuhren. Da waren in den großen Kellern des

Liebensteiner Schlosses die Fässer voller Zehent- und Gefällwein. Das Bier-, Most- und Kaffeetrinken begann sich immer mehr auszubreiten, was dem Weinabsatz allmählich Abbruch tat. Der Verkauf des Weines ins Ausland ging zurück. Da war der baulustige Herzog Eberhard Ludwig, sein gnädigster Fürst und Herr, der seit 20 Jahren am Schloß und der Gartenstadt Ludwigsburg luxuriös baute und Feste feierte. Könnte dieser baulustige Herzog hier nahe bei seinen wildreichen Wäldern und seinem Schloß Liebenstein zu seinem eigenen Nutzen nicht auch eine billige bäuerliche Wirtschaft erstellen lassen? Solche und andere Überlegungen mögen den Keller und Amtmann Becht bewogen haben, dem Herzog einen Vorschlag zu unterbreiten. Nachdem er seinen Plan bis in alle Einzelheiten ausgedacht, den Bauplan mit Wirthshaus und Meierei und den Kostenvoranschlag und alles weitere in Händen hatte, schrieb er am 15. Nov. 1721 an den Herzog. Der Brief mit Beilagen war in den Archiven noch nicht aufzufinden, dagegen die Abschrift der Antwort des Herzogs vom 25. April 1722.

Man spürt zwischen den Zeilen deutlich heraus, wie gerne der Herzog und seine Räte auf den Vorschlag des Liebensteiner Amtmanns eingingen und ihn in vollem Umfang genehmigten. Wir lesen:

„Lieber Getreuer! Nachdeme wir auf deinen erstatteten unterthänigsten Bericht und gethanen ohnmaßgeblichen Vorschlag Uns gnädigst resolviert, zu einigem Verschuß unserer Liebensteinischen Kellerey Weine, an die von Bottwar nacher Laufen und in andere Orth deß Zaber Gayes gehende Straßen, ein Würthshauß und darneben mittelst Zuziehung ein oder anderes der Kellerey Liebenstein gehöriges und umb der Entlegenheith willen biß daher in schlechtem Eintrag gestandener Gütterstückh, auch Ausstockung eines stuckh Waldes von Sieben Morgen, das umbgrabene Häulen genannt, und Umbtreibung einiger an der straßen ohnnützlicher Öden Plätze eine kleine Mayerey anrichten zu lassen.

Alß ist hiermit Unser Befehl, du sollst sowohl mit erbauung des Wirthshaus, Scheuren und Stallung, nach dem decretirt hierbey gehenden Bauüberschlag und eingeschickten Riß, als auch mit Anrichtung der Meyerey in genau möglichsten Kosten mit guter menage fürgehen, solche urkundlich ausbezahlen und behörig verrechnen, inmittelst dich umb einen auf solches guth und zum Weinschenken tauglichen Mann, dem solche entweder auf gewisse conditionen verliehen oder um Belohnung zur Arbeith anvertrauet werden könne, umsehen, mit solchem ein oder andern Wegs tractiren und die Verhandlung ad radicandum unterthänigst berichten.

Betreffend der zu solchem Bauwesen erforderende Gelttes wird dir hiermit die gnädigste Erlaubniß gegeben, sowohl die bey der gnädigst dir anvertrauten Kellerey aufgekündte und nach Maßgab underm 15. Nov. 1721 erstatteten underthänigsten Berichts auf drey Hundert Sechzig Ein Gulden sich erlaufende Capitalien zue employen, alß auch zu solchem Behueff bey der Geistlichen Verwaltung Kaltenwesten biß fünffhundert Gulden um Verzinßung aufzunehmen, allß wahin Wür derentwegen bereits Befehl ergehen lassen.

Das weitere aber hast du Successive von Amtsgeldern vollends zu bestreiten. Alles aber darbey nach deinen obhabenden pflichten also zu besorgen, daß unser Fürstliches interesse möglichst beachtet werden möge.

Daran beschiehet Unsere Maynung. Stuttgart, d. 25. Aprilis 1722.

Ex speciali Resolutione

J. H. Pistorius

R. I. Vißler."

Wir betrachten diesen Befehl des Herzogs als den Geburtstagsbrief für den Pfahlhof und den 25. April 1722 als dessen Geburtstag, Herzog Eberhard Ludwig als den legitimen Vater und den getreuen Keller und Amtmann Johann Christopf Becht als den Initiator und Geburtshelfer. Und um es vorwegzunehmen, aus der Taufe wurde das Kind schon an Martini (11. Nov.) 1722 gehoben, als der Pfahlhof, dessen Name jetzt leicht gedeutet werden kann, an den ersten Pächter Hans Ludwig Hermann, Bürger und Bauer zu Kaltenwesten, auf 9 Jahre verpachtet wurde.

Als die wichtigste Ursache für die Gründung des Pfahlhofes erscheint uns die überragende Bedeutung des Weinbaus im alten Württemberg. Der Weinbau bildete schon im Mittelalter die Lebensgrundlage des Staates Beutelsbach und seiner Untertanen in einem Ausmaß, wie wir es uns heute kaum mehr vorstellen können. Das kommt in folgendem ganz deutlich zum Ausdruck: Bei der damals noch großen Naturalwirtschaft bildeten die Abgaben an Wein die wichtigste Steuer. Was wir heute unter Finanzamt verstehen, hieß damals die Kellerei, ihr Vorsteher war der Keller. In der Weingart-Pfahlordnung Herzog Ulrichs vom 12. Juli 1540 heißt es: „Es haben sich allerlei Beschwerlichkeiten, Betrug und Gefahr eingerissen, besonders in den Orten und Enden, da die Nahrung auf dem weigardt Baw steht...“ In einer Erklärung des Landtags aus dem Jahre 1599 heißt es, der Weinbau „einig und allein dieß Herzogtums unter den fürnehmsten Nahrung“. Die Reichsstadt Eßlingen als Weinbau- und Weinhandelsstadt erklärte schon 1486, daß „der Stadt Gewerb ganz auf dem Wein stehe. Auch für die Reichsstadt Heilbronn, wo bereits im 14. Jahrhundert fast jeder wohlhabende Bürger seine eigene Kelter besaß, gilt für den Weinbau und -handel dasselbe wie bei Eßlingen.

Der 30jährige Krieg hatte auf den Weinbau geradezu verheerend gewirkt. Der Staat war sehr bemüht, dem Weinbau und Weinhandel wieder auf die Beine zu helfen und ihm nach Möglichkeit seine alte Bedeutung wieder zu geben. Die größten Schwierigkeiten aber bestanden im Absatz des Weines, weil durch den langen Krieg die Absatzgebiete im Ausland teilweise verloren gegangen waren, viele Klöster waren eingegangen, im Inland kam das „schädliche“ Most-, Bier- und Kaffeetrinken auf.

Zum Weinbau aber gehörte unbedingt eine große Masse von Weinbergpfählen, die bei der starken Holzknappheit im 18. Jahrhundert immer rarer und auch teurer wurden. Der Pfahlhof verdankt seine Entstehung, seinen Namen und etwa 150 Jahre lang auch seine wirtschaftliche

Grundlage und das Durchkommen seiner Inhaber und Besitzer vorwiegend dem starken Umschlag von Weinbergpfählen aus dem Murrhardter Wald und den Löwensteiner Bergen in das so weinreiche Neckartal und Zabergäu. Wir kommen darauf noch weiter zurück.

Wenn zunächst in den Schreiben der Name des zu gründenden Hofes noch nicht auftaucht, so hat das wohl darin seinen Grund, daß in Schorndorf und Backnang seit Jahrhunderten privilegierte Pfahlmärkte bestanden. Insbesondere von Backnang aus war zu befürchten, daß es vorstellig würde, wie es denn auch 1723 geschah. Die Stadt sollte vor vollendete Tatsachen gestellt werden, was im Zeitalter des Absolutismus nichts Ungewöhnliches war. Schon in den Rechnungen von 1722 hat der Neubau seinen vorbedachten, aber zuvor nicht schriftlich niedergelegten Namen erhalten. Es heißt: „... an dem neuen Wirt-und Mayerey Hauß, Scheuern und Stallung auf dem neu angelegten Hof, der Pfahlhof genannt.“ Hier sei vermerkt, daß alle anderen Siedlungen in Württemberg mit dem Grundwort „Pfahl“ einen anderen geschichtlichen Hintergrund haben und viel älter sind als unser Pfahlhof. Sie verdanken ihre Namen der Lage am römischen Pfahlgraben (Limes), so Pfahlheim östlich Ellwangen, Pfahlbronn nördlich Lorch und Pfahlbach nördlich Ohringen.

Ein Bild aus dem Kieserschen Forstlagerbuch (Abb. 2) von etwa 1685 zeigt die Stelle, auf dem der Pfahlhof errichtet wurde und in 200 Jahren

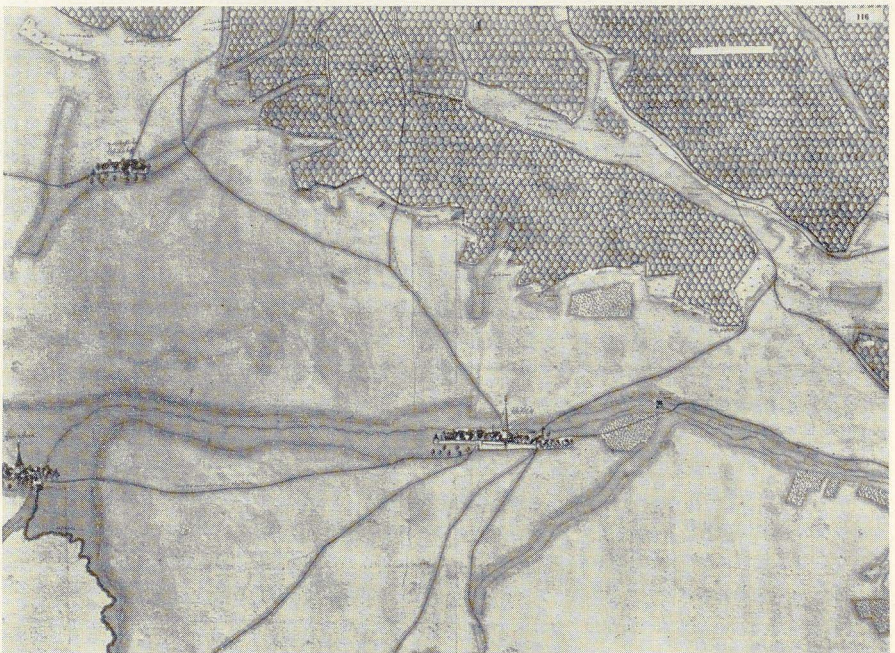


Abb. 2
Auf dem Wäldle im „Stiefelzieher“ wurde 1722 der Pfahlhof erbaut.
Kiesersche Forstkarte um 1682. Norden ist unten.

dann zum Weiler heranwuchs, sehr schön. Von Westen zieht sich ein schmales Wiesental in Form eines Stiefelziehers in den Wald herein. Vor der Gabelung ist das herrschaftliche Wäldle, das „umgrabene Häule“ genannt (spukhafte Stelle?). Es war 7 Morgen groß und wurde ausgestockt. Hier liegt heute der Weiler Pfahlhof. Die Straße von Großbottwar führte damals noch nicht nach Neckarwestheim, sondern überquerte das Tälchen in Richtung „Kälberhart“, dann am Kaltenwestener und Lauffener Hochgericht vorbei auf den Lauffener Landturm am altwürttembergischen Landgraben. Es handelt sich also um eine alte Fernstraße, die auch von Ottmarsheim über Itzingen oder Liebenstein aus erreicht wurde. Die Straße von Ilsfeld über den Pfahlhof nach Ottmarsheim ist noch nicht auf dem Bild, sie wurde erst im Jahre 1890 gebaut.

Der Wald des „umgrabenen Häule“ scheint schon im Winter 1721/22 gerodet worden zu sein, denn der Bau des Pfahlhofes im Sommer 1722 ging so rasch vonstatten, daß er schon an Martini 1722 verpachtet und bezogen werden konnte. Aus der Kostenzusammenstellung des Amtmann Becht auf 24 Folioseiten erfahren wir a l l e E i n z e l h e i t e n über den Bau, die Handwerker, Löhne, Fuhrlohn, Preise und Herkunft des Baumaterials. Das Bauwerk bestand aus einer Behausung, 52 Schuh lang und 36 Schuh breit (1 Schuh = 28,65 cm), mit Stallungen, einer Scheuer 39 x 36 x 13 Schuh, drei Schweineställe, darauf ein Hühnerhaus und einem Schöpfbrunnen. Das eichene Bauholz – 34 geringe und 11 große Eichen – wurde dem Herrschaftswald „Hummelsberg“ entnommen. Das tannene Holz war Floßholz, vermutlich vom Schwarzwald, es wurde bei der unterdessen abgegangenen Kaltenwestener Hangenden (Neckar-)Mühle aus dem Neckar geschleift. Es waren 13 Dickbalken, 9 siebzigschuhige, 22 sechzigschuhige, 24 fünfzigschuhige und 28 vierzigschuhige Stämme. Die 26 zweirössigen Fuhren Sand kamen mit dem Schiff und wurden vom Kirchheimer Wörth herbeigeführt. 120 einrössige Kasten Werksteine wurden dem „Fundament eines alten Gemäuers bei der Bruckwiesen“ das heißt dem abgegangenen Geiselhausen 300 m östlich vom Pfahlhof, entnommen. 545 einrössige Kasten Mauersteine wurden vom Steinbruch am „Hummelsberg“ (Muschelkalk) neben dem Itzinger Hof herbeigeführt. Die 14 600 Dach- und 104 Firstziegel sowie 3750 Backsteine und 87¹/₂ Ztr. Kalk kamen von der Ziegelhütte in Kaltenwesten. Der Fuhrlohn für den ganzen Bau betrug 320 Gulden.

Der 48 Schuh (= 14 m) tiefe und im Lichten 4 Schuh weite Schöpfbrunnen wurde von dem Feldmaurer Christoph Schmid in Stuttgart, einem Spezialisten also, gebaut. Er benötigte dazu 23 vierrössige Wägen Quadersteine, die er in der Steingrube (Lettenkohlsandstein) hinter dem Dorf (Kaltenwesten) brach und behieb. Für seine Arbeit erhielt er 96 Gulden. Der Schmied Kazenwadel von Mundelsheim lieferte die 50 Schuh lange und 78³/₄ Pfund schwere Eisenkette um 11 Gulden 38 Kreuzer. Dieser alte Schöpfbrunnen ist seit 1939 die Brunnenstube mit elektrischer Pumpe für die Wasserleitung des ganzen Weilers Pfahlhof. Die Maurerarbeiten (317 Gulden) machte der Steinhauer und Maurer Hans Wilhelm Neumann, die Zimmerarbeiten (312 Gulden) der

Meister des Zimmerhandwerks Hans Jerg Schmid, die Schreinerarbeiten (44 Gulden) Hans Heinrich Klenk, die Schmiedarbeiten (22 Gulden) Hans Jerg Mönius, die Wagnerarbeiten (6 Gulden) Michael Rößle, alle von Kaltenwesten, die Schlosserarbeiten (82 Gulden) Tobias Stumpf, die Glaserarbeiten (41 Gulden) Hans Jakob Stiefele, beide von Ilsfeld. Der Hafner Georg Fähnle von Großbottwar setzte den 6 Ztr. schweren eisernen Ofen um 5 Gulden, den der Eisenfaktor Joh. Chrph. Mayer von Kaltenwesten um 23¹/₂ Gulden geliefert hatte. Für das Scheurenseil und die Stricke erhielt der Seiler Wilhelm Hirschmann von Großbottwar 6 Gulden.

Für den Richtschmaus beim Aufschlagen wurden 6 Scheffel Dinkel und 8 Imi (= ¹/₂ Eimer oder 150 Liter) Wein oder deren Wert zur Verfügung gestellt.

Im ganzen kam der Bau des Pfahlhofes im Jahre 1722 auf 1340 Gulden. Doch es stellte sich sogleich heraus, daß das Anwesen zu klein ausgefallen war. Dem ersten Pächter Hans Ludwig Hermann von Kaltenwesten wurde gleich bei der Übernahme des Pfahlhofes an Martini 1722 gnädigst zugesagt, daß für den Pfahlhandel ein weiterer Stall und eine Hütte zur Aufbewahrung der Pfähle schon im Jahre 1723 gebaut werde. Der doppelte Ochsenstall sollte zwei eichene Viehtröge von 30 Schuh Länge und außerdem 58 Schuh Raufen zum Aufstecken von Langfutter erhalten. Außerdem wurde noch ein großer Pferdestall zum Einbauen in die vorhandene Scheuer genehmigt. Man sieht daraus, daß der Pfahlhandel schon im ersten Jahr gut angelaufen ist und daß für die Ochsen und Pferde der Pfahlbauern Unterkunft benötigt wurde.

Die Kosten für den nachträglichen Bau beliefen sich auf 360 Gulden. So kam der Bau des Pfahlhofes auf insgesamt 1700 Gulden. Ein Paar schwere Ochsen kostete zu jener Zeit 70–75 Gulden. An diesem Preis gemessen können wir die Kosten für die Erstellung des Pfahlhofes mit rund 100 000 Mark veranschlagen.

In den ersten 50 Jahren von 1722–1772 wurde der Pfahlhof durch die Stabskellerei Liebenstein auf jeweils 9 Jahre im Aufstreich verpachtet. Die Pachtverträge wurden bisher nicht aufgefunden. Der erste Pächter war Hans Ludwig Hermann, Bürger und Bauer zu Kaltenwesten. Er war zweifellos auch von dem Amtmann Becht in Liebenstein, der nach dem herzoglichen Befehl ja den Auftrag hatte, einen geeigneten Mann für den Pfahlhof zu suchen, mit zum Pächter bestimmt worden.

An öden Gütern und Egerten, welche erst noch für den Ackerbau zuzurichten waren, gehörten zum Pfahlhof folgende Grundstücke:

4 Morgen im Lichthölzlen, so öd und zwischen den Hölzern gelegen,

7¹/₂ Morgen Wiesen daselbsten, auch zwischen dem Gehölz,

7¹/₂ Morgen, der Breitenacker genannt, an welchem der Forstknecht etwas umgebrochen gehabt hat,

15 Morgen alle Egerten (bisher unbebautes Land) zwischen der Straße und den bürgerlichen Gütern,

6¹/₂ Morgen im Ilfelder Weg,

1 Morgen zwischen den Hölzern unter dem Breitenacker, so vorher ein Viehtrieb gewesen,

4¹/₂ Morgen im umgrabenen Häulen (das war der gerodete Wald, auf den die Gebäulichkeiten mit Hofraum für den Pfahlhof gebaut wurden).

Aus dem bisherigen Ackerland mußte ab 1723 und aus dem erst noch zuzurichtenden ab 1726 der Zehnte und die Drittelgarbe gereicht und von einem Morgen Wiesen jährlich anderthalb Gulden bezahlt werden. Der Pfahlhof war also in den ersten 9 Jahren ein sogenannter *Drittelhof* wie der Itzingerhof und viele andere Lehengüter jener Zeit. Als Pacht mußte ein Drittel des Ertrags, die dritte Garbe, abgeführt werden und außerdem noch der Zehnte, die zehnte Garbe, als Besteuerung.

Der Pächter bekam für seinen Anfang für 100 Gulden Früchte als Saatgut, die er zu 5⁰/₁₀₀ zu verzinsen und wovon er innerhalb von 4 Jahren die erste und nach weiteren zwei Jahren die andere Hälfte zurückzahlen hatte. Den Wein hatte der Pächter um Lohn zu schenken; die Höhe der Vergütung ist nicht genannt, ebenso nicht, welche Abgabe er für den Pfahlhandel zu entrichten hatte.

Bei Beendigung des Pachts hat er die eingesäten Güter für weitere Prävention (Inanspruchnahme) der Kellerei abzutreten.

Schon 1738 ist als Beständer (= Pächter) auf dem Pfahlhof Ulrich B ü h n e r , herrschaftlicher Maier und bürgerlicher Inwohner zu Kaltenwesten, genannt. Er war von Gussenstadt bei Geislingen nach Kaltenwesten gekommen. Offenbar konnte oder wollte Joh. Ludw. Hermann seinen Pachtvertrag nicht durchhalten. Die Gründe für sein frühzeitiges Ausscheiden sind nicht bekannt.

Wir greifen unsere Vermutung darüber, daß in dem Vorschlag von Amtmann Becht in Liebenstein zur Errichtung des Pfahlhofes vom 15. Nov. 1721 und in der Spezial-Resolution Herzog Eberhard Ludwigs vom 25. April 1722 keinerlei Andeutung auf den von vornherein beabsichtigten Pfahlhandel und den Namen des zu gründenden Hofes enthalten ist, wieder auf. Es war von Anfang an zu befürchten, daß die beiden Städte Schorndorf und Backnang, die seit Jahrhunderten allein den privilegierten Pfahlhandel in Altwürttemberg ausübten, bei Bekanntwerden eines weiteren Privilegs zum Pfahlhandel beschwerdeführend beim Herzog vorstellig würden. Sie sollten offenkundig vor vollendete Tatsachen gestellt werden.

In der Tat beginnen nun auch, nachdem der Pfahlhandel 1722/23 auf dem Pfahlhof gut angelaufen war, mehrmalige ernste *Streitigkeiten* um den einträglichen Pfahlhandel. *Schorndorf* fühlte sich aber dabei kaum in Mitleidenschaft gezogen, weil sein Pfahlhandel für das Remstal und Neckartal um Stuttgart nicht betroffen wurde. Dagegen war *Backnang* seit Jahrhunderten der Umschlagplatz für Weinbergpfähle, für die der Pfahlhandel auf dem Pfahlhof eine ernsthafte Konkurrenz bedeutete. Schon im

Jahre 1596 beschwerten sich die Kaltenwestener Hintersaßen von Liebenstein darüber, daß sie „Pfähle oftmalen zu Backnang in Fron holen müssen, auch manchmal auf ihre Selbstkosten und Zehrung“.

Der Pfahlhandel beschränkte sich naturgemäß auf die Frühjahrszeit der Monate März und April, bevor die neuen Pfähle Verwendung fanden. Bereits am 4. Mai 1723 ergeht eine Beschwerde von Bürgermeister und Gericht zu Backnang an den Herzog „über den dies Jahr im Kaltenwestener Wald an der Landstraße gantz neuerlich und zu ihrer höchsten Präjudiz (Nachteil) etablirten Pfahlhandel . . diesem Einhalt zu tun und ihn wieder einzustellen“. Dabei wird vermerkt, daß auch die Steinheimer und Bottwarer, die gar nicht berechtigt seien, den Pfahlhandel zu betreiben, ihnen schweren Schaden zufügen, „als von welchen Orten Leuthe in die Harth hereinlaufen und Reuter die Pfahlbauern auffangen und Jhnen vor die Pfähle versprechen, was sie nur wollen“. Sie hätten auf ihre Beschwerden, beim Keller zu Liebenstein, so schreibt Backnang weiter, von diesem zur Antwort bekommen, daß das Wirts- und Maiereihaus zu dem Zwecke erbauet worden, die in selbigem Revier gelegenen öden Güter und Egerten zur Kultur zu bringen, vornehmlich aber durch Wirtschaften einen Verschuß der Kellerei Weine zu machen und zur Verstärkung des Weinabsatzes einen Abstoß der Pfähle anzustellen. Das Stadtwesen von Backnang sei durch den großen Brand und die (französische) Plünderung von 1693 noch ziemlich ruiniert und der Pfahlhandel sei für ihr Stadtwesen noch das einzige Commercium . . .“ (Man vergleiche dieses damalige Backnang mit der heutigen Industriestadt!) Backnang ist mit seiner Beschwerde nicht durchgedrungen, es mußte den Pfahlhandel auf dem Pfahlhof hinnehmen. Aber wir erfahren bei dieser Gelegenheit noch einmal die Ursachen, die zur Gründung des Pfahlhofes geführt haben.

Die Weinbergpfähle scheinen große Mangelware gewesen zu sein, weshalb sich 1742 viele Schwarzhändler im Pfahlhandel betätigten. Der neue Pächter auf dem Pfahlhof, jung Jakob Mackh, Bürger und Metzger zu Kaltenwesten, fühlte sich durch diesen unberechtigten Pfahlhandel sehr stark benachteiligt. Er wandte sich hilfesuchend an den Stabskeller Jäger in Liebenstein, der ihn in einem Schreiben an den Herzog auch kräftig unterstützte. Besonders der Ochsenwirt Kesselmann zu Großbottwar habe gegen 50 000 Pfähle in das Zabergäu verstellt. Wenn diesem Wucherer und denen zu Lauffen, Beilstein und Bottwar nicht Einhalt geboten werde, könne der Beständer auf dem Pfahlhof seinen schweren Akkord nicht bestehen.

Der Pfahlwirt Mackh schreibt am 29. März 1742 ein zweites Mal an den Herzog und bittet ihn, ihm einen Monat lang, oder solange der Pfahlhandel dauert, zu erlauben, Frucht gegen Pfahl zu handeln, diese „auf der Lanne in das Land hereinfahren zu dürfen und ihm auf seiner Wirtschaft an Feier- und Werktagen Spielleute ohne besondere Taxe halten zu dürfen“. Er habe den Pfahlhof an Lichtmeß verwichenen Jahres (1741) um jährlich 189 Gulden

(= etwa 10 00 Mark) in Bestand (Pacht) genommen. Der Hof liege nur eine halbe Stunde vom Landturm (Zollgrenze!) entfernt. Die ausländischen Bauern hätten jederzeit Fug und Macht gehabt, mit Pfähl zu handeln. Er habe dann Frucht gegen Pfähl getauscht. – Es seien oftmals viele Gäste in seiner Wirtschaft, deshalb bitte er, Spielteut halten zu dürfen.

Die Antwort aus Stuttgart lautete: Wenn keine erheblichen Anstände vorwalten, solle Mackh gestattet werden, daß er Frucht gegen Pfähle, keineswegs aber Pfähle gegen Frucht einhandeln möge. Wegen des Tanzes an Sonn- und Feiertagen sei er ab- und an die Ordnung zu weisen.

Doch der Pfahlwirt beschwert sich am 4. April 1742 ein drittes Mal beim Herzog, daß der private Pfahlhandel nicht aufgehört habe, sondern in Beilstein, Bottwar und Lauffen erneut stark eingerissen sei. Diese Städte behaupten, an Jahr- und Wochenmärkten sei ihnen der Pfahlhandel erlaubt. Er bittet, die darauf angesetzte Konfiskationsstrafe anzuwenden, besonders aber den im Backnanger, Sulzbacher, Murrhardter und Rudersberger Amt befindlichen Pfahlbauern und ebenso den Untertanen im Zabergäu, welche Weinberge besitzen, bei gleichmäßiger Strafe zu verbieten, an keinem andern Ort mehr Pfähle zu kaufen als auf dem Pfahlhof. Er sei im andern Fall genötigt, seinen eingegangenen schweren Akkord aufzukündigen.

Die fürstliche Rentkammer entspricht dem Wunsche des Bittstellers und gibt zum zweiten Mal in diesem Jahr verschärfte Befehle an die Ämter Beilstein, Backnang, Murrhardt, Schorndorf, Brackenheim, Güglingen und Lauffen. Und damit scheint wieder Ordnung in den Pfahlhandel gekommen zu sein, wenigstens schweigen die Akten 40 Jahre lang.

Im Jahre 1781 setzt noch einmal ein sehr harter Kampf um den Pfahlhandel auf dem Pfahlhof mit der Stadt Lauffen ein, der erst nach anderthalb Jahren von Herzog Karl Eugen entschieden wurde.

Wir kommen weiter unten eingehend darauf zurück, daß der Pfahlhof im Jahre 1772 vom bisherigen Pacht auf Zeit als ein Erblehen auf ewige Zeiten vom Herzog verkauft wurde. Von Februar 1777 an war Theodor Friedrich Conrad als Erblehensbeständer Besitzer des Pfahlhofes.

Am 17. April 1781 wandte er sich in einem Schreiben an den Herzog, ihn bei seinem Privileg des freien Pfahlhandels allergnädigst zu beschützen. Er schreibt: „Der Pfahlhof hat seit alten Zeiten unter anderen Freiheiten auch die gehabt, daß auf selbigem ein offener und freyer Pfahlhandel getrieben werden dürfe. Es ist auch dieses Privilegium, nachdem ermeldter Pfahlhof in ein Erb-Lehen verwandelt worden, von dem ersten Erb-Lehens-Beständer Samuel Mayer, meinem Ehevorfahren, wie auch von allen bisherigen Beständern immerhin frey und ohne Ausnahme exerciert worden.

Nun habe ich aber von Lauffen aus in Erfahrung gebracht, daß die Pfähl, welche außer Landes geführt werden wollen, sollen angehalten und zur Konfiskation angezeigt werden. Gleichwie aber dieses Verfahren meinem

Privilegio schnurstracks entgegenlaufft, . . . daß auf dem Hof ein Pfahlmarkt nach der Weise, wie er zu Schorndorf und Backnang pflüget gehalten zu werden, und solcher bey bisherigen Beständern getrieben worden, erlaubt seye, und ich überdies die meisten Pfähle von Ausländern (aus der Grafschaft Löwenstein) einkaufe, dieser Pfahlhandel auch einen offenbaren Einfluß in meinen Nahrungsstand hat, und ohne welchen ich die daraus jährlich zu entrichten habende Frucht Gült und das Geld-Locarium zu prestiren nicht im Stande wäre. Als ergeht an Euer Herzogliche Durchlaucht mein untherthänigstes Bitten, Höchst dieselb zu erlauben Gnädigst geruhen möchten, daß wie die bißherigen Beständer auch ich einen freyen und ohneingeschränkten Pfahl-Handel treiben und mir von dem Herzoglichen Ober-Amt Lauffen kein auf meinen Nahrungsstand so ohnmittelbar nachteiliger Eintrag in mein Privilegium getan werden dürfe, zu dem Ende an die benachbarte Ober-Ämter das erforderliche gnädigst rescribiren zu lassen.

Ich getröste mich Herzogl. Gnädigster Willfahr, dieser meiner untherthänigst gerechtesten Bitte und verharre in tiefster Erniedrigung

Euer Herzoglichen Durchlaucht
untherthänigst-getreu-gehorsamster,
Erb-Lehens Beständer auf dem Pfahl Hoff

Theodorus Conradt.“

Wir erfahren aus den Akten nicht, ob oder was der Herzog dem Bittsteller antworten ließ. Für die weiteren Auseinandersetzungen über den Pfahlhandel geben wir noch eine Inhaltsangabe.

Am 26. März 1782 wendet sich nun die Stadt Lauffen an den Herzog: Der Besitzer des Pfahlhofs habe das Recht des Pfahlhandels in das diesseitige Revier. Stadt und Amt Lauffen und das Zabergäu seien von jeher mit den benötigten Pfählen durch Bauern aus dem Revier von Murrhardt versorgt worden.

Seit ein paar Jahren aber geschehe es sehr selten, daß der Pfahlhofs inhaber einen dieser Bauern an seinem Hof vorbeipassieren lasse. Er nötige sie vielmehr, daß sie nach seinem Privileg die Pfähle bei ihm abladen müßten. Alsdann steigere er den Preis so hoch, daß die Einwohner des diesseitigen Weinreviers fast nimmer imstande seien, die benötigten Pfähle zu kaufen. Die Pfähle werden ihm von den benachbarten ausländischen Orten, der deutschherrischen Ortschaften Sontheim und Stockheim und auch der gräflich neippergischen Orte Schwaigern, Klingenberg und Neipperg, besser bezahlt. Er versuche daher, mehr dorthin zu verkaufen, als ihm zugestanden sei. Daher wäre zu wünschen, daß dem Pfahlwirt der Handel mit diesen Orten ganz niedergelegt oder, wenn dieses nicht geschehen dürfe, daß er dahin eingeschränkt würde, ohne eine Urkunde vom benachbarten Amt (lies: Lauffen!) oder dem nächstgelegenen württembergischen Zollamt (lies: wieder Lauffen!) keine Pfähle mehr außer Landes verabfolgen dürfe. Die Einwohner in dem diesseitigen Weinrevier seien um des Weinbaus und Weinhandels

willen bei der Steuer sehr hoch katastriert. Der Weinhandel liege aber gegenwärtig sehr darnieder, und die Pfähle seien sehr teuer.

Dagegen hat sich nun wieder Theodor Conrad ausführlich gewehrt. Er beruft sich auf sein mit Brief und Siegel verbürgtes Recht und auf die Vorschrift der herzoglichen Verordnungen über den Pfahlhandel, daß alle im Land gekauften Pfähle wieder im Land verkauft werden müssen und an Ausländer solche Pfähle, die im Ausland gekauft wurden, auch wieder an Ausländer verkauft werden dürfen. Er könne an Hand seiner Journale beweisen, daß er darnach gehandelt habe. Er sei sogar in der Lage darzutun, daß er von seinen im Löwensteinischen gekauften Pfählen mehr an Inländer als an Ausländer verkauft habe. Die gehässige und lieblose Denunziation von Lauffen sei nur deshalb erfolgt, weil dem Vernehmen nach die Stadt Lauffen die Erlaubnis zu dem Pfahlhandel erwirken wolle. Falls solches aber vorgebracht würde, werde er hiermit aufs Feierlichste protestieren . . . "

Die herzoglichen Räte aber haben, wie aus weiteren Schreiben ersichtlich ist, sein Anliegen nicht befürwortet und ihn in seinem Recht des Pfahlhandels eingeschränkt.

Deshalb schreibt er am 30. Oktober 1782 unter Darlegung der gesamten Verhältnisse auf dem Pfahlhof und Auszügen aus dem Erblehensbrief abermals weitläufig an den Herzog und beruft sich wiederum auf die uns bereits bekannten Rechte des uneingeschränkten Pfahlhandels. Er ist auch weit im Land herumgeritten, vermutlich auch nach Schorndorf und Backnang, um sich über die Verhältnisse im Pfahlhandel des ganzen Landes genau zu orientieren.

So ganz wohl war es Herzog Karl Eugen offenbar doch nicht bei der Sache, weshalb er sich ihrer auch selbst annimmt:

„Seine Herzogliche Durchlaucht verlangen hierüber von der herzoglichen Regierung unterthänigsten Bericht und Gutachten. Decretum, Hohenheim, den 2. Nov. 1782.“ Eigenhändige Unterschrift des Herzogs.

Dieser Bericht und das Gutachten wurden schon am 6. November 1782 abgefaßt und von 13 Regierungsräten gebilligt und unterzeichnet. Daraufhin entscheidet der Herzog:

„Se. Herzogl. Durchlaucht haben das unterthänigste Gutachten ad peti- tum (auf Bitten) des Pfahlhof-Beständers Conrad, ihn bey seinem Privilegio des Pfahlhandels zu schützen, eingesehen, und verordnen hierauf gnädigst, daß die Regierungs Räthl. Resolutiones vollkommen beharret und der Supplic- ant (Bittsteller) mit seinem Gesuch abgewiesen werden solle.“

Decretum Hohenheim, d. 7. November 1782.

Eigenhändige Unterschrift des Herzogs.

Der Pfahlhofwirt Theodor Conrad ist in seinem aufrichtigen K a m p f e um sein verbrieftes Recht des uneingeschränkten Pfahlhandels also unterlegen, wobei wir nicht außer acht lassen dürfen, daß der Streit im Zeitalter des Absolutismus geführt wurde.

Dem Pfahlwirt wurde der Pfahlhandel belassen. Aber das allgemeine Landesverbot, daß keine Pfahl außer Landes verkauft werden dürfen, gelte auch für den Pfahlhof. Conrad müsse sich von allem Pfähleinkauf in unserem Herzoglichen Lande zum Wiederverkauf außer Landes enthalten und seinen Pfahlhandel allein mit inländischer Ware betreiben.

Diese Einschränkung entgegen dem Erblehensbrief bedeutete einen großen Verlust für den Pfahlwirt.

Unterdessen war eine einschneidende Veränderung mit dem Pfahlhof vorgenommen worden, deren Veranlassung und Initiator wir nicht kennen. Die Zeitpacht auf jeweils 9 Jahre von Martini 1722 bis Lichtmeß 1772 wurde aufgehoben. Durch eine Special-Resolution vom 16. Dez. 1771 verfügte Herzog Karl Eugen, „ . . . daß . . . der unter der Beamtung Liebenstein stehende Pfahlhof, für Uns mit dem völligen Recht des Aigenthums und der Nutznießung verhaftet gewesen, in einem Erb-Lehens Bestand auf ewige ohnwiederrufliche Zeiten hingegeben werden solle. Als ist über sothanen Pfahl Hoff der erste Erb-Lehens Contract den 20. ten Dec. 1771 mit dem dermaligen Erb-Lehens Beständer

Samuel Meyer

bisherig Bürgerlichen Inwohnern zu Kaltenwesten, Liebensteiner Stabsamts, unter Unserer Herzogl. Höchster Genehmigung errichtet und den 16. ten Jan. 1772 zur öffentlichen Versteigerung gebracht worden . . . und dem bemelten Meyer in dem letzten Aufstreich wirklich zugekommen. Also haben wir auch solche ganze Erb Lehens-Verhandlung nurbesagten Pfahlhoffs, nach denen Von Uns selbst in gründliche Einsicht und Überlegung gezogenen Contracts Puncten und Articuln in Gnaden aufgenommen, und nach dem buchstäblichen Inhalt Unsere gnädigste Resolution hierüber ertheilt S. d: 12. ten martii 1772 erlassenen Special-Resolution hierüber ertheilt.

Und nun zu Rechtsbeständigem Antritt und Übernahm dieses Pfahlhoffs nöthig seyn will, daß nach Lehens Recht und Gebrauch, besonders nach unsern herzogl. Verordnungen, der Obernannte Erb-Lehens-Beständer

Samuel Mayer

förmlich belehnt und bestätigt werde.

Als Lehnen, übergeben, leyhen und Verleyhen Wir in Crafft dis Briefs, Vor Uns, Unsere Herzogl. Erben und Nachkommen, diesen schon berührten Pfahl Hoff . . . dergestalten und also, daß solcher Erb-Lehens-Beständer Samuel Mayer, auch all dessen Erben und Nachkommen, diesen Pfahl Hoff als ein stet und wahres Erb-Lehen nach Erb-Lehens Weiß und nach unsers Herzogthums Landrecht und Gewohnheiten nun und füröhin auf ewige Zeiten innhaben, besitzen, nuzen, niesen und gebrauchen möge, in der Maas, wie der Erb-Lehens Bestand-Contract, Recht und Gerechtigkeit gibt . . .“

Der pergamentene Erblehensbrief, der bis heute in der Familie bei den Nachkommen erhalten ist, hat 18 große Folioseiten, auf denen die gegenseitigen Rechte und Pflichten weitläufig beschrieben sind. Wir geben das Wesentliche gekürzt und inhaltlich wieder:

- I. Der Pfahlhof, so aller Orten durch die Geschwornen Untergänger zu Kaltenwesten umsteint worden, besteht nach dem verpflichten Feldmesser Friedrich Ludwig Bechtlein zu Kaltenwesten vorgenommenen Meß aus folgenden Stücken:

G e b ä u :

Eine Behausung und Keller drunter und eine doppelte Rindviehstallung mit einem Futterboden darauf, einem Schweine- und Hühnerstall und Holzlege darauf, nebst einem Brunnen im Hof.

A c k e r : 44 Morgen 1 Viertel

- 7 Morgen 2 Viertel am Ilfelder Weg vorne an die Straß stoßend,
- 13 Morgen, der breite Acker genannt,
- 3 Morgen bei dem Hofholz, der wüste Acker genannt,
- 3 Morgen 2 Viertel, das umgrabene Häulen, nächst der Behausung,
- 15 Morgen 1 Viertel, alle öd gewesene Plätz, vom Pfahlhof gegen Kaltenwesten zu, zwischen der Straßen und den Wiesen,
- 2 Morgen auf Ilfelder Markung in der hangenden Weiden gelegen.

W i e s e n : 6 Morgen $\frac{1}{2}$ Viertel

- 1 Morgen $2\frac{1}{2}$ Viertel, zwischen den Hölzern, unfern dem breiten Acker,
- 1 Morgen 2 Viertel, die neue oder lange Wiese, zwischen dem Wald und dem Weg liegend,
- 3 Morgen im Itzinger Rain bei Liebenstein.

G ä r t e n : 7 Morgen $1\frac{1}{2}$ Viertel $9\frac{3}{4}$ Ruthen

- 5 Morgen 2 Viertel $7\frac{1}{4}$ Ruthen Baumgarten und Wiesen bei der Maierei Behausung,
- 1 Morgen 2 Viertel an diesem Stück hinter dem Hof,
- $1\frac{1}{2}$ Viertel $2\frac{1}{2}$ Ruthen Küchengarten am Haus.

Summa sämtlicher Güter: 57 Morgen 3 Viertel $9\frac{3}{4}$ Ruthen.

- II. Dieses Erblehen in Gebäuden und Gütern hat der Erbbeständer in allen Teilen künftig und auf ewige Zeiten in guten Ehren und wesentlichem Bau zu erhalten . . . und uns und unserer Beamtung ohne Schaden.
- III. Der Lehensmann hat bei Antritt des Lehens für sein Einstandsrecht 1340 fl. Ein Tausend drei Hundert vierzig Gulden auf Kauf Schilling zu bezahlen. Außer dieser Schuldigkeit zu gewähren jährlich ewige Gült 134 Gulden an Geld und an Früchten jährlich:
- Roggen: zwei Scheffel, fünf Simri, $2\frac{1}{2}$ Vierling, zwei Ecklen, zwei Viertelen,
 - Dinkel: Zehn Scheffel, sechs Simri, drei Vierling, zwei Ecklen,

Haber: sechs Scheffel, sechs Simri, ein Vierling, ein Viertelen.
Alles nach württembergischer Landeswährung, den Gulden zu 60 Kreuzer und den Scheffel zu 8 Simri und zu unserer Stabskellerei Liebenstein zu liefern.

- IV. Diesem Lehensbesitzer und seinen Nachkommen werden folgende Freiheiten und Wohltaten eingeräumt und zugesagt:
1. Steuer-, Zehent-, Fron- und Quartierfreiheit auf dem ganzen Hof und den dazugehörigen Gütern.
 2. Die Wirtschaftsgerechtigkeit mit freiem Weineinkauf im Land, das Ausschenken ohne Umgeld (Getränksteuer), auch das Speisen ist erlaubt, dagegen ist der Landschaft der Accis und der Herrschaft der Zoll von allem, was auf dem Hof verhandelt wird, abzurechnen.
 3. Wird ihm auf dem Hof ein P f a h l m a r k t nach der Weise, wie er zu Schorndorf und Backnang gepflegt gehalten zu werden, und solcher bei bisherigen Beständen getrieben worden, fortzuführen, und den Profit davon für sich zu ziehen, erlaubt, doch daß auch von diesem Commercio der Zoll entrichtet werde.
 4. Darf er das unweit dem Pfahlhof liegende Seelein mit Wasser anlaufen lassen, um sich dessen bei Tränkung des Viehs zu bedienen.
 5. Wird ihm zugestanden, 4 Pferde und 16–20 Stück gehörntes Vieh in den unverhängten Schlägen des Herrschaftswaldes zu weiden.
 6. Sollen ihm jährlich 5 Meß Scheiter aus dem Herrschaftswald gereicht werden, die er selber zu hauen und heimzuführen hat; Stangen und Stützen zum Einmachen der Hofgüter sollen ihm ebenfalls gereicht werden.
- V. Weil der Hof zwischen Waldungen liegt, soll ihm nicht verwehrt sein, sich mit dem nötigen Hausgewehr und wachsamen Hunden zu versehen. Die Hunde seien zu bengeln (es soll ihnen ein Bengel oder Prügel um den Hals gehängt werden!), auf verbotenes Weidwerk sei die Strafe für Wilderei gesetzt und daß überdies der Hof eingezogen und anderwärts verkauft werde.
- VI. Ohne Genehmigung des Herzogs dürfe weder der ganze Hof noch Teile davon veräußert werden. Bei einer Veräußerung aber sei von jedem Gulden ein Kreuzer als Handlohn zu reichen.
- VII. Das Erblehen sei auch allen Nachkommen zu belassen, dagegen hätten sie getreu, gehorsam, geflissen zu sein und den herzoglichen Nutzen und Frommen zu fördern, Schaden zu verhüten, nach bestem Verstand und Vermögen dem Lehensherrn zu dienen ... Sofern aber all das, was in diesem Lehensbrief enthalten ist, nicht eingehalten werde, so habe der Herzog das Recht, dieses Lehen ohne den geringsten Ersatz der Antritts-, Bau- oder Verbesserungskosten

an sich zu ziehen und ihn erneut zu verleihen und zu verkaufen . . .
Dessen zu wahren Urkund haben Wir unser herzogl. Secret Inn-
siegel öffentlich hinverdrucken und all solches mit denen gewöhn-
lichen Unterschriften bestätigen und bekräftigen lassen.

So geschehen in unserer Herzoglichen Residenz Statt Stuttgart.
Auf Lichtmeß Anno Ein Tausend Sieben Hundert Siebenzig Und
Zwey.

A. Schickhardt
J. F. Hirschmann

Hochstetter

Am 17. März 1773 bestätigt der Rat und Stabskeller Johann Christ. Zech zu Liebenstein, daß der Erblehens-Beständer Samuel Mayer das Ankaufsgeld von 1340 Gulden in bar bezahlt hat.

Die Höhe des Kaufpreises entspricht nicht ganz der Summe, die der Bau des Pfahlhofes (1700 Gulden) gekostet hat. Man muß aber dabei bedenken, daß der Pfahlhof ein Lehen und kein freies Eigentum war. Es ruhte auf ewige Zeiten die jährliche Gült in Geld – 134 Gulden = 10 Prozent der Kaufsumme – und die oben aufgeführte jährliche Gült (Dinkel, Roggen, Haber) in Früchten als Last auf dem Hof.

Dieses Erblehen des Pfahlhofes zu übernehmen war zweifellos keine Kleinigkeit. Es erforderte einen vermöglichen, umsichtigen und sehr tüchtigen Mann. Der Kaufpreis von 1340 Gulden entsprach einem heutigen Wert von gut 100 000 Mark, die jährliche Abgabe einem Betrag von guten 12 000 Mark. (1 Paar Ochsen kostete damals 70 Gulden.) Aber man wird auch nicht verkennen, daß das Hofgut des Pfahlhofs mit seinen beinahe 60 Morgen Gütern im kleinbäuerlichen Unterland, der Wirtschaftsgerechtigkeit und dem Pfahlhandel eine solide und aussichtsreiche Lebensgrundlage und Wohlhabenheit für eine tüchtige und schaffige Familie und deren Nachkommen darstellte.

Dieser erste Besitzer des Pfahlhofs, Samuel Mayer von Kaltenwesten, scheint die Eigenschaften für einen Pfahlwirt besessen zu haben. Dazuhin war er auch vermöglich genug, die Kaufsumme aufbringen zu können. Der Stabskeller Zech von Liebenstein hatte genauen Einblick in die Vermögensverhältnisse von Samuel Mayer, außerdem kannte er ihn gut, da Zech ja auch Amtmann von Kaltenwesten war und Mayer Richter (Gemeinderat) auf dem Rathaus des Liebensteinischen Kaltenwesten. Samuel Mayer war am 7. April 1738 in Kaltenwesten geboren, verheiratete sich am 20. Nov. 1759 mit Maria Madalena Zierle, geb. am 12. Febr. 1738 in Kaltenwesten. Der Ehe entsprossen drei Kinder: Christina Magdalena (geb. 1760), Johannes (1761) und Johanna (1770). Nur viereinhalb Jahre hatten die Eheleute Mayer ihr Glück auf dem Pfahlhof. Im 18. Jahrhundert war für das württembergische Unterland und darüber hinaus die Stadt Winnenden der große Fruchtmart. Auch Samuel Mayer ist wie viele andere Bauern oft dorthin gefahren, um sein Getreide vom eigenen Hof und das auf seinem Pfahlmarkt eingehandelt auf der Winnender Fruchtschranne zu verkaufen. Da geschah der

„Casus tragicus“, daß Samuel Mayer, Wirt auf dem Pfahlhof, „als er (am 29. August 1776) auf den Winnender Fruchtmart mit Frucht gefahren, das Unglück gehabt hat, daß, als er von dem Karch, worauf er gesessen, herabspringen wollte, und an etwas behangen geblieben, er unter das Rad gekommen und dermaßen gequetscht worden, daß er sofort wieder zurück ins Ort transportiert werden unter großen Schmerzen. So geschehen abends nach 5 Uhr. Folgenden Tags, da der Mann nichts als Narben an sich hatte, emfing er unter Bezeugung einer innigen Buß das Heil. Abendmahl. Am 1. September hat er seinen Geist aufgegeben“.

Es wäre der so schwer betroffenen Witwe mit ihren drei unmündigen Kindern nicht möglich gewesen, den Pfahlhof umzutreiben und ihn zu halten. Es ruhten noch erhebliche Schulden auf dem Anwesen. Sie war daher gezwungen, sich wieder zu verheiraten, andernfalls wäre der Pfahlhof mit nicht geringen Verlusten an den Herzog zurückgefallen. Es war zwar noch das kleinbäuerliche Anwesen in Kaltenwesten vorhanden, wohin sich die Witwe mit ihren Kindern hätte zurückziehen können. Aber sie wollte selbst auf dem großen und wahrscheinlich auch einträglichen Pfahlhof bleiben.

Die waisengerichtliche Inventur in Kaltenwesten nach dem Tod von Samuel Mayer unter dem Vorsitz von Stabskeller Zech von Liebenstein am 14. April 1777 (50 Folioseiten) ergab einen Vermögensstand von 7335 Gulden. Nach Abzug von 3547 Gulden Verpflichtungen verblieben als Reinvermögen noch 3866 Gulden, was einem heutigen Wert von guten 250 000 Mark entsprechen würde.

In Anbetracht der ganzen Situation auf dem Pfahlhof, wie wir sie nun hinreichend kennengelernt haben, war die Pfahlhofwirtin geradezu genötigt, so rasch als möglich sich wieder zu verheiraten. Da war im Weißacher Tal, in Mittelbrüden bei Backnang, der Witwer Theodor Conrad, der durch den Pfahlhandel als Pfahlbauer mit dem Pfahlhof bekannt geworden war. Er gab sein bäuerliches Anwesen in Mittelbrüden auf, verheiratete sich am 11. Februar 1777 in Oberbrüden mit der Witwe Magdalena Mayerin und zog mit seinen vier Kindern im Frühjahr 1777 als zweiter Pfahlwirt auf den Pfahlhof. Nach der waisengerichtlichen Inventur in Kaltenwesten brachte er ein Reinvermögen von 3527 Gulden mit, was annähernd dem Beibringen seiner Frau entsprach.

So ruhte auf dem Pfahlhof im Jahre 1777, in welchem Conrad als Nachfolger des verunglückten Samuel Mayer, Erbbeständer und Pfahlwirt wurde, ein unbelastetes Vermögen von 6255 Gulden. Diese Substanz blieb über 100 Jahre lang in der Familie trotz Aussteuerung und Wegzug vieler Kinder erhalten, bis der letzte Besitzer, Karl Conrad, im Jahre 1909 kinderlos starb und seine Witwe das Anwesen schweren Herzens verkaufte.

Den harten Kampf Theodor Conrads in den Jahren 1781/82 um seinen privilegierten Pfahlhandel und den gleichen Kampf der früheren Besitzer in den Jahren 1723–1742 haben wir früher schon geschildert. Dabei ist noch nachzutragen, daß dieser Kampf um den Pfahlhandel, so sehr er auch eine spezifische Note für den Pfahlhof an sich hat, im Rahmen eines Kampfes um

die Weinbergpfähle und den Pfahlhandel gesehen werden muß. Diese Mangelware war damals ungemein begehrt. Die Preise waren dementsprechend, ebenso wohl auch der Verdienst am Handel und besonders am Schwarzhandel. Die Beschwerden der Städte Backnang und Schorndorf mit ihren uralten privilegierten Pfahlmärkten gehen durch das ganze Jahrhundert und füllen ein dickes Aktenbündel. Die Städte Weinsberg, Winnenden, Waiblingen, Marbach, Bottwar, Beilstein, Steinheim, Lauffen u. a. suchten mit allerlei Gründen und Ausflüchten von diesem in ihrer Gegend für den Weinbau so wichtigen Pfahlhandel zu gewinnen, sie trachteten ununterbrochen mit bewundernswerter Zähigkeit darnach, einen Pfahlmarkt im Zusammenhang mit ihrer sonstigen Marktgerechtigkeit in ihre Mauern zu bekommen. Wären die herzoglichen Befehle über die Konfiskation der Pfähle verbunden mit der sehr harten Strafe von 10 Pfund Heller für erwischte Sünder nicht durchgeführt worden, so wäre dem Durcheinander auf dem altwürttembergischen Pfahlhandel unter der Steig, das heißt nördlich der Weinsteige von Stuttgart, nicht beizukommen gewesen.

Bei den sieben von der Conradschen (4) und der Mayerschen (3) Seite in die Ehe gebrachten Kindern konnte es kaum ausbleiben, daß es in der Erbfolge schon zu Lebzeiten von Theodor Conrad und der Magdalena verw. Mayerin zu Schwierigkeiten kam. Welche Linie von beiden sollte das **V o r r e c h t i n d e r E r b n a c h f o l g e** haben? Welches der Kinder war in der Lage, ein so schweres Anwesen allein zu übernehmen und den Geschwistern ihren vom Waisengericht zugesprochenen Anteil hinauszahlen*). Das hat auch dem Stabskeller in Liebenstein viel Kopfzerbrechen gemacht. Ja, selbst der Herzog wurde mehrfach darum gebeten, seine Hilfe nicht zu versagen. Schließlich aber hat er seine Einwilligung gegeben, daß der Pfahlhof in zwei gleiche Teile unter zwei Besitzer aus der Familie aufgeteilt werden konnte. So finden wir dann bis etwa 1865 die beiden Familien Mayer und Conrad auf je eine Hälfte des Pfahlhofs nebeneinander, bis der Pfahlhof dann wieder vereinigt wurde und allein in der Hand der Familie Conrad war.

Während das Geschlecht Conrad auf dem Pfahlhof im Jahre 1910 erlosch, blühte es im nahen **I l s f e l d** kräftig weiter. Ein Sohn des Johannes Conrad und der Christina Magdalena, Johann Ludwig Conrad, geb. 2. September 1794 auf dem Pfahlhof, verheiratete sich am 1. Februar 1818 in Ilsfeld mit Friedrike geb. Jägerin. Er wurde damit zum Stammvater der Ilsfelder Linie und ist der Urgroßvater des Verfassers.

Das Lehensverhältnis, das nach dem Erblehensbrief von 1772 für ewige Zeiten gelten sollte, hat noch 75 Jahre gedauert. Die Französische Revolution 1789 und die nachfolgenden Napoleonischen Kriege haben nicht nur das Gesicht und die Landkarte der deutschen Kleinstaaterie gewaltig verändert, sie haben auch die mittelalterliche Form der Lehensherrschaft und vieles

*) Das war offenbar auch dadurch nicht möglich, daß ein Sohn von Theodor Conrad, Johannes, und eine Tochter des verunglückten Samuel Mayer, Christina Magdalena, sich heirateten, die sich dann mit der Hälfte des Pfahlhofs begnügten.

andere dazu zur Auflösung gebracht. Die damaligen weltgeschichtlichen Ereignisse wurden auch auf dem Pfahlhof spürbar.

Es ist mündlich überliefert und durch den **Franzosen einfall** in Großbottwar am 3. November 1799 geschichtlich erhärtet, daß die Franzosen öfter auf den Pfahlhof gekommen seien. Sie hätten die Hühner geschlachtet und im Backhäusle gebraten, auch Vieh und Pferde fortgenommen und den Wein im Keller als ihr Eigentum betrachtet. Was sie nicht trinken konnten, hätten sie durch Schüsse in die Fässer auf den Boden laufen lassen. Man habe die drei Schwestern meines Urgroßvaters, sobald die Franzosen die Gegend unsicher machten, in einem besonders dazu gegrabenen Bunker im Wald versteckt. Auf dem Feld hätten die Franzosen arbeitende Bauern überrumpelt, ihnen die guten Pferde losgespannt und schlechte dafür gegeben. Mein Urgroßvater hätte für die Franzosen Fuhrdienste leisten müssen bis nach Frankreich hinein. Als er wieder zurückkam und schon nahe der Heimat bei Brackenheim war, hätte er nochmals an den Rhein fahren müssen. Dort seien ihm dann seine Pferde genommen und alte Kriegsmähren dafür gegeben worden.

Aber schließlich ergab sich als Folge der Französischen Revolution die allmähliche **Bauernbefreiung** in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Durch das Ablösungsgesetz vom 14. April 1848 wurde auch das Erb-
lehen des Pfahlhofes in reines Privateigentum übergeführt.

Die Ablösung ergibt folgenden Sachverhalt in Zahlen:

1. Die Gült in Geld (jährlich 134 fl.) und in Früchten (s. o.!)	3269 fl. 28 kr.
2. Laudemien (Handlohn und Weglösin bei Besitzwechsel)	60 fl.
	Summe 3329 fl. 28 kr.
abzüglich Entschädigungskapital für 6 Klafter Holz	648 fl.
Ablösungskapital für die abgelösten Gefälle	2681 fl. 28 kr.
Das noch nicht bezahlte Ablösungskapital war mit 4 ⁰ / ₁₀₀ zu verzinsen. 25 Jahre lang (1852–1877) mußte jährlich ein Ablösungsbetrag von 171 fl. 40 kr. abgeführt werden. Mit den Zinsen ergibt sich somit ein Gesamt-Ablösungsbetrag von 25 · 171 fl. 40 kr. = 4291 fl. 40 kr.	
Ablösungskapital	2681 fl. 28 kr.
Zinsen in 25 Jahren	1610 fl. 12 kr.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart ist der Pfahlhof zu einem kleinen Weiler mit 9 Familien und 30 Seelen herangewachsen, der nun 5 Bauerngehöfte, das Forsthaus der herzoglichen Hofkammer und das jetzt umgebaute und vergrößerte Gasthaus zählt. Um 1900 wurde auf dem Pfahlhof der Hopfenbau ziemlich stark betrieben, der zum Bau eines Hopfenhauses im Winkel der Straße Winzerhausen–Ottmarsheim führte. Es wurde in neuerer Zeit zum Wohnhaus des vom Wirtshaus abgeteilten landwirtschaftlichen Betriebs des Pfahlhofs umgebaut. Der letzte Pfahlwirt Karl Conrad hat 1892 das Wirtshaus vergrößert. Sein Name und die Jahreszahl über dem Eingang zur Wirtschaft sind erhalten geblieben, sie sind die letz-

ten Erinnerungszeichen an die Besitzer, die 140 Jahre lang auf dem Pfahlhof waren.

Nach 1909 hat der Pfahlhof den Besitzer öfter gewechselt. Dabei wurde er endgültig in einen gastwirtschaftlichen und landwirtschaftlichen Betrieb geteilt. 1961 wurde die Gastwirtschaft mit noch 4 Hektar Boden von einem Heilbronner Gastwirt erworben und gründlich zu einer modernen Gaststätte für Fremdenverkehr umgebaut und erweitert (Abb. 3).

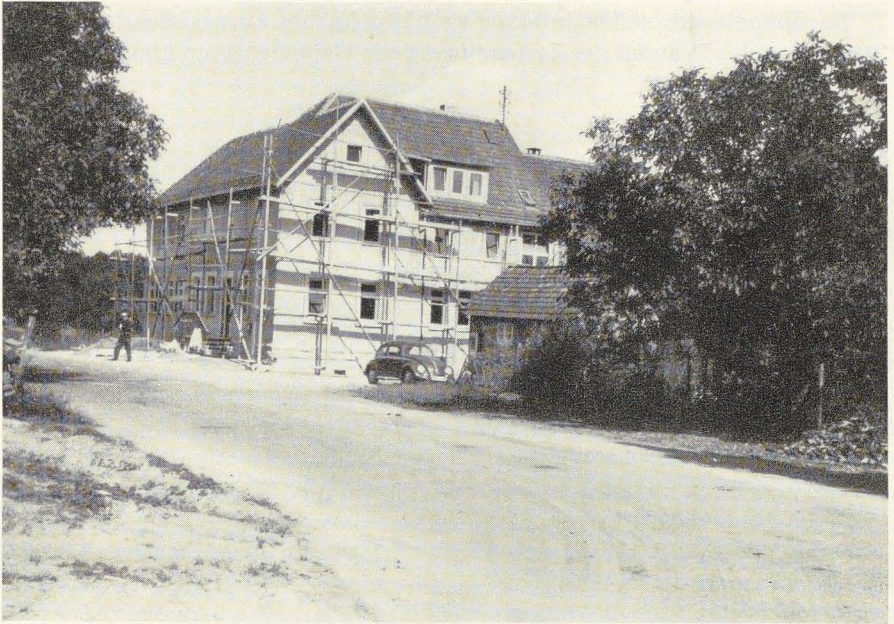


Abb. 3
Der Pfahlhof beim Neubau 1961

Im Jahre 1890 wurde der Pfahlhof noch durch den Straßenbau Ilsfeld-Ottmarsheim auch an den Nord-Süd-Verkehr Heilbronn-Besigheim angeschlossen. Mit dem Bau der Bottwartalbahn im Jahre 1900 und dem der Autobahn im Jahre 1939 rückte der Pfahlhof dem Verkehr noch näher. Nachdem nun das Auto zu einem allgemeinen Verkehrsmittel geworden ist, werden gerade solche Orte wie der Pfahlhof mit seiner Lage abseits vom großen Verkehr, seiner idyllischen Geborgenheit und seinen weiten und schönen Wäldern mit guten Wegen zum besonders begehrten Ausflugsziel.

So mag man es heute bedauern, daß die im Jahre 1792 geplante Allee vom Pfahlhof zum Liebenstein (Hofrat Hettler am 13. März 1792: „... Wenn man für gut finden würde, die Allee vom Pfahlhof bis nach Liebenstein fortzusetzen.“) vermutlich deshalb nicht mehr zur Ausführung kam, weil die

Französische Revolution bereits ihre düsteren Schatten über den Rhein warf. Die Zeit der absoluten Herrschaft der Landesfürsten mit ihren Prachtbauten und dem Vergnügen bei fürstlichen Jagden auch in den damals so wildreichen Wäldern um den Pfahlhof ging zur Neige. Das „Königsträßle“ im Hofkammerwald vom Pfahlhof zum Wunnenstein erinnert noch daran.

Mit der Ablösung der Lehensherrschaft und Überführung des Pfahlhofs in freies Eigentum nach 1852 ging natürlich auch das alte Privileg des Pfahlhandels verloren. Nach dem Gesetz der Gewohnheit mag er sich noch längere Zeit bis zum völligen Erliegen gehalten haben.

So spiegelt sich selbst in einer verhältnismäßig kurzen Geschichte von 240 Jahren der Wandel der Zeiten bis auf die Gegenwart am kleinen Weiler des Pfahlhofes wider.

Benutzte Quellen

- Beschreibung des Oberamts Besigheim, 1853.
Oscar Paret, Urgeschichte Württembergs, 1921.
Ders.: Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1961.
K. H. Schröder, Weinbau und Siedlung in Württemberg, 1953.
Einzelveröffentlichungen des Verfassers.
Mündliche Überlieferung und Erkundigung.
Kirchenbücher von Oberbrüden und Neckarwestheim.
Gemeindearchiv von Neckarwestheim, insbesondere Teilungen und Inventuren vom Pfahlhof 1744–1805.
Archiv der herzogl. Hofkammer, Kellerei-Rechnungen von Liebenstein von 1723 und 1724.
Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Rep. A 432 Bü 95.
Staatsarchiv Ludwigsburg, Oberrat Rep. A 211 und 212 Bü 381, Rep. A 213 Bü 7240, Rep. A 289 Bü 257 b, Rep. F 154 Bü 75 sowie Streufunde in diesen Archiven.
Kiesersche Forstkarten um 1685.

Ein Bauzauber von Bietigheim a. d. Enz

Von Oscar P a r e t

Mit einer Abbildung

Mit Schreiben vom 4. Juli 1963 übersandte mir das Bürgermeisteramt der Stadt Bietigheim (Enz) fünf alte beschriftete Papiere und ein neues Schächtelchen mit etwa 2 cbcm einer dunkelbraunen, teils pulverisierten, teils feinblättrigen Masse, offenbar pflanzlicher Herkunft.

Es handelt sich um einen Fund, der im Spalt eines alten Balkens gesteckt war. Herr Schäffer von der Firma Schäffer und Mohn, Eisenhandlung, Löchgauer Straße 4, hatte den Fund dem Bürgermeisteramt zur Verfügung gestellt. Nachfragen ergaben folgendes:

Im Dezember 1961 hatte die Firma zwei alte Gebäude, Löchgauer Straße 4 und das Nachbarhaus Bergstraße 1, zwecks Neubaues abbrechen lassen. Das Bauholz wurde in der Nähe gelagert. Als es im Frühjahr 1963 zersägt wurde, zeigte sich im Spalt eines Balkens versteckt klein zusammengefaltetes Papier und darin das zunächst für Tabak oder Tee gedeutete Pulver mit Sämereien. Abgegeben wurden drei Papierfetzen, offenbar Reste der Verpackung, und zwei ganz erhaltene Papierstreifen mit Beschriftung. Liegt demnach auch der Fund nicht vollständig vor, so doch der wesentliche Teil. Einer der Papierfetzen, liniert mit Doppellinien und noch etwa 10 : 13 cm groß, trägt beiderseits am unteren Rand in deutscher schülerhafter Schrift noch den Namen Friedrika Sauerbecken, dazu auf einer der Seiten das Datum „den 24 Merz 1817“. Damit ist ein Anhalt für die Zeit des Versteckens gegeben: 1817 oder wohl wenig später. Das Baujahr der Gebäude ließ sich aus den Akten nicht mehr feststellen. Der z w e i t e F e t z e n , noch 8 : 9 cm groß, beidseitig beschrieben, ist ein Stück einer Handwerkerrechnung, eines Schmiedes oder Schlossers. Der d r i t t e F e t z e n , 13,5 : 17 cm groß, zeigt, einseitig beschrieben, Teile von 11 Zeilen, von denen noch folgendes zu lesen ist: „... Schrocklich... mit einem furchtbaren... Leiche dess erschlagenen... Keule wegwerfend welche dem... umfing un-
sinigen...“

Die paar winzigen Samen in der Beigabe hat das Staatliche Museum für Naturkunde (Dr. Sebald) in Ludwigsburg freundlicherweise bestimmt. Es sind Früchtchen des Gewöhnlichen Erdrauchs (*Fumaria Officinalis*). Dieses

häufige Ackerunkraut hat wie viele andere Kräuter und Blumen im Volksglauben eine Rolle gespielt.

Von besonderem Interesse sind die beiden von einem großen Blatt abgeschnittenen Papierstreifen mit teilweise demselben Inhalt der Schrift, beide von derselben Hand. Sie waren klein zusammengefaltet auf etwa 2:2 cm. Beide Streifen passen mit dem oberen Rand aneinander (s. Abb.).

Blatt I: 21 cm lang, 4,0–4,3 cm hoch. 5 Zeilen Text mit deutschen, doch alle Namen mit lateinischen Buchstaben. Rückseite leer. „Ich beschwöre verfluche vermaledeye verbanne verdillige und dreib das ganze verfluchte zauberbant fort, durch die Kraft und Stärke der aller / heiligsten 72. hohe Nammen gottes +++ Trinitas + Athanatos + Jesus + Pentagna + Agiagon + Hagios + Sother + Messias + Emanuel + / Sabaoth + Ischyros + Eleison + otheos + Tetragramaton + Ely + Schaday + Aquila + Magnus + Homo + visio + flos + origo + / Salvator + Alpha + et-omega + Primus + et novissimus + Sabientia + virtus + Paracletus + via + viritas + vita + mediator + Medicus + Salus + Agnus + ovis + vitulus + spes + Aries + und durch die Kräften des Jüngsten gericht's Gottes, wo Jesus Christus kommt.“

Blatt II: 21,5 cm lang, 4,3–4,7 cm hoch. 6 Zeilen Text, verblaßt, mit deutschen, alle Namen mit lateinischen Buchstaben. Rückseite leer.

„Ich beschwöre verfluche vermaledeye verbanne verdillige und dreib das ganze verfluchte Zauberbant fort durch Alpha + et omega + und durch / die Kraft des Höchsten Dreyeinigen gottes Cochemach (?) + Herr und König mächtig und Schröcklich Jehova + und Jesus Christus Messias + + + J N R J + / und durch die Stärke und Kraft Gottes Hagios + otheos + Ischyros + Athanatos + Ell + Aya + et Emanuel + messias +++ J N R J + und durch / die Kraft des ganzen Ewigen Himmellischen Jerusalem und durch die Kraft und Stärke der allerheiligsten und allerhöchsten 72. hohen Nammen gottes / Abym + Jeja + Jehova + He + Jod + Vau + He + Jod + Tau + Hau + Hau + Hau + Abym + Jehova + Hau + Jesus Christus + Jehova + Agla + on + / Tetragramaton + Adonay + Saday + Ell + Elochym + Eloche + Zebaoth + Emanuel + messias + und Jesus hat gebrochen Es ist volbracht Ammen.“

Einige der Buchstaben sind nicht mit Sicherheit zu lesen und daher auch mehrere Worte nicht sicher zu deuten. Auch ist zuweilen zweifelhaft, ob der Anfangsbuchstabe eines Wortes groß oder klein geschrieben ist.

Die beiden Blätter sind in Form und Größe gleich und inhaltlich nahe verwandt. Der Eingang ist bei beiden derselbe:

„Ich beschwöre, verfluche, vermaledeye, verbanne, verdillige und dreib das ganze verfluchte Zauberbant fort.“

„Verflucht und vermaledeit“ findet sich nach dem Schwäbischen Wörterbuch gerne vereinigt, wobei vermaledeien (vom lateinischen male-dicere --schlecht reden, verwünschen) das Gegenteil von benedicere ist.

„Verdillige“ steht für „vertilge“, „dreib“ für „treibe“. Zu „das Zauberbant“: Bant und Band ist öfters belegt für Bann. Hier bedeutet es das Band wie in dem Zauberblatt von Sulzgries (s. u.), wo es heißt: „alle Banden der Zauberey wurden aufgethan.“

Eigenartig ist die Zusammenstellung: „Ich verfluche, verbanne das verfluchte Zaubersband.“

Zu den Namen und Worten, die durch Kreuzzeichen getrennt sind:

(Für freundliche Beratung habe ich Herrn Prälat D. Theodor Schlatter-Ludwigsburg und Universitätsprofessor Dr. Rudi Paret-Tübingen zu danken.)

Blatt I:

Trinitas (lateinisch) = Dreieinigkeit

Athanatos (griechisch) = der Unsterbliche

Pentagna?

Agiagon = Hagia Hagion (griech.)? = das Allerheiligste?

Hagios (griech.) = der Heilige

Sothar (griech.) = der Retter

Messias

Emanuel = Immanuel

Sabaoth (hebräisch) = Zebaoth

Ischyros (griech.) = der Starke

Eleison (griech.) = erbarme dich!

otheos = ho theos (griech.) = der Gott

Tetragrammaton = Tetragrammaton (griech.) = vier Buchstaben (des hebräischen Wortes Jahwe = Gott)

Ely = El (hebr.) = Gott

Schaday (hebr.) = der Allmächtige

Aquila (lat.) = der Adler

Magnus (lat.) = der Große

Homo (lat.) = der Mensch

Visio (lat.) = die Erscheinung

flos (lat.) = die Blume

Origo (lat.) = der Ursprung, Anfang

Salvator (lat.) = der Erlöser

Alpha (griech.) = A = erster Buchstabe des Alphabets = Anfang

et Omega (lat., griech.) = und O = der letzte Buchstabe = Ende

Primus (lat.) = der Erste

et novissimus = novissimus (lat.) = und der Neueste, der Letzte

Sabientia = sapientia (lat.) = die Weisheit

Virtus (lat.) = die Tugend

Paracletus (griech.-lat.) = der Tröster d. h. der Heilige Geist

Via (lat.) = der Weg

Virtas = veritas (lat.) = die Wahrheit

Vita (lat.) = das Leben

Mediator (lat.) = der Mittler (zwischen Gott und den Menschen)

Medicus (lat.) = der Arzt
 Salus (lat.) = das Heil
 Agnus (lat.) = das Lamm
 ovis (lat.) = das Schaf
 vitulus (lat.) = das Füllen
 spes (lat.) = die Hoffnung
 aries (lat.) = der Widder

In Blatt II finden sich an weiteren Namen und Worten:

Cochmach = Chokmah (hebr.) = die Weisheit

J N R J = Jesus Nazarenus Rex Judaeorum: Jesus von Nazareth, der Juden König

Aya = hagia (griech.) ? = heilig

Abym (hebr.) = Vater

Jeja (hebr.) = Zeichen für Gottesnamen

He

Jod

Vau

He

Tau ?

(Hebr.) = Tetragrammaton, Buchstaben für Jahwe

Hau = hebr. hu = Er d. h. Gott?

Agla ?

On (hebr.) = Kraft

Adonay (hebr.) = Herr

Saday = Schaday (hebr.) = der Allmächtige

Ell = El (hebr.) = Gott

Elochym = Elohim (hebr.) = Gott

Eloche (hebr.) = Zebaoth

Auffallend sind die „allerheiligsten und allerhöchsten 72 hohe Namen Gottes“. In der Bibel spielen die Zahlen 5, 7 und 12 eine besondere Rolle, auch 70. Doch findet sich die Zahl 72 nicht. Im Koran ist oft von den „schönsten Namen Gottes“ die Rede, wobei aber ihre Zahl mit 99 angegeben wird.

In beiden Blättern wird die Heilige Dreieinigkeit, Vater, Sohn und Heiliger Geist, mit vielen aus dem hebräischen Alten und dem griechischen und lateinischen Neuen Testament genommenen Worten und Namen angerufen, um durch sie das Zauberband zu zerreißen. Der Zweck der beiden Zettel wird nicht erwähnt. Doch läßt der Fundort im Balken eines Hauses erkennen, daß es sich um eine Entzauberung des Hauses handelt zum Schutz gegen Feuer, wohl auch gegen Krankheit der Bewohner.

Es werden also den beiden Schreiben magische Kräfte zugeschrieben, die eine Entzauberung des Hauses vom Bösen durch eine Art christlichen Zauber bewirken können. Es ist ein auf Aberglauben beruhender Bauzauber.

Über solchen Bauzauber ist naturgemäß viel weniger bekannt als über die Zaubersprüche gegen Krankheiten aller Art.

Bekannt, aber noch nicht bearbeitet, ist ein Zauberblatt, das im Jahr 1950

beim Umbau eines Hauses in Sulzgries Kreis Eßlingen am Neckar ebenso wie die Bietigheimer Blätter zusammengefaltet in einem Balken gefunden worden ist. Mit seinen astrologischen und alchemistischen Zeichen und Zitaten aus 1. Mose 3, 15 und Markus 7, 34 ist es ganz anders als der Bietigheimer Fund (Abbildung in Irmgard Hampf: Beschwörung, Segen, Gebet, bei Seite 32 mit kurzem Hinweis Seite 25).

* * *

Wer hat die beiden Zettel geschrieben? Es muß ein schreibkundiger Mann gewesen sein, der aus einem Zauberbuch (s. u.) die fremdsprachigen Bibelworte auswählte und in zwei verschiedenen Texten aufschrieb. Im allgemeinen hat er die Vorlage, vorausgesetzt, daß sie gut war, gut abgeschrieben, wenn auch einige Fehler unterlaufen sind wie *sabientia* für *sapientia*, *viritas* für *veritas*. Mehrere wohl hebräische Worte sind infolge falscher Schreibung unlesbar.

Wohl in jedem Ort gab es – und gibt es da und dort heute noch – ältere Männer, auch Frauen, die die geheime Kunst des Zauberns, des „Brauchens“ verstehen, die Vertrauen genießen und als „Braucher“, Teufelsbanner und Segenssprecher besonders bei Krankheiten in Familie und Stall in aller Verschwiegenheit aufgesucht und um Hilfe durch einen heilkräftigen Zauberspruch gebeten werden.

Was schon ein gesprochenes Wort im Glauben der Leute bewirken kann, zeigt folgendes Beispiel. Als mein Schwiegervater um 1920 anlässlich von Dialektstudien in Großbottwar ein Gemeindeglied, eine alte Bäuerin, in meinem Beisein nach der Aussprache des Wortes „Feuersbrunst“ fragte, erwiderte sie: „Herr Pfarrer, sowas sagt mer net gern.“

Es gab und gibt geschriebene Brauchbücher und Sammlungen von Zaubersprüchen. Sie sind für die Volkskunde wertvoll. Unter den gedruckten Zauberbüchern spielt „Das sechste und siebente Buch Mosis oder der magisch-sympathische Hausschatz, Mosis magische Geisterkunst“ eine große Rolle. Ein Bürger von dem Bietigheim benachbarten Ort Tamm, Kreis Ludwigsburg, erzählte mir aus seiner Jugendzeit ums Jahr 1900: Als einmal ein Haus brannte, wurde im Dorfe gesagt: „Jetzt gat der M . . . pergere ihr sechstes und siebtes Buch Mose da Himmel nuff.“

Von einem solchen Träger der Geheimkunst stammt auch der Bietigheimer Fund.

Über mehrere Zauberbanner konnte Hauptlehrer Felix Burkhardt, Stuttgart, auf Grund von Archivstudien in der Beilage „Hie gut Württemberg“ der Ludwigsburger Kreiszeitung berichten. So über einen Teufelsbeschwörer von Schwieberdingen und sein eingehendes Verhör im März 1672 auf dem Rathaus in Vaihingen an der Enz (Jahrgang 13, 1962, 53 f.). Dann ebenda 13, 1962, 15 f.; 63 f. über eine Segenssprecherin in Horkheim Kreis Heilbronn. Sie wurde im März 1783 vor den Kirchenkonvent geladen. Ihr Zauberbuch wurde beigebracht. Nach dem langen Verhör auch weiterer Personen wurde

sie für vier Wochen ins Zucht- und Arbeitshaus nach Ludwigsburg geschickt. In ihrem Zauberbuch fand sich auch folgender Segen: „Zwei und siebenzig sind die Würmer genannt im Fleisch, im Blut, im Mark oder Bein, daß es drin sterb oder verderb und nicht mehr lebendig wierde, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.“

Hier begegnen wir wieder der Zahl 72!

In einem Kirchenkonventsprotokoll der Gemeinde Ebhausen Kreis Calw vom Jahr 1730 fand Fr. H. Schmidt-Ebhausen einen Bericht über einen Teufelsbanner aus meinem Geburtsort Dachtel Kreis Calw. Einem Müller in Ebhausen war Mehl gestohlen worden. „ . . . so ist die gemeine sag gegangen, er habe einen Teuffels Banner dieser wegen und den dieb zu erfahren, um rath gefragt . . . Der mann seye Von Dochtelt und ein öelmüller, den nahmen wisse er nicht . . . Der mann aber seye in der nacht selber Kommen, habe etwas an die thüren geschrieben u. hernach gesagt, man solle nur die thüren auffthun, daß es hinein könne: weiter habe er ihm einen brieff gegeben, den solle er in einen spalt stecken.“

Zu den Zauberbüchern gehören auch die „Himmelsbriefe“, das sind Schutzbriefe für ihre Träger. Einen solchen Brief veröffentlichte F. Burkhardt in „Hie gut Württemberg“ 12, 1961, 38 f.: „Ein Himmelsbrief aus Kirchheim am Neckar.“ Mat hat ihn im Jahr 1752 unter der Altardecke der Kirche gefunden. Der Besitzer wurde nicht ermittelt. Er hatte offenbar den Brief unter das Tuch geschoben im Glauben, daß dieser durch eine gottesdienstliche Handlung geweiht werde.

Weiteres Schrifttum:

Irmgard Hampp: Beschwörung, Segen, Gebet. Stuttgart 1961.

Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Schwäbische Volkskunde. Neue Folge, 14. Buch. Stuttgart 1963.

Karl Schumm: Eine Sammlung Brauch- und Arzneibücher aus Hohenlohe. Württ. Franken, Jahrbuch 1961, 52-59.

Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen: Forschungen zur Volkskunde im Deutschen Südwesten, 1963, 47.

Auswanderung aus Asperg im 18. u. 19. Jahrhundert

Von Theodor B o l a y

Mit 2 Abbildungen

Karl Götz schreibt einmal über „Die Schwaben im Ausland“:

„Es gibt kein Dorf in Schwaben, das nicht durch unzählige Fäden des Blutes mit allen vier Winden der Welt verbunden wäre. Es gibt Dörfer in unserem Land, aus denen mehr Ausgewanderte nachzuweisen sind, als heute Menschen drin leben.

Es mag stimmen, daß die Menschen von Urzeiten her Wanderblut haben. Es mag auch sein, daß es das Volk im Winkel der zwei großen Wanderwege Rhein und Donau besonders hinausgezogen hat, dem Rheine nach zum Meer, der Donau nach in den Südosten Europas.

Gewiß ist, daß in unserem Land die Täler eng sind, daß uns die weiten fetten Kornböden fehlen, daß unsere Bergschöbe nicht Gold und Silber und Edelsteine bergen, daß unser Land auch nicht so geschickt im Handelsweg der Völker liegt, daß es schon deswegen reich werden könnte. Ungezählte Kinder unseres Landes mußten deswegen in die Fremde ziehen, weil die Wiesen, die Gärten und die schmalen Äcker unserer kleinen aber herrlichen Welt zwischen Hügeln und Wäldern und Obstbäumen und Rebhängen in einer früheren Zeit nicht alle ernähren konnten. Sie mußten ihr Brot in der Fremde suchen.“ (Lämmle, „Das Herz der Heimat“.)

In diesen wenigen Sätzen ist eigentlich all das zusammengefaßt, was Ursache der schwäbischen Auswanderung in den meisten Fällen gewesen ist und schon der erste Auswanderer, dem wir bis jetzt in Aspergs Geschichte begegnet sind, weiß von der Dürftigkeit des Heimatlandes ein Lied zu singen. Am 3. Oktober 1712 kamen Christian Z i e g e l m a j e r mit seiner Ehefrau Ursula Katharina, die von Waldenbuch gebürtig war, sowie der ihnen persönlich zugeordnete „Kriegsvogt“ alt Hans Wilhelm Vatter vors Gericht in Asperg. Ziegelmajer gab dabei zu erkennen, „wie daß Er, nach schon in der Fremden ausgeharrten 19 Jahr und zwar letztens bei der Republik Genua auf der Insel Korsika in Kriegsdiensten einst wieder umgekehrt und nach Haus zu seinen Eltern marschiert, willens bei Ihnen, mittels Treibung des erlernten Beckhenhandwerks sein besseres Fatum zu machen, indem Er aber, wegen Jetziger der Zeiten schlimmen Beschaffenheit, und Fruchtteurung gefunden, daß es gar nichts vor Ihn, habe Er sich mit Gott entschlossen wider in Italien zu gehen und die Ihme offen zu behaltenen versprochenen Dienste de nuo anzunehmen, daher er sich mit seinem noch lebenden Vater Hanns Leonhard Ziegelmajer, Burger und Schuhmacher alhier in Asperg“ sowie mit seiner Stiefmutter Anna Sybilla wegen des

auf ihn etwa fallenden Vermögens gütlicherweise verglichen habe. Rechnen wir zurück, wann er dann das erstmal von zu Hause fortgegangen ist, so kommen wir auf das Jahr 1693, dem Jahr der Kriegsnot in Asperg, und wir glauben gerne, daß er damals sein Bündel geschnürt hat, um in der Fremde sein Fortkommen zu finden. Aber nun, nachdem er 19 Jahre später wieder in die Heimat zurückkehrte, herrschte immer noch Not und Teuerung, so daß er es vorzog, von neuem in die Fremde zu ziehen.

Zwei Hauptgebiete, die für die Auswanderung im 18. und 19. Jahrhundert in Frage kommen, können wir überall feststellen. Es sind die Wanderungen in die europäischen Ostgebiete und Wanderungen nach Nordamerika. Neben diesen Hauptgebieten kommen die übrigen Länder erst in zweiter Linie für die Auswanderung in Frage.

Wanderung in den europäischen Osten

Betrachten wir daher zunächst die Wanderung in den Osten. Im Jahre 1723 ließ sich Johann Burkhardt R i e g e r , ein Metzger aus Asperg, in der freien Reichsstadt Heilbronn häuslich nieder, jedoch am 19. März 1737 wurde er aus der Stadt verwiesen. Die Gründe dafür sind nicht bekannt und so ging er eben auf die Wanderschaft. Der Donau entlang gelangte er schließlich nach Ungarn, wo er in einer Commismetzgerei Arbeit und Brot fand. Über sein ferneres Schicksal ist leider nichts mehr bekannt geworden, wie aus einem Eintrag anlässlich des Todes seines Vaters Sebastian Rieger im Jahre 1748 zu vernehmen ist.

Um das Jahr 1781 wurde Westpreußen als Auswanderungsgebiet bevorzugt. Aus vielen Gemeinden unserer Nachbarstadt wanderten ganze Familien damals nach Westpreußen aus und auch den Wilhelm S e i t z , den Sohn des damaligen Herrschaftsweingartmeister Georg Konrad Seitz, hat es nicht mehr zu Hause gehalten. Mit seiner Frau Elisabetha Margaretha geb. Däuble und seinen 6 Kindern wanderte er, wie es in einem Aufschrieb vom 3. September 1793 heißt, „vor geraumer Zeit“ nach Westpreußen aus. Und eine Bürgerrechtsverzichturkunde enthält folgende Angabe: Am 22. August 1781 verzichteten der Bürger und Weingärtner Wilhelm Seiz und seine Ehefrau Elisabetha Margareta geb. Deible für sich und ihre 5 Kinder: Conrad Friedrich, Maria Katharina, Johann Georg, Georg Wilhelm und Philipp Jakob auf das Bürgerrecht, weil sie sich entschlossen hatten, nach Preußisch-Polen zu ziehen. Im Jahre 1793 waren beide Eltern schon gestorben, während die Zahl der „hinterlassenen Kinder“ in der Heimat unbekannt blieb.

Die Zeit Herzog Friedrichs II., des nachmaligen Königs von Württemberg, war dazu angetan, die Auswanderungslust zu fördern, denn Hofhaltung und Jägerei lasteten schwer auf den Bewohnern des Landes. Schwer lasteten auch die napoleonischen Kriege auf dem Lande. So kam es allein in den Jahren 1800–1804 zu der amtlich festgestellten Zahl von 17 500 württem-

bergischen Auswanderern. Am stärksten war die Auswanderung in den Jahren 1803 und 1804. Im Bezirk Ludwigsburg legten sich die Franzosen seit 1794 immer wieder aufs neue ins Quartier, bis der 1803 zum Kurfürst emporgestiegene Landesherr sich schließlich im Oktober 1805 dazu entschließen mußte, selbst Heeresfolge gegen Österreich zu leisten. Dadurch ergab sich dann die Notwendigkeit, die Auswanderung abzustoppen.

Vornehmlich in den O s t e n zogen damals die Auswanderer, nämlich in die Gebiete, die Preußen, Österreich und Rußland sich in den letzten polnischen Teilungen zugelegt hatten. In den Jahren 1793 und 1795 hatte Preußen den südlichen Teil von Westpolen und den nördlichen Teil von Mittelpolen mit Warschau erhalten. König Friedrich Wilhelm III. begann in den neuen Provinzen Südpreußen und Neuostpreußen Kolonisten aus dem Reich anzusiedeln. Wer Vermögen mitbrachte, erhielt 28 polnische Morgen, die übrigen halb soviel. Gewiß ein verlockendes Angebot für die kleinen schwäbischen Bauern! Man schätzt die Zahl der aus Württemberg damals nach Mittelpolen ausgewanderten Familien auf rund 1000. Die meisten kamen aus dem Neckarland.

Am 4. Mai 1803 hatten sich der Bürger und Weingärtner Georg Jakob Weinmann und seine Ehefrau Catharina Barbara geb. Knecht entschlossen, mit ihren 3 Kindern Rosina Barbara, Christiana und Georg Jakob nach Preußisch Polen zu ziehen und auf das Landesuntertanen- und Bürgerrecht in Asperg zu verzichten. Auch Ernst Friedrich Beck aus Nordheim bei Heilbronn entschloß sich damals mit seiner Frau Katharina geb. Weinmann aus Asperg nach Preußisch Polen auszuwandern. Am gleichen Tage entschlossen sich auch der Bürger und Weingärtner Jakob Holderer mit seiner Ehefrau Catharina Elisabetha geb. Loos nach Preußisch Polen zu ziehen, ferner der Wagnermeister und Bürger Adam Reichert mit Frau Rosina geb. Seiz und 3 Kindern: Jakobine Friederike, Elisabetha Dorothea und Johann David.

Der Bürger und Bauer Wilhelm Friedrich Reichert und seine Frau Regina Katharina geb. Spieß schlossen sich mit ihren beiden Kindern Dorothea Rosina und Magdalena dieser Auswanderungsgruppe an. Ihre älteste Tochter Catharina Barbara hatte sich erst wenige Tage zuvor an Jakob Zaiser, Bürger in Schwieberdingen, verheiratet und von ihren wegziehenden Eltern 600 fl. Heiratsgut, vorwiegend in Liegenschaften erhalten. Diese war nicht gewillt, förmlich auszuwandern und auf ihre heimischen Rechte zu verzichten, sondern sie wollte nur mit ihrem Ehemann die Eltern auf der Reise begleiten „und sich ein Jahr lang in Preußisch Polen bei denselben aufzuhalten. Würde sie aber nach Verfluß eines Jahres nicht mehr zurückkommen“, so würde sie dann automatisch auf ihr Untertanen- und Bürgerrecht für sich und ihre Nachkommen gänzlich verzichten. Es ist nicht bekannt, ob sie wieder die Heimat aufgesucht hat! Auch Dorothea geb. Läßle, verheiratet an einen Adam Reichert, zog damals mit der ganzen Familie nach Polen. Ihre Mutter war eine geborene Hirschmann. Die Tochter Christine des Bürgers und Schneidermeisters Georg David Hiller ist 1810 verheiratet

an den Kolonisten Friedrich Unrath in Lwowek im Herzogtum Warschau. Dieses Lwowek ist die damalige Kolonie Leonberg südlich von Plozk. Es wurde 1801 mit 58 württembergischen Familien vorwiegend aus dem Oberamt Leonberg gegründet. Endlich heißt es in einer Aufzeichnung, daß Katharina, die Tochter des Christof Merkle, schon vor 1825 an einen Daniel Schäfer in Preußisch Polen verheiratet war.

Über das Ergehen dieser Kolonisten in Polen befindet sich im Oberamtsprotokoll von Leonberg unterm 2. Juni 1803 eine Aufzeichnung, die damals von der Regierung veröffentlicht wurde, wohl um weitere Abwanderungen zu unterbinden. Ein Leonberger Bürger, der wohl die Absicht hatte, auch auszuwandern, ließ zunächst durch seinen Sohn Erkundigung einziehen. Aus dem damals geführten Verhör sei einiges angeführt:

„Auf die Frage: Was er denn auch für Entdeckungen in Warschau gemacht, wie es ihm da gefallen habe und was die Leute, die vom Wirtembergischen aus dahin gegangen seien, gesprochen haben? Hat der Befragte damals geantwortet: ‚Es habe ihm gar nicht gefallen, es seien kleine Ortchen bei Warschau, in jedem können 12, höchstens 15 polnische Bauern wohnen, mit denen die Deutschen nicht einmal reden können.‘ Die von Erdmannhausen (und wohl auch die damals von Asperg) hineingezogenen Personen haben, wie sie ihn gesehen, alle zusammen geheult vor Freuden, daß sie auch wieder einen Landsmann sprachen. Diese haben ihm nicht genug sagen können, wie sie es bereuen, daß sie ihren Ort verlassen haben und nach Polen gezogen seien. Sie raten es keinem Menschen, hinzuziehen; es sei alles beinahe ebenso teuer, als hier; sie haben das, was sie hineingebracht, schon eingebüßt; sie haben bis zur Ernte fast nichts zu essen; viele Leute, die vom Wirtembergischen hineinziehen, müssen oft ein halbes Jahr, oft jahrweis, in Warschau liegen bleiben, bis ihnen ein Plätzchen angewiesen werde, in welcher Zeit sie sich fast ganz aufzehren.“

Seit 1801 hatte der preußische Werbekommissar Nothardt seinen Sitz in Ohringen und leitete von hier aus die Schwäbische Auswanderung. Deshalb berichtete der Leonberger weiter: „Das halbe Vermögen müssen die Württembergischen Emigranten in Ohringen liegen lassen, bis sie nach Warschau kommen. Wann sie es nun da auf der Kammer abholen, so müssen sie 15 Gulden vom Hundert liegen lassen. Zu verdienen gebe es gar nichts. Der Sohn von dem Reutter zu Recen (er war 1802 mit Familie aus Erdmannhausen ausgewandert), der in seinem Alter und Größe sei, habe dem Jäger im Ort für ein Mez Erdbirnen 1¹/₂ Tag Holz spalten müßen, nur damit sie wieder etwas zu essen gehabt haben. Für Professionisten sei da gar nichts zu machen, die Juden trieben alles. Ein Jude könne 4, 5, 6 Handwerke treiben, was er wolle.

Er habe mehrere angetroffen, die Kürschner, Schneider und Schuhmacher in Einer Person gewesen seien. Der König habe versprochen, wie die Erdmannhäuser ihn versichert haben, diejenigen, die nach Warschau ziehen, sollen die ersten 4, 5 Jahre von allen Abgaben frei sein; aber das sei nichts; wann ein Jahr herum sei, so müssen sie aus Haus und Gütern, wenn es 25 Morgen seien, 30 Taler geben. Auf den Morgen Platz müsse man zu Warschau noch einmal soviel Frucht säen, als man bei uns zum Einsäen eines Morgens brauche.

Kurz, ihm habe es ganz und gar nicht gefallen, es gehe bei den meisten Leuten sehr arm her, und sei nirgends etwas zu verdienen.

Auch aus Österreich sind uns Nachrichten überkommen, von früheren Aspergern: So verstarb am 29. November 1835 im k. k. allgemeinen Krankenhaus in Wien an Nervenfieber, der erst 25 Jahre alte ledige Bediente Johann Adam Wild, auf der Landstraße 73 wohnhaft. Er wurde den 2. Tag darauf zur Erde bestattet. Sein Vater war der Bäcker Adolf Wild in Asperg.

Der im Jahre 1792 46 Jahre alt gewordene Philipp Jakob A d e „ist längst verschollen, dem Vernehmen nach aber zu Grems an der Donau im Österreichischen schon vor bald 6 Jahren (also 1786) verstorben und allda begraben sein soll“ heißt es in einem Aktenstück im Asperger Stadtarchiv.

1849 wurde Eberhardine Friderike F i n k aus dem Bürgerrecht entlassen, weil sie durch die Verheiratung mit Karl Schweickert, Sattler in Wien, österreichischer Untertan geworden war.

1827 verzichtete der Metzger Imanuel Ludwig F i n k auf sein Bürgerrecht, „weil er nach Unter St. Veit im Österreichischen auszuwandern und sich daselbst häuslich niederzulassen gesonnen ist“.

Jakob Ludwig M ü l l e r wanderte vor 1844 nach Mähren aus, wo er dann am 6. Dezember 1844 in Proßnitz gestorben ist. Er war Bedienter bei der Herrschaftsbesitzerin Frau Leontine Gräfin von Sandor geb. Fürstin von Metternich. Seinen Sohn Christian Müller, „richtiger Claus genannt“, setzte er in seinem Testament als Universalerben ein. Im Spital der barmherzigen Brüder hatte ihn der Tod ereilt.

Der ledige Bäckergehilfe Ludwig S t a u d t , geb. 18. Januar 1839, reiste 1854 nach Ungarn und war dann seit dem Jahr 1857 verschollen!

Der ledige Johann Jakob E p p i n g e r ging 1837 auf die Wanderschaft und befand sich nach Briefen vom 1. Dezember 1842 zu Crajowa in der kleinen Walachei in Rumänien, wo er dann am 25. August 1845 verstorben ist.

Ein wirklich abenteuerliches Leben scheint der Sohn des Sattlers Philipp Jakob H e t z e r geführt zu haben. Jakob Eberhard Hetzer, ebenfalls ein Sattler wie sein Vater, geboren am 9. März 1819, reiste im Jahre 1833 nach K o n s t a n t i n o p e l . Da sein Aufenthalt seit 1846 nicht mehr bekannt war, wurde vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten im Jahre 1858 über ihn in Pera Erkundigung eingezogen. Es wurde berichtet: „Als Ergebnis ist mitzuteilen, daß Hetzer sich in Konstantinopel mit einer Kammerjungfer der Fürstin Handjeri verheiratet hat, und nach Trapezunt gereist ist, angeblich um sich nach Persien zu begeben, und daß seit jener Zeit (dem Jahre 1846) nichts weiter von ihm gehört worden ist. Der Missionär Schaufler befindet sich in Amerika und der Modist Häusler hat ebenfalls Constantinopel verlassen, weshalb von diesen Herren keine weitere Auskunft zu erlangen war.“

Unter Katharina II. von Rußland wurde die türkische Macht gebrochen und die Türken aus den G e b i e t e n a m S c h w a r z e n M e e r verdrängt. Durch den Frieden von Bukarest gewann Rußland B e s s a r a b i e n 1812. Nachdem im Frieden von Kautschuk-Kainard 1774 Rußland zur freien Schifffahrt auf dem Schwarzen Meer gelangt war, kam 1783 die Halbinsel Krim an Rußland und im Frieden von Jassy mußten die Türken das Gebiet bis an den Dnjestr an Rußland abtreten. Und nun begann ein gewaltiger Aufbau dieses neu gewonnenen Gebietes. Städte wurden gegründet, darunter Odessa, die Königin des Schwarzen Meeres (1794). 1793 gelangte dann Rußland durch die 2. Teilung Polens auch in den Besitz der sich nördlich an-

schließenden Ukraine mit Podolien. Herzog Friedrich von Württemberg kannte diese Gebiete aus eigener Anschauung als früherer Generalleutnant in russischen Diensten am Schwarzen Meer und einstiger Gouverneur der Provinz Cherson mit Odessa! Zar Alexander I. 1801–1825 setzte das begonnene Kolonisationswerk der Kaiserin Katharina in Südrußland fort.

Im Jahre 1803 ließ er ein Manifest ausgehen, in dem er deutsche Kolonisten dorthin einlud, und Südrußland wurde das bevorzugte Auswanderungsziel der Württemberger. Nachdem bereits von 1800 bis 1803 326 württembergische Auswanderer nach Südrußland gezogen waren, führte der russische Regierungskommissar Franz Ziegler seit 1803 in zehn Abteilungen 3785 Auswanderer von Ulm aus die Donau hinab nach Odessa, ohne daß festgestellt werden konnte, wieviel Württemberger darunter waren. Alexander I. suchte ausdrücklich ehrbare Bauern und Handwerker mit mindestens 300 Gulden, die ein Vorbild den Einheimischen geben könnten. Neben der Landbegabung und anfänglichen Steuerfreiheit für 10 Jahre kamen noch völlige Religionsfreiheit, dauernde Militärfreiheit und Selbstverwaltung unter Erhaltung der deutschen Muttersprache und des Brauchtums. Hinzu kam noch, daß Alexander I. in verwandtschaftlicher Beziehung zum württembergischen Fürstenhause stand. Er war der Neffe des Königs Friedrich I., Vetter und Schwager des nachmaligen König Wilhelm I. Seine Mutter war die Prinzessin Sophia Dorothea von Württemberg-Mömpelgard. Und so lag es auf der Hand, daß diese verwandtschaftlichen Beziehungen bei der Auswanderung eine große Rolle spielten.

Damals wanderte Maria Thomas 1803 von Asperg nach Großliebental bei Odessa aus. Josef Deuble zog 1804 nach Südrußland. Der Schmied David Läßle 1805 nach Podolien. Und Elisabetha Margarete geb. Läßle, verheiratet mit dem Weingärtner Michael Häfner aus Neustadt bei Waiblingen, wanderte mit ihrem Ehemann 1805 nach Kaukasien. Im Jahre 1817 treffen wir sie dann in Tepplitz in Bessarabien. Unbekannt ist, wann Johann Georg Reichert nach Wittenberg in Bessarabien ausgewandert ist.

Einer neuen Welle von Auswanderern begegnen wir dann im Jahre 1817. Am 19. Mai entschloß sich die ledige Rosina Ade, Tochter des Conrad Ade, nach Kaukasien auszuwandern. Mit ihr zog die ledige Catharina Kämpf. Auch den Bürger und Weingärtner Johann Jakob Staude zog es mit seiner Ehefrau Maria Barbara geb. Widmann hinunter nach Kaukasien. Und als vierter gesellte sich Jakob Friedrich Widmann, gebürtig aus Kornwestheim, Bürger und wohnhaft in Asperg mit seiner Ehefrau Regina Barbara geb. Hezer und mit seinen 3 Kindern Matheus, geb. 21. 9. 1807, also gerade 10 Jahre alt, Katharina, geb. 13. Juni 1810, also siebenjährig, und Jakob Friedrich, geb. 1. Okt. 1815, also noch nicht einmal 2 Jahre alt, hinzu. Die Reise war ziemlich beschwerlich, lesen wir doch in einem Bericht über eine damalige Reise nach Südrußland:

„Die Landreise nach Rußland war schrecklich, sie dauerte zwei Sommer und einen Winter. Eine Partie fuhr die Donau hinunter bis zur Mündung (so auch unsere Gruppe), diesen erging es am übelsten, da sie dort von schlimmen Krankheiten

fast aufgerieben wurden. Die andere Partie zog über Wien, Mähren, Galizien; in letzterem Lande wurde überwintert und dann der Weg über Podolien in das Mündungsgebiet des Dnjestr fortgesetzt." (Kohl: Reise nach Südrußland.)

Und in einem anderen Bericht steht geschrieben: „Zweispännige Fuhrwerke, Einspänner, Handwagen, auch Fußgänger mit dem Stabe in der Hand sehen wir auf der staubigen Straße sich vorwärts schieben. Es geht bergauf, bergab, durch Felder und Wälder. Aufwärts muß geschoben werden, denn die Rößlein sind schwach. Abwärts dagegen gehts zu leicht, daher muß oft ein Bund Strauch, hinten angebunden und mit ein paar Menschen beschwert, als Hemmschuh dienen" (Mutschall).

Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn unter solchen Umständen die Kleinen den Anstrengungen der Reise nicht gewachsen waren. Matheus starb in Ismael, Jakob Friedrich in dessen Nähe in der Türkei. Nachdem sie ihre Reise beendet hatten, wohnte die Familie Widmann zuerst in Hena in Grusien, hernach in Annenfeld in Grusien, wo der Ehemann am 21. September 1819, seine Frau am 13. Juli 1821 verstarben. Die Tochter Katharina hatte sich in Annenfeld mit Johann Joseph Müller verheiratet, verstarb aber ebenfalls schon am 23. Februar 1829. Später wohnte dann der Witwer in Elisabethental, Kreis Tiflis in der Provinz Grusien, Kaiserreich Rußland.

Am 12. März 1849 schrieb der Metzger Johannes Gottlieb Fink an das Kgl. Oberamt Ludwigsburg, sowie an das Dekanat, u. a.:

„Da ich den Kgl. Württbg. Rekrutierungsgesetzen genüge geleistet und keine Schulden, weder auf Handschein noch auf Wechsel hatte, so erhielt ich im Jahre 1834 als Handwerksbursche einen Kgl. württbg. Reisepaß für das In- und Ausland.

Seit mehreren Jahren habe ich mich in der Stadt Tiflis in Grusien besetzt und vor kurzem in der Deutschen Colonie Neu-Tiflis angekauft.

Um aber alle Kaiserlich Russischen Rechte eines Bürgers der Colonie hieselbst genießen zu können, muß ich der Hohen Kaiserlichen Domainenkammer hieselbst eine gerichtliche Entlassungsacte, daß ich als Württemberg. Bürger und Untertan entlassen sei, vorzeigen . . ."

Im Jahre 1846 begegnen wir dem Sohn des hiesigen Schullehrers Georg Balthasar W e e g m a n n, dem 1818 geborenen Ernst Gotthilf, von Beruf Reallehrer, als Lehrer in Landolin in Livland, später als Institutsvorsteher an einer Lehranstalt in Cosdahn in Livland. 1862 will der 1842 geborene Johann Christian Müller nach Odessa auswandern. 1832 wohnt einer namens R o t h aus Asperg in Gnadental in Bessarabien.

Vor 1876 wanderte Jakob Gottlob B ö h r i n g e r nach St. Petersburg aus, wo er als Zigarrenmacher am 18. Januar 1876 im Alter von 76 Jahren verstorben ist. Sein einziges Kind, die Tochter Karoline, heiratete Theodor Hopf, einen Buchhalter bei Zencker und Cie. in Moskau.

Aber noch soll einiger Asperger gedacht werden, die als Opfer des von Napoleon entfachten Russischen Feldzuges nicht mehr in die Heimat zurückkehrten: Jakob E n d r i ß ist im russ. Feldzug umgekommen. Johannes D e y l e, Sohn des Weingärtners Conrad Deyle, wurde 1812 im Alter von 26 Jahren zum russischen Feldzug eingezogen und wurde, da er nicht zurückkehrte, 1817 für tot erklärt. Johann Jakob J ä c k l e war seit dem franz.-russ. Feldzug 1813 vermißt und daher 1824 für tot angenommen.

Friedr. Gotthard M a y e r war mit dem Inf.-Reg. Nr. 6 1812 nach Rußland ausmarschiert und bis zum Jahre 1819 noch nicht zurückgekehrt. Christoph

Weißert, Sohn des Michael Weißert, war seit dem russ. Feldzug vermißt und Elisabetha Wild, Tochter des Bäckers und Bürgers Johann Wild und der Elisabetha geb. Schweikert, war 24jährig mit einem Obmann Nägele in den russ. Feldzug gezogen und hat bis zum Jahre 1826 nichts mehr von sich hören lassen. Auch sie blieb verschollen.

Ein Asperger im Kapregiment

Auch in dem 1787 aufgestellten württembergischen Kapregiment begegnen wir einem Asperger. Der damalige Schultheiß Johann Jakob Deuble berichtete am 11. Juli 1788:

„Der neu angehende Bürger und Küfer Christian Langeneck hat sich vor einigen Tagen absentirt, dem Vernehmen nach zu Unteröwisheim unter das neue Kapregiment engagieren und Weib und Kind sitzen lassen. Er war ein fleißiger Mann und haben ihn Schulden nicht vertrieben, sondern nach eingezogener Erkundigung eine – durch seine böse Schwieger verursachte unfriedliche Ehe u. a.“

Auf dieses Schreiben an das Herzogl. Oberamt in Ludwigsburg kam unterm 13. Juli als Antwort des damaligen Oberamtmanns die Anordnung: Das Langeneckische Vermögen sei zu inventieren und Sorge zu tragen, daß das Eheweib nichts davon verschwende. In einer Streitsache gegen die Erben des Obersten von Hügel, des damaligen Truppenoffiziers, wurde am 17. Juli 1847 in Stuttgart bestimmt, daß das Soldguthaben des im Kapregiment verstorbenen Christian Langeneck in Höhe von 38 Gulden samt Zins, vom 1 Juli 1802 an gerechnet, nach Abzug der Sporteln in Höhe von 109 fl. 29 Krz. an die Langeneckschen Erben von den Erben des Obersten v. Hügel auszubahlen ist.

Jakob Friedrich Binder ist ebenfalls auf dem Kap der guten Hoffnung verstorben. Der am 29. Dezember 1842 geborene Christian Glaser ist 1865 nach Algier gereist und blieb in Zukunft verschollen.

Asperger in Australien und Indien

Der am 16. September 1828 geborene Ludwig Imanuel Fink, Sohn des Bauern Ludwig Fink, ist im Jahre 1854 als Soldat entwichen und hatte sich nach Australien begeben, daselbst ist er nach Zeugenaussage des Wilh. Friedr. Grotz aus Bissingen, verhandelt vor dem Amtsnotar Stellrecht von Markgröningen am 28. Dezember 1870, gestorben. Der 42jährige Schuhmacher Grotz gab zu Protokoll:

„Im Mai 1856 bin ich nach Australien gereist und habe von dem Ludwig Fink, Gipsbauer von Asperg, einen Brief an seinen Sohn in Australien zur Überlieferung mitbekommen. Im Oktober 1856 kam ich in Australien an und im November traf ich mit dem jungen Fink, aus Asperg gebürtig, auf einem Hofgut, genannt Broston, 70 Meilen von dem Städtchen Gayendah zusammen und übergab ihm jenen Brief. Von da an kamen wir noch öfters zusammen. Fink war auf einem Gut, genannt Barentin, als Pferdedressürer angestellt, und es haben im Jahr 1863 und 1864 einige

andere Deutsche daselbst mitgeteilt, daß Fink bei der Dressur eines Pferdes gestürzt sein und das Genick gebrochen habe, woran er sofort gestorben sei. Ich habe den Tod des Fink nacher öfters aussprechen hören. Im Jahre 1869 bin ich wieder zurückgekehrt.“

Und selbst in I n d i e n finden wir eine Aspergerin! Es ist Marie R e i n - h a r d t , Tochter des 1871 verstorbenen Verwaltungsaktuars Christian David Reinhard, die mit einem Missionar Hermann in Kanndinja in Indien verheiratet war.

Wanderung in die Nachbarländer

Doch kehren wir wieder in unsere N a c h b a r l ä n d e r zurück! 1869 finden wir den Sohn des Chirurgen Jakob L e o p o l d , Christian Friedrich, in Genua in I t a l i e n . 1871 ist Catharina Wilhelmine S e i t z , geb. 12. 11. 1843, Tochter des Malers Wilhelm Seitz im Dienst in Genua. Sie trat dann zum katholischen Glauben über und trat in Genua in ein Kloster ein.

Aus einem Schreiben vom April 1784 ist zu entnehmen, daß Michael W ö r n e r , ein herrschaftlicher Wagenknecht, zur Zeit da er „in Militair gestanden“ vor ungefähr 20–30 Jahren desertierte und daß er niemals mehr nach Asperg gekommen ist, vielmehr bekannt wurde, daß er in der S c h w e i z in Schaffhausen ansässig geworden war. Sein Vater war Wilhelm Wörner, ehemals bürgerlicher Einwohner in Asperg.

Karl S t a h l , Oberlehrer an der Töchterschule im Oberhaus in Schaffhausen, hatte das dortige Bürgerrecht erworben, und es war für ihn erforderlich, die Entlassung aus seinem bisherigen Bürgerrechtsverband urkundlich einzureichen. Aus diesem Grunde schrieb er am 4. April 1844 an den Herrn Schultheißen in Asperg einen Brief, in dem er um Entlassung aus dem Bürgerverband seiner Heimatgemeinde bat. Er schrieb damals:

„Die Heimatverhältnisse der in der Schweiz lebenden Württemberger haben sich in jüngster Zeit so mißlich gestaltet, daß ich darauf Bedacht nehmen mußte, mich sicher zu stellen. Da ich nun schon seit 17 Jahren hier bin und eine Stellung einnehme, die ich in Württemberg vergeblich suchte, so halte ich es fürs beste, auszuwandern, so schwer es mir auch wird, mein teures angestammtes Vaterland zu verlassen. Die mir vorgesetzte Schulbehörde hat zu dem Ende das hiesige Staats- und Stadtbürgerrecht für mich erworben, und mir honoris causa erteilt. Ich möchte Sie daher bitten, die geeigneten Schritte zu meiner Entlassung aus dem Bürgerverband Aspergs gefälligst zu tun...“

Albert W o h l g e m u t war 1858 an einem Eisenbahnbau in der Schweiz beschäftigt.

Adolf W e i ß e r , Sohn des Profosen und Schenkwrirts Jakob Weißer in Asperg, befindet sich 1873 im Alter von 26 Jahren als Schlosser in Bern. Die Brüder Ludwig und Gottlob M ü l l e r , geb. 1814 und 1819 befinden sich später in den Schweiz. Katharine A d e , Tochter des 1891 verstorbenen Maurers Johann Jakob Ade, hatte sich in Porrentzny bei Bern mit dem Schuster Josef Gaenat verheiratet. Pauline Wilhelmine B a l l b a c h , geb. 6. 10. 1845, Tochter des Jakob Ballbach, ist 1868 nach Willisan, Canton Luzern förmlich

ausgewandert und hat sich hernach mit dem Schuhmacher Josef Auchein in Claraus Canton Waadt verheiratet. Gottlob Pfisterer, Sohn des Johann Jakob Pfisterer, hat sich am 20. 7. 1876 mit Christine Hägele in Genf verheiratet. Der Restaurateur Wilhelm Gottlieb H e t z e r hatte sich am 11. 9. 1882 mit Karoline geb. Geyer aus Friedlingen in Schaffhausen verheiratet. Rosine Eberhardine S e i t z , Tochter des Weingärtners Jakob Friedrich Seitz, hat sich an Gottlieb Haag in Basel verheiratet. Und der Gärtner Ernst W i e d m a y e r , geb. 20. 12. 1871 hat sich in Buhl, Kanton Bern, niedergelassen.

Der Schneidergeselle Christoph Conrad L a n g ging auf Wanderschaft und befand sich 1764 in der „Englischen Residenzstadt L o n d o n “ !

Auch im Elsaß und in Frankreich treffen wir gebürtige Asperger! Hans Georg S c h a u d e , Sohn des Bürgers und Bäckers Hans Georg Schaude, verzichtete 1718 auf das Heimatbürgerrecht, weil er „in der weitberühmten Stadt Straßburg eine Heimat getroffen“ und sich mit Gott entschlossen hatte, sich selbst häuslich „ein- und niederzulassen“. 1748 finden wir einen Johannes S c h o l l im Regiment de la Dauphine in Straßburg. Der Maurer und Bürger Johann Jakob B ü r k l e ist seit 1834 in Gebweiler im Oberelsaß wohnhaft. Der Pharmazeut Wilhelm H a n g l e i t e r , geb. 1821, Sohn des Pfarrers Fr. Gottlieb Hangleiter in Asperg, schrieb aus Oberkirch am 13. März 1842 an seinen Pfleger Konrad Schmautz in Asperg einen Brief, der wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden. Er lautete:

„Wertester Herr Schmautz!

Ohne Zweifel werden Sie sich noch erinnern, daß ich Ihnen bei meiner Anwesenheit in Asperg sagte, ich werde kommende Ostern nach Rouen in eine chemische Fabrik gehen. Letzten Montag, 7. März, ging ich nun wegen einem Paß und neuem Heimatschein auf das hiesige Amt, und wurde bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß jeder, der auf seine Profession nach Frankreich reisen wolle, auf der Polizei 200 Franken vorweisen müsse, im andern Falle, wenn er sie nämlich nicht vorweisen könne, werde er zurückgewiesen. Da ich in diese Angabe einige Zweifel setzte, so ging ich letzten Mittwoch selbst nach Straßburg, um darüber, sowie auf der Post wegen der Reise Erkundigung einzuziehen. Hier wurde mir dies nicht nur bestätigt, sondern auch noch hinzugesetzt, daß es seit Oktober vergangenen Jahrs noch viel strenger als früher sei. Früher wurde diese Untersuchung nämlich an den OctroiBarrieren von den Zollofficianten gleich beim Eintritt ins französische Gebiet geführt, da aber diese es oft nicht genau genug nahmen, so muß es jetzt auf den Polizeibüreaus nebst dem Paß vorgezeigt werden. Dies gilt natürlich nur von denen, die weit ins Innere von Frankreich reisen, wie es bei mir der Fall ist. 400 Franken sind nach unseren 187 fl 20 Krz. Ich habe hier von meinem Prinzipal noch gut 112 fl. Es würden mir also noch fehlen 75 fl 20 Krz., um welche ich Sie bitte. Sie werden selbst sehen, daß dieses nicht umgangen werden kann und es also, wenn ich überhaupt nach Rouen, wo ich eine Stelle habe, kommen will, und wenn ich mit der Polizei gut auskommen soll, dem Gesetze genügen muß. Von Straßburg bis nach Rouen sind es 148 Stunden, bis Paris 102 und von da 46 Stunden. Nun in Paris bleibe ich auf alle Fälle 3 oder 4 Tage, es wäre ja lächerlich, wenn ich in Paris gewesen wäre und hätte es nicht gesehen. Diese Strecke von 148 Stunden kostet auf der Diligence 32 fl ohne Zehrung, ich würde also mit meinem Gelde überflüssig ausreichen, allein der Formalität halber ist es nötig.

Wenn Sie mir das Geld schicken, so bitte ich Sie, mir es entweder in Papiergeld oder in Gold zu senden, weil es in Silber ein wütendes Porto ausmachen würde. Bis ersten April reise ich dann von hier ab.

Sie und Ihre Familie grüßend

Ihr gehorsamer

W. Hangleiter, Pharmazeut“.

M a r i e W e t z e l, Tochter des Schuhmachers Jakob Wetzels, hat sich in einer unbekanntem Stadt in der Nähe von Belfort mit einem Apotheker verheiratet.

J u l i u s W e t z e l ist wahrscheinlich Offizier in einem franz. Regiment gewesen. Der 1792 geborene Johann Jakob S c h m i d t ist seit dem franz.-russ. Feldzug 1814/15 vermißt und Johann Jakob Schmidt ist 1813/14 nicht zurückgekehrt. Er soll in der Schlacht bei Langres geblieben sein! Gottfried H a r t m a n n ist 1870 in Paris verstorben, und der Soldat Ludwig V ö l l m beim 8. Kgl. Inf.-Regiment ist am 7. Jan. 1871 im Feldspital zu Neaux in Frankreich verstorben.

Die 1872 geborene Luise S t a u d t hatte sich in Holland mit dem Schriftsetzer Budde in Arnheim verheiratet, lebte aber später in getrennter Ehe.

Der Bäckerknecht Jakob Friedrich G e i ß l e r ist im Juni 1765 auf die Wanderschaft gegangen, und da er schwächlichen und kränklichen Leibes war und auch seit dem 17. Juni 1766 von Offenbach aus das letzte Mal geschrieben hatte, seither aber nichts mehr von sich hören ließ, sind seine nächsten Anverwandten auf den Gedanken gekommen,

„als dürfte dieser Vetter, obgedachter Geißler gestorben sein. Welchen Einfall sie auch dadurch verfolgt, daß sie sich Mühe gegeben, sich nach ihres Veters Aufenthalt, Leben oder Tod, zu erkundigen, haben auch durch Kosten soviel wirklich ausgerichtet, daß sie einen Todesschein von Amsterdam mit Datum vom 19. Juni 1793 beigebracht, nach welchem eingangs gemelter Jakob Friedrich Geißler schon am 28. März 1770 als Matros auf dem Schiff Pollux genannt ohne Testament gestorben sei.“

Verdorben – gestorben!

Aber auch manchem V e r s c h o l l e n e n begegnen wir in den Beständen des Asperger Stadtarchivs:

1862 heißt es von dem damals 51 Jahre alten Philipp Jakob Gerhart „Aufenthalt unbekannt“, von dem damals 64 Jahre alten Johann Gerhardt: „1767 aus dem herzoglichen Militärdienst desertiert“, und von dem damals 62jährigen Johann Rudolf Gerhardt „Aufenthalt ganz unbekannt“! Von dem 1789 21 Jahre alten Johann Eberhard Rommel ist vermerkt: „welcher erst vor kurzem aus herzogl. württ. Militärdienst Malitiose desertiert ist.“

Von dem Johannes Seitz, „der schon 13 Jahre auf der Wanderschaft abwesend“ heißt es 1802, daß von seinem Aufenthalt „seit dieser Zeit nichts mehr bekannt“.

Georg Baltes Seitz, 1762 27 Jahre alt, heißt es: „hat sich vor 4 Jahren (also 1758) absentiert und ist von dessen Aufenthalt bisher nichts bekannt.“ Der 23jährige Konrad Müller „welcher bisher bei dem hzgl. Militär Corps gestanden“ ist 1799 „vor kurzer Zeit desertiert“. Von Johann Georg Müller ist 1759 vermerkt: „welcher

schon vor etlich und 20 Jahren in Kaiserl. Kriegsdienst gezogen worden, und also ohnwissend ist, wo derselbe sich befindet, und ob er noch am Leben ist.

Georg Jakob Müller ist 1772 auf die Wanderschaft gegangen und hat niemals mehr etwas von sich hören lassen.

1763 ging Georg Adam Mann als Wagner auf die Wanderschaft, und bis 1796 war nichts von ihm bekannt geworden. 1782 heißt es von ihm, daß er „längst verschollen“ sei.

Der Maurer Johann Georg Beil ging 1738 mit 17 Jahren auf die Wanderschaft und hat bis 1764 nichts mehr von sich hören lassen. Der Schmiedknecht Johann Georg Groß ist 1733 mit 26 Jahren auf die Wanderschaft gegangen, wohin blieb unbekannt!

Sebastian Schönbein ist 1758 ausgewandert, ohne hernach noch etwas von sich hören zu lassen. 1795 läuft der damals 76 Jahre alte Georg Friedrich Hirschmann als verschollen.

Der Bäcker Jakob Häberle, geb. 1798 hat sich ungefähr um 1829 auf die Wanderschaft begeben und galt 1869 als verschollen und wurde daher für tot erklärt.

Und von vielen, die in diesen Zeiten in die Fremde gezogen sind, ist nicht einmal der Name mehr erhalten, sie sind, wie es im Lied heißt: „Verdorben-gestorben!“

Die Reise in die Neue Welt

Schon im 18. Jahrhundert haben zahlreiche Deutsche die Reise in die *N e u e W e l t* angetreten. Ob und wieviel Asperger in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auch mit dabei gewesen waren, konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden. Dagegen begegnen wir einigen Namen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. In den Teilungsakten der Maria Agnesia *F i s c h e r*, Ehefrau des Schreiners und Bürgers Paul Fischer, vom Jahre 1773 begegnen wir dem Sohn Ferdinand Fischer, von dem vermerkt ist, daß er sich in Südkarolina in Amerika aufhalte. Dieser Ferdinand Fischer wird vielleicht früher erst in Massachusetts oder in Maine sich niedergelassen haben und dann im Jahre 1772 mit zahlreichen andern Kolonisten sich nach Südkarolina begeben haben. Auch ein gewisser Sebastian *S c h ö n b e i n* dürfte um das Jahr 1758 nach Amerika ausgewandert sein, wo er sich aber endgültig niedergelassen hat, ist in der Heimat nicht bekannt geworden. Georg Friedrich *H i r s c h m a n n* galt 1795 als verschollen und Maria Katharina geb. *H a l l w a c h s* wanderte vor 1762 mit ihrem Ehemann Martin Staudenmayer, von Beruf Weber, und ihren beiden Kindern Johann Gottlieb, geb. 6. 8. 1739 und Johann Martin, geb. 23. 1. 1744 nach Amerika aus. Bis zum Jahre 1815 waren aber keinerlei Nachrichten mehr über ihr Ergehen in Asperg eingetroffen.

Das 19. Jahrhundert brachte dann einen gewaltigen Auftrieb für die Auswanderung in die Neue Welt. Rund 300 Ausgewanderte konnten bis jetzt karteimäßig erfaßt werden, die Familienangehörigen nicht miteingerechnet. Wenn man bedenkt, daß Asperg im Jahre 1848 1735 Einwohner zählte, so bedeutet diese Auswanderung einen großen Verlust an Menschen und Arbeitskräften für die Heimatgemeinde. Im Alter von 23 Jahren wanderte Gottfried *F i n k* im April des Jahres 1803 nach Amerika aus. Damals dürfte wohl auch sein Bruder Johann Georg mit ihm in die Neue Welt gereist sein. Haben doch viele Württemberger in dieser Zeit dem Lande den Rücken ge-

kehrt; nicht weniger als 17 500 Auswanderer wurden in der Zeit zwischen 1800 und 1804 amtlich festgestellt, denn die napoleonischen Kriege lasteten schwer auf dem Lande. Am 15. Juni 1804 wanderte Johann Georg Reichert, verheiratet mit Anna Maria geb. Schertlein aus und um die gleiche Zeit der Müller Gottlob Grammer. Dieser ließ sich dann hernach als Müller in Baltimore nieder.

1832 reiste Jakob Friedrich Müller nach Amerika mit unbekanntem Aufenthalt und 1837 starb Johann Jakob Müller kinderlos in Neu-Orleans. Am 14. Juli 1836 erhielt der Sattler Karl Gottlieb Barth die Erlaubnis, mit seiner Ehefrau Friederike Christiane in die Provinz Maryland auszuwandern.

Der Bauer Gottlob Schmautz wanderte mit seiner Ehefrau Christiane geb. Kapphan und vier unmündigen Kindern Karoline, Friedrike, Gottlob und Wilhelmine aus und wurde am 25. 6. 1840 aus dem Württbg. Untertanen- und Staatsverband entlassen. Besonders groß war dann die Auswanderung in den Jahren 1847, 1848, 1852-1857. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle alle Auswanderer einzeln zu erwähnen. Vielmehr dürfte es interessant sein, in den Briefen, die uns aus dieser Zeit überkommen sind, zu blättern und zu lesen!

Ein Schreiben des Oberamts Ludwigsburg vom 9. März 1840 datiert, lautete wie folgt:

„Das Schultheißenamt in Asperg hat den beiliegenden Reisepaß und Heimatschein Friedrich Lang von da, welcher sich nach Nordamerika, in der Absicht, dort als Bedienter sein Auskommen zu suchen, begeben will, auszufolgen; die Kosten für den Reisepaß mit 48 Krz. und Heimatschein mit 15 Krz., zus. 1 fl 3 Krz. aus der Gemeindegasse zu erheben und am nächsten Botentag hierher zu senden.“ Die Summe wurde dann am 12. März auf der Gemeindegasse verrechnet. Unterm Datum vom 13. Mai 1840 kam folgendes Schreiben von dem Agenten F. M. Stieler in Heilbronn an das Schultheißenamt in Asperg: „Den mir laut geehrter Zuschrift vom 11. ds. übersandten Reisepaß und Heimatschein des Fr. Lang von dort habe ich erhalten, und werde zur Zeit die erforderlichen Visen besorgen. Erst vorgestern gingen drei Schiffe mit Auswanderern von hier ab, daher ich Wohlöbl. Schultheißenamt noch nicht mit Bestimmtheit anzeigen kann, wenn wieder eine Colonne abgeht. Sobald nun eine Zeit festgesetzt ist, werde ich die Anzeige machen, und wann sich gedachter Lang hier einzufinden hat.“ Und schon mit Datum vom 13. Juni kam folgendes weitere Schreiben aus Heilbronn: „An Schultheißenamt Asperg: Habe ich hiemit an mein Jüngstes vom 14. v. M. die Ehre anzuzeigen, daß am 26. ds. wieder ein Schiff nach Amerika abgeht. Wohlöbl. Schultheißenamt wird ersucht, besorgt sein zu wollen, daß Lang zur Zeit hier eintrifft und etwas von einem Bett oder etwa nur einen Strohsack und Teppich zu seiner Liegerstätte mit sich bringt.“

Nun wurde ein Auswanderungskoffer für 1 fl 30 Krz. gekauft. Dem Agenten wurden dann vom Waldhornwirt Kempf, der Lang nach Heilbronn begleitete, 150 fl für die Überfahrt ausgehändigt, und zwar 135 fl für die reine Überfahrt, 10 fl zur Auslieferung bei der Ankunft in Amerika und Zehrkosten für den Aufenthalt in Heilbronn. Dieser Jakob Lang war also, wie schon vermutet, auf Kosten der Gemeinde Asperg nach Amerika ausgewandert, und der Begleiter Kempf brachte hernach folgende Anrechnung dem Bürgermeisteramt: Taggeld samt Imbiß: 1 fl 12 Krz. Auslage für Fracht eines Koffers 18 Krz., für denselben in Lauffen Verzehrtes bezahlt 13 Krz., für 1 Löffel und Besteck 9 Krz., für 2 Bund Stroh 24 Krz. und für in Heilbronn Verzehrtes 16 Krz., zus. 2 fl 32 Krz.

Aus Baltimore hat dann der Auswanderer einen ausführlichen Brief am 30. Dezember 1840 an das „Wohllöbliche Schultheißenamt“ geschrieben, in dem er ausführlich über sein Ergehen und seine Überfahrt berichtete. Er schreibt:

„Gott der Allmächtige hat mich unter seinem gnädigen Schutz und Schirm väterlich bisher erhalten, aber mit schrecklicher Angst und Bekümmerniß, indem ich schon zweimal in Lebensgefahr war, zum erstenmal setzten mir 3 Eurische Kerls nach in der Gegend bei New-York, hernach erhielt ich einen großen Wald zum Schutz! Unten in der Vertiefung stunden die Jauners, sahen rechts und links die 2 Fußwege nach, ob sie mich nimmer sahen, ich hatte mich hinter eine starke Eiche versteckt, daß sie mich nicht gewahr wurden! Die Eurische heißt man nach deutscher Sprache Irländer, diese befinden sich in Amerika sehr viel, diese bringen einen Menschen um eine Kleinigkeit um, gehen zu ihrem Prediger und sagen, was sie für eine Sünde begangen haben, somit spricht sie der Prediger von der Art Sünden befreit. Ich frage: Seind dies gerechte Menschen?

Im andern Fall kam ich in Baltimore 2. Abend vor dem Hlg. Christfest abends an, befragte mich in einem deutschen Wirtshaus, ob ich nicht übernachten könnte, da heißt es, die Bettstätten seien alle belegt, weil der Wirt aber ein Landsmann zu mir ist, so beschenkte er mich mit etwa nach unserem Geld 18 Krz., hier heißt es 12 Cents. Wo ich aus dem Haus heraus kam, stunden drei tüchtige Kerls da, ungefähr 50 bis 100 Schritte von dem Haus entfernt. Ich ging an ihnen in der größten Ordnung vorbei und sagte auf englische Sprache Gute neid, das heißt: gute Nacht.

Einer von diesen Kerls ergriff mich sogleich an meinem Felleisen, wo ich auf dem Rücken trug, an mir herum, gab mir sogleich einen tüchtigen Stoß mit dem Fuß auf den rechten Schenkel, riß mir mein Felleisen vom Rücken, dann kamen alle drei Jauners über mich her, schlugen mich zuerst ins Gesicht, nahmen mir mit voller Gewalt meinen bei mir habenden Stock, schlugen mich auf den linken Arm und auf den Kopf, so daß ich bereits in Ohnmacht dalag, ich rettete mich wohl dem Wirtshaus zu bis vor die Haustüre und schrie: „Um Gottes Barmherzigkeit, kommet mir zu Hilfe!“ Aber kein Mensch zeigte sich. So erhielt ich diese Kraft wieder und kam in die Stube hinein. Einer von diesen drei Jauners schrie beständig zu diesem wo mich schlug: „Cilum, Cilum“, d. h. auf deutsch: „Mache ihn tod!“ Ich hatte kein Felleisen, weder Kappe auf dem Kopf. Wohl kamen nachher Leute genug aus dem Haus, aber was half es mich, beleidigt war ich schon. Die Frau sprach gut englisch und sagte, man sollte einen Watschmann herrufen, das heißt: einen Nachtwächter. Diese Geschichte hatte sich betragen in der 6. Stunde des Abends. Was würden die Kerls mit mir angefangen haben? – Ungefähr 5 bis 600 Schritte fließt der Reeber-Fluß scharf vorbei. Hätten mir meine kleine Habschaft beraubt und hätten mich in den Fluß geworfen. Hier in diesem Lande ist schon mancher Europäer auf diese Art ermordet worden. Meine Habschaft mußten sie wegen Überfallung von mehreren Menschen auf dem Platz lassen, aber ich hätte mein Leben dabei verlieren können . . .“

Und nun beschreibt er seine Reise von dem damaligen Auswandererhafen Le Havre:

„Am 17. Juli, mittags 12 Uhr, fuhren wir aus dem dortigen Hafen, wir mußten warten, bis die Flut ankam, daß das große Schiff ausfahren konnte. Es ist das Postschiff genannt Jova (?). Wir waren 350 Mann Passagieres wo Familien Väter von 4, 6 bis 8 Personen, wo eine 750 Francs bezahlten bis nach New-York nebst 25 Mann Matrosen, das macht 423 Menschen auf dem Schiff. Die Schifffahrt ging soweit in der größten Ordnung vorwärts. Den 25. Juli nachts in der 11. Stunde, hatten wir mehrere Stunden einen solchen starken Sturm erlitten, daß wir glaubten, es gehe alles zu Grunde. Wir waren 46 Tage auf dem Atlantischen Meere. Jeden Tag freute sich ein jeder Mensch, um Land zu sehen. Aber auf einmal, in einem neblichten Vormittag schaute unser Capitain von dem Schiff durch sein Fernrohr und erblickte etwas von Landgegenden. Die Sonne wurde in der 12. Stunde Meister, vertrieb den gänzlichen Nebel. So sahen wir rechts seitwärts eine sehr schöne Landgegend! Denke

sich ein Mensch nach einer langen Seefahrt auf einmal Land zu sehen, wie ein jeder Mensch mit Freude belebt! Wie traurig aber war der Anblick aus dem Schiff bei New-York auszutreten: Kein Mensch konnte die englische Sprache, ein mancher hatte keinen Heller an barem Geld mehr. Jetzt heißt es: Ach Gott, wo gehe ich hin? Kein Geld mehr! Niemand kennbar und die Sprache unkundig! Gott der Allmächtige werde uns doch armen Menschen gnädig sein!

Hier ist es zu Land sehr gut. Wann einer eine starke Summe Geld hatte! Arbeiten sind so streng, daß mancher Deutscher starker Mann darunter unterliegen mußte. Wohl verdient ein guter Tagelöhner pro Tag einen Taler, das heißt nach deutschem Geld 2 fl 30 Krz. Die Sachen, z. B. Hosen wollene 1 Paar kosten 6–8 Taler, ein Paar Stiefel die geringsten 3 Taler bis 4, 6, 8–10 Taler, ein Paar Schuh 2½ Taler . . .

Ich bitte jeden um Gottes Willen: Bleibe ein Jeder in seinem Lande und ernähre sich daselbst wie er kann. Wohl schreiben viele hinaus, daß sie so viel verdienen, schreiben aber nicht, was sie für eine Ausgabe haben.

Die Hauszinse bestehen in einem Monat so verschieden: 2½, 3, 4, 6, 8 bis 10 Taler. Nehme ein Mensch, was ist das für ein Geld nach deutscher Art!

Ich machte den Weg zu Land von New-York bis nach Philadelphia, das sind 100 Stunden landeinwärts. Dorten gab ich mir alle Mühe, um in eine Fabrik unterzukommen, aber leider: Alles war umsonst. Da hielte ich mich eine Zeit auf, weil ich einsahe, daß nirgends kein Ort in Amerika für mich bestimmt ist.

Nachher ging ich durch Redommandation in ein kleines Städtchen, genannt Quekerstadel oder Quekerton. Da kam ich zu einem Kaufmann, der hatte mich 8 Tag, bis seine Sachen bearbeitet waren, behalten, hernach konnte ich wieder weiters gehen, und so mußte ich, erbarmender Gott und Vater, als wie ein verirrtes Schaf unter größter Angst und Lebensgefahr mich umhertreiben!

Von da nach Wörtcester, von da nach Lancäster, nach Columbia, Yorck, nach Straßburg, nach Herold, von da nach Baltimore. Ich habe während der Zeit wohl auf Plätzen gearbeitet, wann diese vollendet ist, so konnte ich wieder gehen. So tut der Amerikaner Leute dinge zur Bearbeitung. Gott der Allmächtige sei mir in Gnaden gnädig, daß ich mein Unterkommen finde.

Ach, was habe ich getan, daß ich nicht in meinem Geburtsorte geblieben bin! Ich grüße den ganzen wohlloblichen Magistrat, wie alle Einwohner recht herzlich . . .

NB. Die Handwerksleute folgender Art werden am besten bezahlt; als: Schlosser in einem Monat: 15, 18–20 Taler Lohn, nämlich als Geselle! Metzger haben einen guten Lohn, Schneider und Schuhmacher, wie auch Zeinen- und Krettenmacher.“

Christian und Friedrich Reichert waren vor 1847 nach Amerika ausgewandert. Friedrich Reichert befand sich 1847 in Chicago im Staat Illinois, während Friedrich Reichert sich nach Cooklonnty im gleichen Staate begeben hatte. In einem Brief aus dem Jahre 1847 schrieben nun beide an ihre Eltern, Martin Reichert und Elisabeth geb. Bürkle, sowie an die Geschwister und Freunde. Auch ein weiterer Bruder Gottlob war wohl um dieselbe Zeit ausgewandert: In dem Brief steht unter anderem:

„Ihr habt uns geschrieben, daß ihr keine Ruhe habt, bis ihr wisset, wie es um uns steht. Wir haben doch schon mehrere Briefe hinaus geschickt und haben auch immer die Wahrheit geschrieben. Wir vermuten, daß ihr uns doch nicht glaubt. Wann ihr so ruhig und so gut leben könntet, wie wir, so wüßtet ihr von keiner Teurung und von keiner Hungersnot gar nichts Es muß ja traurig aussehen in Deutschland! Wir haben das Deutsche Wochenblatt von ganz Deutschland. Es muß ja nichts sein, als Jammer und Elend. Wir haben noch keine Not gehabt, so lange wir in Amerika sind. Die Frucht ist noch alle Jahre gut geraten, wir haben noch alle Jahre eine vollkommene Ernte gehabt, wir glauben, wenn nicht so viel Frucht von Amerika nach Deutschland geliefert worden wäre, es hätte Böses ausgesehen bei Euch!

Ihr wollt noch wissen, wie es beim Gottlob und mit dem Schreiner geht! Der Gottlob hat 40 Morgen Wald gekauft und ein Haus darauf. Er hat dafür bezahlt 140 Taler und hat 4 Küh und ein Paar Ochsen und 10 Schweine und einen Wagen. Er tut seinem Nachbar sein Land bauen um die Hälfte Frucht, es sind ihm auch 2 Kinder gestorben. Das Jüngste, wo sie mitgebracht haben, das ist 3 Wochen nach ihrer Ankunft gestorben und das andere, wo in Amerika geboren ist, ist auch gestorben. Sie wohnen eine Viertelstund von uns. Es gefällt ihnen sehr gut.

Vom Schreiner können wir nicht viel sagen, sie wohnen in der Stadt Chicago. Er arbeitet auf seiner Profession. Sie sind im Hauszins. Wir denken, er kann nicht viel aufstecken, sie müssen Lebensmittel, und Holz alles kaufen. Im Gottlob Kapphan ist auch sein Weib gestorben im Spätjahr 1846. Er hat sich wieder geheiratet letzten Sommer!“

Und Johannes Gottlieb Reichert schrieb am 13. November 1848 an seine Mutter Elisabeth geb. Bürkle und an seine noch in der Heimat befindlichen Geschwister:

„ . . . Den Brief, daß der Vater gestorben ist, haben wir erhalten, und daraus vernommen, wie ihr es machen wollt. Darum bitte ich Euch, weil ich zuletzt nach Amerika gekommen bin und mein Geld, was ich noch auf den Platz gebracht habe, mit 40 Acker Wald, Haus und Stallung, Küh und Fuhrwerk und was man sonst noch haben möchte, alles aufgegangen ist. Und dann habe ich noch 40 Acker Wasboten gekauft und diese muß ich von jetzt an in einem halben Jahr bezahlen, und wenn ich es nicht bezahle, so muß ich gewärtig sein, wenn ein anderer kommt und es bezahlt und dann muß ich von da abziehen, und alles was ich auf dem Platz getan und gepflanzt, nebst Haus muß ich abtreten und so wäre ich unglücklich.

Die Brüder hätten mir auch noch dazu geholfen, aber es ist dieses Jahr ein Tau über das Feld gekommen und hat die Früchten sehr verdorben, daß sie dieses Jahr nicht soviel verkaufen können, daß sie außer ihrer Ausgab mir noch helfen können, denn sie haben selbst auch als noch mehr gekauft und Lehnen kann man nicht so leicht wie in Deutschland, denn ein Jeder, der Geld hat, der kauft immer selbst auf Spekulation, denn er bringt sein Geld bedeutend höher, als wenn er es auslehnt.

Die 40 Acker sind nach unserem Meß 50 Morgen. Ich habe jetzt 25 Morgen daran umgepflügt, mit 6 Joch Ochsen muß man es zum Ersten mal brechen und das kostet einen viel und dieses müßte ich alles verlieren, wenn ich nicht auf die Zeit bezahlen könnte und es ist ein Zaun um mein Land, was ein jeder haben muß, wenn er es vor dem Vieh verwahren will und das alles kostet sehr viel . . .

Ich habe meine 2 Buben noch gesund und wohl und habe auch noch dazu einen kleinen Josef, welcher bis 27. Dezember 1848 ein Jahr alt wird. Der Friedrich hat 2 Mädchen und einen Buben. Der Christian hat von der 2. Frau 2 Mädchen und einen Buben. Der Mattes 2 Buben und ein Mädchen und es ist alles wohl.

Der Christian hat auch wieder 40 Acker Land gekauft und der Friedrich auch wieder 40 Acker, damit wir nicht von fremden Leuten eingesperrt werden können von wegen dem Vieh und auch von wegen den Kindern, daß sie so viel als möglich beieinander bleiben können, wenn sie Gott erhalte.

Es ist hauptsächlich gut, daß man Vieh halten kann, so viel man will, es kostet einen im Sommer nichts, man hat gar nichts damit zu tun als zu Melken und nach der Ernte macht man Heu soviel man für sein Vieh nötig hat, es bekommt nichts als Heu und Salz im Winter. Man kauft ein Fäßlein Salz von 280 Pfund für 3 Gulden. Das ist sehr wohlfeil!

Was Monturstücken anbelangt, das ist alles beinahe noch wohlfeiler als in Deutschland, weil alles ins Große Maschinenmäßig fabriziert wird . . .

Ich habe einen Bauplatz gekauft in der Stadt Chicago, 100 Fuß lang und 25 Fuß breit für 500 fl und habe ein zweistöckiges Haus gebaut. Es hat mich sehr viel gekostet, doch es ist in der Stadt, wo ich von einem Zimmer kann alle Monat 5 fl Rente



Besuch aus USA

Empfang durch Bürgermeister Treffz auf dem Flughafen

beziehn. Ich kann Gott sei Dank, alle Tage von morgens 7 Uhr bis abends 6 Uhr, was in Amerika ein Tagwerk ist, 2 fl 30 Krz. verdienen und kann die übrige Zeit noch arbeiten, was ich will!

Ich konnte freilich mein Haus nicht allein fertigen, denn ich konnte nicht so lange von meinem Arbeitsplatz wegbleiben. Es ist in der Stadt kein Haus, wie sie auf dem Land sind, sie kosten mehr Arbeit als auf dem Land, was Ihr Euch selbst denken könnt . . . "

Am 10. Juli 1848 bekannte der ledige Jakob Z i m m e r , geb. den 23. Febr. 1829, daß er gesonnen sei, nach Nordamerika auszuwandern und sich daselbst häuslich niederzulassen, und daß er deshalb auf sein bisheriges Gemeinderecht zu Asperg und auf jede Art von bürgerlichen Verband mit dem Württembergischen Staate Verzicht leiste. Als Bürgen für etwaige Nachforderungen stellte er den Weingärtner Adam Völm. Der Weingärtner Völm hatte seine Mutter Christine geheiratet, weshalb er am 13. Juli 1848 im Einverständnis mit seinem Pfleger und seiner Mutter folgenden Schriftsatz bei der zuständigen Behörde einreichte: „Der Unterzeichnete bittet S. Majestät den König allerunterthänigst, ihm die Erlaubnis zur Auswanderung nach Amerika auch ohne seine Mutter gnädigst erteilen zu wollen.“

Aber noch lag ein Hindernis im Wege! Jakob Zimmer hatte seiner Militärpflicht noch nicht Genüge getan. So wandte sich sein Pflegevater, der Weingärtner Völm, mit einem Bittgesuch an den König. Die Antwort darauf wurde am 24. Oktober 1848 wie folgt erteilt:

„Kgl. Ministerium des Innern und des Kriegswesens.

Der Ober-Rekrutierungsrat an das Kgl. Oberamt Ludwigsburg.

Da seine Kgl. Majestät vermöge höchster Entschliebung vom 18. ds. Monats der Bitte des Weingärtners Adam Völm von Asperg um Gestattung der Auswanderung seines Pflegsohnes Jakob Zimmer von da nach Amerika v o r erfüllter Militärpflicht gnädigst entsprochen haben, so wird dieses dem Kgl. Oberamt auf seinen Bericht vom 19. v. M. zur Besorgung des weiteren eröffnet . . . "

Und am 3. November wurde dann vom Kgl. Oberamt Ludwigsburg, Unterschrift „Lang“, folgender Entlassungsschein unter Ansatz einer Sportel von 15 Krz. erteilt: „Dem Jakob Zimmer von Asperg wurde heute die nachgesuchte Entlassung aus dem Württ. Staats- und Gemeinde-Verband zu Asperg erteilt . . . "

Einem Bruder, Johann Gottlieb Zimmer, 1852 16jährig, der ebenfalls mit Einverständnis seines Pflegers und der Vormundschaftsbehörde 1852 nach Nordamerika auswandern wollte, wurde am 24. Februar 1852 die Entlassung erteilt. Mit ihm wanderte dann auch seine Schwester, die ledige Rosine Zimmer, gleichzeitig nach Nordamerika aus.

Als nun Jakob Zimmer, Sohn des Bürgers und Weingärtners Jakob Zimmer in Asperg, in Nordamerika eingetroffen war, schickte er einen Brief seiner Mutter und seinen Geschwistern, der wenigstens bruchstückweise erhalten geblieben ist und aus dem das Heimweh spricht: „Es ist freilich wahr, ich schicke den Brief über das weite Meer, ich weiß aber nicht, ob mein Schreiben auch noch alle gesund oder am Leben antrifft, als wo ich von Euch

noch allen Abschied nahm! Mit zitternder Hand und mit weinenden Augen schreibe ich diesen Brief.“

Rosine Zimmer hatte dann in Albany Unterkunft gefunden, und am 15. März 1853 schrieb sie an ihren Pflegvater Adolf Völm in Asperg einen ausführlichen Brief!

„Werteste Freunde!

Ich will Euch benachrichtigen, wie es uns gegangen ist, seit unserer Abreise von Asperg. Wir haben soweit eine gute Reise gehabt, 25 Tage über See. Zwischen Mannheim sind wir sehr in Gefahr gestanden, und zwischen Köln, da ist unser neues Schiff an ein altes angeschossen, und hat das zusammengescheutert und war so ein großer Sturm gewesen. Sie haben sich alle geflüchtet an die Segelbäume hinauf, alles schwarz voll (Menschen). Auf einmal ist es umgefallen und immer im Ring herum gefahren, und wir haben sie müssen sehen ertrinken. Bloss 7 Personen hat man errettet, davon unser Schiff hat vornen Not gelitten. Wir sind 1 Tag dort stehen geblieben, bis es gemacht gewesen ist, dann hat man den andern Tag die Kisten und die Menschen herausgezogen, ganze Wägen voll Menschen hat man aufgeladen, da ist es jedem gegangen, nach Amerika zu gehen.

In New-York sind wir gut angekommen. Wir sind in ein Wirtshaus gegangen, wo wir da waren, sind 3 hergekommen und haben mich gekannt. Ich habe sie nicht gekannt, das war der Fritz Veihl und der Obmann vom Asperg, namens Hirschmann. Meinen Bruder haben wir nicht angetroffen; der Name ist ihnen noch bekannt gewesen. Ich habe ihn in die Zeitung drucken lassen. Wenn er vielleicht nach Deutschland geschrieben hat, so schreibt so bald als möglich seine Adresse. In Albany sind wir auch gut angekommen. Morgens wir sind ins nächste Wirtshaus, dann habe ich gleich Leopolds aufgesucht und denselben Tag sind wir gleich in Dienst kommen, drei Stunden von Albany. Der Jakob ist aufs Land gekommen, ich habe sie seither nimmer gesehen. Letzten Sommer ist er einigemal bei Leopolds gewesen. Jakob Bürkle und Leopold haben sie einmal besucht, an einem Sonntag. Der Gottlieb Gerhard ist bei ihnen. Vor einigen Tagen sei der Gottlieb in Albany gewesen, er habe mit Leopold gesprochen, er habe gesagt, er komme morgen her, er ist zum David. Er habe gesagt, es ginge ihm gut. Ich habe auch gedient bei Davids Frau Schwester. Der Gottlieb Gerhard ist eine Zeitlang beim David gewesen. Am Sonntag Morgen ist der David mit ihm gekommen. Er hat gesagt, Jakob Bürkle sei auch in Albany. Wir sind nach Albany gefahren. Ich habe geglaubt, die Röse wäre auch da, der Gottlieb Gerhard hat gesagt, sie komme vielleicht vor ihm herein. Im Jakobytag ist Gottlieb Bürkle kommen zum David, ich bin zufällig dort gewesen. Der David hat ihn ausgefragt, wie groß die Kinder seien der Stammlerin? Er hat gesagt, sie seien groß und stark. Da sagte er, das Rিকেle müsse rein und die andern auch später. Den Läfle habe ich auch gesprochen, er ist 14 Tage bei Albany gewesen, eine Stunde davon. Jetzt weiß ich nicht, wo er ist. Er hat in Albany keinen Meister kriegt, er muß vor das Küferhandwerk lernen, ein jeder muß vor lernen. Ein Gesell muß den Tag 4 fünf-imige Fäble machen. Ich bin in einem englischen Platz gewesen. Ich habe 3 Taler bekommen, wo ich habe können mit der Sprache soweit fortkommen: 4 Taler. Der Gottlieb ist zu Deutsch-Amerikanern gekommen: 2 $\frac{1}{2}$ Taler. So lang man nicht bekannt ist, bekommt man in der ersten Zeit nicht so viel. Die Frisch-Ankömmling verderben es. Da sind sie froh und schaffen um Kost, wenn sie nichts hereinbringen, und haben dann immer Zeit, um einen Platz zu suchen, wo sie sammeln könnten auf den Winter.

Im Winter gibt es nicht viel zu schaffen, es wird mit der Maschine meistens geschroschen. Da drischt man in einem halben Tag soviel, als 4 Mann in einer Woche, und mit dem Welschkornbrockeln auch, überhaupt geht alles so fabrikmäßig.

In der Maschinenfabrik, wo Leopold als Dreher schafft, werden alle die Maschinen gemacht. Es werden aufs neue Maschinen gemacht, wo das Pferd mit 11 Pflüg ackern und zugleich säen, und werden gemacht, wo man im Heuet und Ernt mäht und kommt 1 Gärble ums andere raus, daß nur ein Mann wegnehmt und bindts. Da wissen die frische Leut nicht, daß mans im Winter fortschickt, jetzt wohin? dann gehen sie in die Stadt. Bei Schnee und Regen laufen sie auf den Straßen rüber und nüber, bis sie ein Lämple sehen. Da laufen die Männer mit Lederhosen und mit einer schwäbischen Pfeife. Das langt aber nicht, da laufen sie betteln.

Für einen Ledigen, wenn er auch ein Geschäft lernt, der bringt sich gut hinaus, aber mit einer Familie nicht!

Werteste Freunde, Vetter und Base, jetzt will ich Euch noch das Wichtigste schreiben – daß ich seit dem 13. Februar verheiratet bin. Mein Mann ist ein gelernter Kürschner von Deutschland, das Geschäft geht recht gut hier. Wir und Leopolds wohnen in einer Straße. Ich komme alle Tage hin. Es geht mir recht gut. Für Ledige ist es besser als draußen. Etwas bitte ich von Euch, daß ihr in dem Brief nichts von meiner Mutter schreibt, außer ihr leget ein extra Briefchen hinein. Ich habe noch nie gesagt; ich habe eine Mutter. Jetzt will ich meinen Brief schließen. Ich grüße Euch alle herzlich. Karlina und Rösle lebet wohl! Bin ich von Berg und Tal getrennt, so werd ich doch vielleicht für eure Freundin genennt!

Rosine Zimmer!"

Christoph Friedrich B e i h l , geb. 12. Dez. 1820, Sohn des Weingärtners Christoph Friedrich Beihl schrieb aus New-York am 20. Juli 1880 u. a.: „Ich wanderte im Jahre 1850 gesetzlich nach Nordamerika aus. Derzeit bin ich wohnhaft hier und amerikanischer Bürger und als solcher Gott sei Dank gut situiert, deshalb anordne und bestimme ich, daß mein bevollmächtigter Bruder diesen mir angefallenen gesetzlichen Erbteil unwiderruflich für mich und meine Nachkommen meiner alten lieben Mutter . . . übertragen und übermachen soll . . . “ Am 6. Mai 1891 ist Beihl dann in Long Branch New Jersey gestorben. Er hinterließ seine Witwe Margareta und 2 Söhne William und George. Die oben erwähnten L e o p o l d stammen aus Asperg. Ihr Vater war der Bürger und Bäcker Friedrich Leopold, der am 26. August 1852 im 77. Lebensjahr verstorben ist. Von seinen zehn Kindern wanderten nachstehende aus:

Jung Friedrich Leopold, Bauer. Er war 1852 noch in Asperg, später jedoch in Amerika.

Heinrike, Ehefrau des Küfers Christian Knüttel, war später ebenfalls in Amerika.

Der Bauer Jakob Leopold war 1852 bereits in Amerika.

Katharina, Ehefrau des Bauern Jakob Mann war 1852 ebenfalls schon in Amerika.

Karoline, Ehefrau des Jakob Fink war ebenfalls 1852 bereits in Amerika. Letzte drei waren, wie es heißt vor einigen Jahren nach Nordamerika ausgewandert und in Eric im Staate Pennsylvanien wohnhaft.

Der Dreher Eberhard Gottlieb Leopold wohnte in Albany, Schugler Str. 67.

Dorothea, Ehefrau des Papierfabrikanten Johann Dobler, war 1847 ausgewandert und hatte sich in New York seßhaft gemacht. Dann aber seit 17. Dezember 1852 war sie in Naschua, Staat Hillborough, wohnhaft. In

einem Brief, datiert von New York, den 15. Oktober 1850 berichteten die Doblere nach Deutschland u. a.: „Anfangs August haben wir den Gottlieb besucht, Dorle und Friedrich waren 10 Tage bei ihnen, und ich von morgens 5 Uhr bis abends 7 Uhr, wo ich wieder mit dem Dampfschiff retour fuhr, und war morgens $\frac{1}{2}$ 7 Uhr wieder in New York. Gottlieb mit Familie ist wohl, und es geht ihnen gut. Von Heinrich wissen wir nichts, er hat in der Zeit nicht mehr geschrieben. Jakob Beihl und Feil sind gut hier angekommen. Sie haben uns das Präsent von Rickele mitgebracht... Wir danken dafür.“ Christian Gottlob Leopold war zunächst Bedienter bei dem Fürsten Dietrichstein in Wien, erklärte aber am 10. Dezember 1854 vor seiner am nächsten Tag erfolgten Abreise, daß er am 20. dieses Monats mit dem Schiff *City of Mancator* von Liverpool zunächst nach Philadelphia und von da nach Albany und von dort aus aber nach Naschua die Reise vollführen wolle.

Endlich bleibt noch der Bäcker Heinrich Leopold übrig. Auch er wanderte 1848 nach Amerika aus und war 1852 in Madison im Staate Indiana wohnhaft.

Der Seckler Christian Schmautz war im Jahre 1858 in Humboldt Allen County im Territorium Kansas. Er war froh, daß ihm 250 fl Reisegeld aus seinem väterlichen Vermögen übersandt worden war und schrieb deshalb an seinen Bruder am 11. September:

„Lieber Bruder! Deinen Brief, vom 5. Juli geschrieben, habe ich richtig erhalten mit dem Geld. Es hatte mich sehr gefreut, denn ich habe schon 4 Monate keinen Kreuzer gehabt, denn ich konnte auch nicht verdienen, weil ich so viel Arbeit vor mich habe und auch zu weit von der Stadt wohne. Ich hoffe, ich werde das nächste Jahr besser mein Auskommen haben, wie ich es jetzt habe. Ich habe für das Geld sogleich 2 Kühe und 3 Kälber und 4 Hühner und einen Hahn gekauft, daß ich doch wieder etwas ersparen kann an Mehl und Fleisch. Ich habe auch eine kleine Ernte zu erwarten mit Welschkorn und auch etwas Kartoffeln, aber nicht viel. Ich kann von nicht verkaufen, weil ich notwendig selbst brauche. Es ist doch viel besser, als wie gar nichts! Geld habe ich wieder keines, aber doch habe ich etwas zu essen und zu trinken und das Milch und Welschkornmehl.

Meine guten Kleider habe ich alle verkaufen müssen und mein altes Vieh. Einer von meinen Ochsen ist totgegangen und den andern habe ich müssen verkaufen und meine Kuh und Kalb vor wenig Geld...

Neues kann ich nicht viel schreiben, als daß wir einen so trockenen Sommer gehabt haben. Wir haben keinen Regen schon 4 Monate, es ist alles bereits vertrocknet...“

Der Buchbinder Jakob Heinrich Ulrich wanderte 1853 nach Amerika aus. Der Grund der Auswanderung mag in finanziellen Schwierigkeiten seine Ursache gehabt haben. Der Schwiegervater Christian Knecht kaufte zu diesem Zweck bei Schreinermeister Gottlob Gerstle einen beschlagenen Koffer um 4 fl 30 Krz. Auch nahm er zu diesem Zweck beim Boten Traudt auf Hohenasperg ein Darlehen von 40 fl auf. 350 fl hatte er dann noch auf der Oberamtssparkasse in Ludwigsburg für die Überfahrt seiner Tochter Friederike und ihrer 3 Kinder, die im August des Jahres 1855 ihrem Manne und Vater in die Neue Welt nachreisten, aufgenommen. Drüben in Amerika fanden sie in Williamsburg in Long Island eine neue Heimat. Vermutlich hatten sie noch weitere Kinder in der Heimat beim Großvater Knecht zurückgelassen, wie aus einem Brief von 1863/64 hervorgeht. Damals war in

Amerika Bürgerkrieg. Die Nordstaaten kämpften gegen die noch sklavenhaltenden und auf ihre Selbständigkeit bedachten Südstaaten und zahlreiche deutsche Auswanderer waren an diesen Kämpfen beteiligt. Nach dem ersten Sieg der Nordstaaten, den der deutsche General Buck im April 1862 bei Pittsburg Landing erfocht, folgten die großen Schlachten bei Perryville und Murfreesboro im Staate Tennessee im Frühjahr 1863. Trotz mancher Rückschläge drang die Unionsarmee stetig vor und mit der Kapitulation von Vicksburg vom 4. Juli 1863 geriet der Mississippi ganz in ihre Hände. Es ist hier nicht der Ort, die ganzen Kämpfe zu verzeichnen, vielmehr lassen wir nun Heinrich Ulrich erzählen, der damals, wie oben erwähnt, an seine Eltern, eben an seinen Schwiegervater Christian Knecht u. a. geschrieben hat:

„Zum Schlusse grüße ich Euch alle herzlich, besonders aber meine unvergeßlichen Kinder, deren Trennung mir täglichen Schmerz bereitet, besonders da ich nicht sehe, wie lange es noch dauern wird, bis ich sie wieder umarmen kann. Auch grüße ich alle meine Geschwister wie auch die Mutter herzlich und wünsche Ihnen, daß sie alle gesund und munter bleiben mögen. Mit dem Krieg ist es noch beim Alten! Eine tägliche Schlächtereier ohne Zweck und Ende. Der Norden will den Süden nicht verderben, und der Süden den Norden nicht. Es ist ja doch nur wie eine Familie. Nur die elenden Politiker schüren den Krieg fort, so lange noch Geld dabei zu machen ist, was überhaupt dem Amerikaner sein Gott ist. In New-York geht alles seinen gewohnten Gang fort, nur ist alles sehr teuer, doch ist im Verhältnis auch der Verdienst besser als früher, und Arbeit genug vorhanden.“

Der Schwiegervater Christian Knecht ist 1876 gestorben. Der Freund des Heinrich Ulrich, Jakob Kapphan, hat sich um die Vermögensangelegenheit gekümmert und das Geld, das Ulrich und seiner Familie als Erbe zufiel, nach Amerika gesandt.

Am 21. Oktober 1877 schrieb nun Ulrich seinem Freund aus Williamsburg, seinem jetzigen Wohnsitz, nachstehenden Brief:

„Lieber Freund Jakob Kapphan!

Endlich nach so langer Zeit und so vieler Sorgen um unser Vermögen können wir dir berichten, daß wir alles richtig erhalten haben. Es kam am 19. September hier an. Weil aber der Brief unsere vorige Adresse von Borumstreet noch hatte, blieb der Brief auf hiesiger Post so lange liegen, bis wir selbst uns erkundigten, ob nichts angekommen sei, worauf wir es sofort erhielten. Es gingen uns dabei an 4 Wochen verloren.

In diesem Teile der Stadt, wo wir jetzt wohnen, 167 Gwinnettstr., ist ein anderer Briefträger angestellt, der nichts davon wußte, und der andere in Borumstr., dem wir es früher schon sagten, daß wir unsere Wohnung geändert, hat unsere jetzige Adresse verloren und vergessen! Wenn er es uns wenigstens gesagt hätte, daß ein Brief an uns auf der Post liege, so hätten wir schon lange danach gefragt, aber so gleichgültig sind die Leute, wenn sie etwas besorgen sollen, was nicht in ihrem Distrikt liegt, obgleich es nur ein paar Quadrat entfernt ist.

Nun ist es endlich da und wir haben ohne Umstände bei Vorzeigung unseres Wechsels den 16. Oktober erhalten 740 Dollar in Gold. Nun lieber Freund, da du weißt, warum so lange keine Antwort kam, so wollen wir dir jetzt auch unsere Zufriedenheit aussprechen für deine treue und ehrenhafte Weise, mit welcher du uns unter so vielen Schwierigkeiten unsere Sache besorgt hast.

Ach! wie schön ist es doch, wenn Freunde treu und redlich zueinander halten, und die Liebe sich bewahren bis ins Alter und ins Grab! Wie schön wäre es noch in der Welt, wenn die Menschen alle einander liebten und sich Treue halten würden, anstatt durch Habsucht und Geiz sich selbst und andern das Leben sauer machen. Es ist doch alles Irdische nur geliehenes Gut, das jeder zurücklassen muß, wenn er scheidet!

Ich hätte nicht geglaubt, daß wir nach 24jähriger Abwesenheit in Asperg noch so im Andenken geblieben wären, wie wir es jetzt erfahren durften, was uns umso mehr freut, da unsere ganze Familie in Asperg ausgestorben schien. Lebet nun alle recht wohl und gesund, der liebe Gott wolle Eure Treue belohnen, wie Er es den Redlichen verheißen hatt . . .“

Und einem Brief der Frau an ihre Base Friederike Reichert vom 4. 7. 1877 ist zu entnehmen: „ . . . Wir alle sind gottlob gesund. Mein Rickele und Sofie wohnen allhie und haben ihr gutes Auskommen. Pauline wohnt mehrere Meilen von hier, hat schon 4 Kinder, aber auch einen tüchtigen Mann. Julie wohnt in Neuyork, hat einen schönen Knaben von 1½ Jahren, kann aber alle Tage wieder ein Kleines bekommen. Ich habe vergessen zu sagen, die Ricke und die Sofie habe jede nun einen Sohn, beide 8 Jahre alt, sind sehr fleißig in der Schule und spielen beide recht schön Harmonika. Von meinem Sohn Heinrich, der in St. Louis ist, wissen wir längst nichts mehr . . .“

Der ledige David S c h n a u f e r , geb. 15. Juli 1846 und seine Schwester Rosine Schnauer, geb. 27. September 1847 beabsichtigten im Jahre 1866 nach Nordamerika auszuwandern. Ihrem Antrag gemäß wurde ihre Entlassung aus dem württbg. Staatsverband genehmigt und da sie noch nicht volljährig waren, wurde ihnen in der Sitzung des Waisengerichts vom 21. Januar 1866 ihr Pfleger ermächtigt, die zur Überfahrt notwendigen zweimal 125 Gulden auszuhändigen. Nach Regelung der Vermögensverhältnisse mit ihrer Stiefmutter stand der Auswanderung nichts mehr im Wege. Der örtliche Agent Ferdinand Etzel hatte alle Formalitäten erledigt, so daß die Reise nach Bremen unternommen werden konnte.

Lassen wir uns nun von ihnen selbst berichten, was sie in Bremerhaven erlebt haben:

Der erste Brief wurde am 8. Februar 1866 in Bremerhaven geschrieben und lautete also:

„Lieber Vetter und liebe Mutter!

Indem ich Euch vor meiner Abreise versprochen habe, Euch von Bremen aus zu schreiben und aber keine Gelegenheit gehabt habe, so will ich Euch jetzt schreiben. Am Montag kamen wir abends 5 Uhr in Mannheim an, da wurden wir abgeholt vom Hausknecht. Den andern Tag saßen wir morgens 7½ Uhr in Ludwigshafen wieder auf die Eisenbahn und kamen abends 6½ in Köln an. Da wurden wir wieder abgeholt. Da war es aber ganz anders als in Mannheim: Die Kost und Nachtherberg war sehr schlecht. Und das kleine Geld nahmen sie nicht mehr, da wurde alles aus Taler und Groschen ausgerechnet und da mußten wir nach unsrem Geld 1 fl 10 Kr. bezahlen. Den andern Tag saßen wir wieder in Münden ein und machten diesen Tag 10 Stunden bis nach Bremen. Da kamen wir abends 10 Uhr an. Da mußten wir 3 Tage auf unsere Kosten liegen bleiben. Da war es wieder besser als in Köln. Die Kost war sehr gut, da kostete es per Tag 1 fl 10 Kr. Da könnt ihr Euch leicht denken, daß wir keinen Krotten Geld mehr hatten. Ihr werdet nicht aus dem Wort Krotten kommen. Denn da wird alles auf Krotten und Silbergroschen ausgerechnet. Eine

Krotte ist nach unserem Geld $1\frac{3}{4}$ Krz. und ein Groschen $3\frac{1}{2}$ Kr. Da kostet das Glas Bier, das kein Schoppen ist, 5 Krz.

Wir glaubten immer, in Bremen kommen wir aufs Schiff, das ist nichts, denn von da mußten wir nach Gestainde in den Bremer Hafen, das ist von Bremen 12 Stunden, da kamen wir den 24ten 12 Uhr an und wurden sogleich eingeschifft. Aber was war da zum größten Erstaunen ein solcher Sturm, daß das Schiff nicht abfahren kann. Es waren einige abgefahren, das hatte man bald Nachricht erhalten, daß sie zerschmettert und untergegangen seien. Da ist natürlich aller Mut verloren. Die Kost ist ordentlich, aber natürlich nicht wie daheim. Des Morgens bitterer Kaffee und des Abends Tee. Deshalb haben wir müssen Zucker kaufen und Besteck haben wir auch noch nicht gefaßt. Der Kapitän und Steuermann und die Matrosen sind sehr freundlich, aber sonst ist nicht viel, denn sie hatten so Streit gehabt, daß einer 4 Stich in den Kopf bekam und uns Schwaben haben sie immer zum besten haben wollen, weil wir bloß 5 waren. Wir hoffen günstiges Wetter, dann geht es gleich ab. Lieber Vetter, ihr werdet entschuldigen, daß wir den Brief nicht frei gemacht haben, wir hätten es gerne getan, aber weil wir nichts mehr haben. Ich hätte schon längst geschrieben, aber das war ein Fehler, ich bin nicht so recht keck gewesen, aber wir hatten Tag und Nacht keine Ruhe mehr, weil wir so böse Träume gehabt haben ..."

Am 11. November haben die beiden nun an ihren Pfleger Müller einen Brief geschrieben:

„Geehrter Herr Pfleger!

Indem ich genötigt bin, Ihnen zu schreiben, weil das Schiff Atlantik erst am 4. März abgeht, das wir im vorigen Brief nicht gewußt haben. Wie ihr wißt, sind wir schon 3 Wochen von Hause fort und wir schon von Bremen keinen Kreuzer Geld mehr fortgebracht haben, weil wir 5 Tage in Bremen gewesen waren, ohne daß uns 1 Kreuzer vergütet wurde. Sie möchten so gut sein und dem Herrn Schultheiß diesen Brief vorlegen. Sie möchten uns 30 Gulden schicken, daß wir daraufbezahlen und mit dem nächsten Dampfschiff, das in 9 Tagen abgeht. Wenn wir es innerhalb 6 Tagen nicht haben, so kommen wir leider wieder nach Haus, denn der Capitän sagte zu uns, wir bekommen wieder soviel heraus, daß wir wieder nach Hause können. Die Kost, die wir bekommen, wird von Tag zu Tag schlechter, so daß wir es nicht mehr aushalten können. Wenn wir mit diesem Schiff fortgehen, so müssen wir halb verderben, denn wir haben keinen Kreuzer mehr, daß wir nicht einmal, ehe das Schiff abgeht, die schwarze Wäsche waschen lassen können! Es sind schon mehrere von diesem Schiff auf das Dampfschiff gegangen. Wir sind schon bei Capitän des Schiffes Amerika gewesen, da sagte er, wir müssen 30 Gulden darauf bezahlen, denn es kostet 100 Gulden. Bitte also Herr Pfleger und helfet uns aus der Not, denn mit diesem Schiff fahren wir nicht, denn man verfault ganz am Leib bis wir hinüber kommen. Die Koffer sind ganz naß, so daß sogar auch unsere Kleider im Koffer schon ganz vermirbt sind und wir vorerst einmal ganz ohne Kleidung nach Amerika kommen. Also bitten wir Sie, her Pfleger, uns das Geld zu schicken, denn wenn wir lang auf diesem Schiff wären, müßten wir verhungern, denn ich bin schon wirklich krank, weil ich das Essen gar nicht ertragen kann, denn das Brot ist den Sauen zu schlecht. Es grüßt Sie in der Hoffnung uns das Leben zu erretten vorm Hunger, denn auf dem Dampfschiff ist es ganz anders.

Rosine Schnauffer, David Schnauffer."

Und noch ein dritter Hilferuf kam nach Asperg. Leider hatte dieser dritte Brief kein Datum. Er ist an den „verehrten Herrn Vetter“ gerichtet und schildert nochmals die trostlosen Zustände in denen sich die beiden jungen Auswanderer befanden:

„Indem ich Euch schon einmal geschrieben habe und noch keine Antwort gekommen ist, so bin ich genötigt, Euch zu schreiben, indem wir so im Elend sind. Wir haben am vorigen Sonntag einen Brief geschrieben und haben ihn an den Müller adressiert, weil wir ihn nicht frei machen konnten, so nehmt es uns nicht übel, weil wir gedacht haben, Ihr werdet ihn nicht annehmen, so will ich Euch benachrichtigen, daß der Köpf mit dem Dampfschiff abfährt, weil man es nicht aushalten kann, denn wir haben eine so schlechte Kost, daß wir es nicht aushalten können! Da das Schiff fährt erst am 4. März und weil alles auf das Dampfschiff geht und der David dürfe bloß 5 Gulden und ich 15 (bezahlen), so bitte ich Euch, seid doch so gut und schickt es uns, wir wollen es gerne wieder geben, wenn wir es nicht am Samstag bekommen, so kommen wir wieder heim am Mittwoch, denn der Capitän hat gesagt, soviel bekommen wir heraus! Anders ist kein Mittel. Der David ist bei dem Capitän gewesen, dann hat er gesagt, wann er schaffen wolle, so dürfe er bloß 5 Gulden bezahlen . . .“

In der Zwischenzeit hatte sich nun der Pfleger an den Agenten Etzel gewandt, der in dieser Angelegenheit einen Brief an die Reederei des Schiffes Atlantic, Carl Pokrantz und Comp. Bremen, sandte. Schon am 16. Februar wurde das Antwortschreiben aufgesetzt und traf auch bald in Asperg ein. Wie vorauszusehen war, suchte sich der Reeder zu entschuldigen und bedauerte, den ausgesprochenen Wünschen nicht mehr genügen zu können, da das Schiff inzwischen bei erstem günstigem Winde auf Reede gelegt und heute bereits nach See gesegelt war. „Wenn die Passagiere sich bei Ihnen beklagt haben, daß sie so lange im Hafen bleiben mußten, so war die Veranlassung dazu ‚Höhere Gewalt‘ und dürfen sich die Leute glücklich schätzen, daß sie bei den furchtbaren Stürmen der letzten Zeit nicht bereits auf See waren, bei solchem Wetter konnte das Schiff nicht hinausgehen, das wäre nicht zu verantworten.“ Im weiteren Verlauf seines Briefes setzte sich dann der Reeder noch mit den Anschuldigungen wegen der Kost und der Unterbringung auseinander, die nach seiner Überzeugung keinen Grund zur Klage gaben. Nun jedenfalls waren, wie aus dem Brief ersichtlich, die Geschwister Schnauer auf dem Wege nach Amerika, da das Segelschiff nun doch günstigen Wind bekam. Wie es ihnen drüben weiter ergangen, darüber schweigt die Geschichte!

Luise Karoline Metzger, geb. 24. Oktober 1847, 1870 förmlich nach Amerika ausgewandert, wohnhaft in Philadelphia, verheiratet mit Heinrich Läßle, veranlaßte ihre Schwester Pauline Metzger, geb. 23. Juli 1864, in zwei Briefen zu ihr nach Amerika zu kommen. Über ihr Ergehen schrieb sie am 19. Januar 1879 u. a.:

„Ihr werdet denken, es stehe recht schlecht bei uns, weil wir Euch noch nicht große Briefsender gemacht haben. Ich kann nicht schreiben, ich habe so viele Tausend Taler, wenn es nicht wahr ist! Liebe Geschwister! Ich und mein Mann haben schon hart geschafft und gespart, bis wir etwas hatten. Jetzt haben wir einen Laden angefangen vor mich zu versehen und mein Mann geht auf die Arbeit, was wir recht zufrieden sind. Denken nicht, daß wir schlecht stehen. Wir haben immer ein Dienstmädchen wie die Pauline. Ihr schreibt, daß die Pauline gleich zu uns kommen will, was ihr einen guten Gedanken gehabt. L. Geschwister! Wie schön haben wir es beieinander. Die Pauline wird sich recht freuen, wenn sie hier ist. Die Pauline soll kommen, wir schicken ihr den Akkordschein, so bald es uns möglich ist. Wir müssen zuerst zum Agenten gehen und sehen. Wir denken bis Ausgangs März kann

sie hier sein. Gehe du zum Schultheiß und sage es wegen der Pauline und wegen mein paar Taler. Eine Vollmacht kostet 5 Taler, das ist das Geld. Pauline braucht einige in der Hand. Kleider braucht sie keine. Gebe ihr einen kleinen Handkoffer und warme Kleider zum Anziehen auf das Wasser. Gebe ihr kein Weißzeug und Kleider, wir haben alles im Haus. Wir wollen sie schon kleiden. Eins muß ich bemerken: Einen schönen Streich könnte sie machen, wenn sie sagte, sie gehe nicht! Mein ganzes Geld wäre verloren. Wenn sie den Schein bekommt, dann muß alles fertig sein ..."

J a k o b M e t z g e r, geb. 19. April 1840, war 1869 nach Amerika gereist und zunächst wußte niemand, wo er sich aufhielt, denn er war nicht förmlich ausgewandert. Im Jahre 1885 aber befand er sich in Lancaster, Grafschaft Fairefield, Staat Ohio. Auch sein Bruder Ernst, geb. 8. August 1850, war 1873 nach Amerika gegangen und hielt sich später in Mooreston St. New Jersey Bez. Burlington auf. Zwischen dem 7. und 9. Oktober 1886 war dann ein weiterer Bruder Wilhelm in Amerika eingetroffen und traf mit seinem Bruder Ernst zusammen. Jakob schrieb nach Hause: „Ich denke, er wird sich bei Bruder Ernst aufhalten oder er wird für ihn im nahen Philadelphia nach Arbeit umsehen.“ Aber aus einem Brief des Bruders Ernst aus Mooreston vom 31. Oktober 1886 ist die wenig rosige Lage, in der er sich damals befand, deutlich zu spüren, und der Bruder Wilhelm war also zur denkbar ungünstigsten Zeit im Amerika eingetroffen, denn er schrieb nach Hause:

„Bruder Wilhelm ist bei mir glücklich angekommen und ist immer noch bei mir, hat aber noch keine Arbeit und ich weiß auch keine für ihn. Er hat keinen Pfennig Geld, keine Arbeit und ich kann ihn natürlich auch nicht den ganzen Winter verhalten. Er ist gerade in einer schlechten Zeit angekommen, wo niemand einen Mann braucht, überhaupt auf dem Land wo ich bin! ...“

Anders lautet es jedoch in einem Brief, den die Friederike G ü n t h e r geb. Ade am 8. August 1881 aus Maryville schrieb:

„... Ich wohne hier in einem gelobten Land, wenn ich nur mein Fenster aufmache, so kann ich reife Feigen berühren, hier wachsen auch Apfelsinen, es gibt hier Obstbäume, wo zweimal Früchte tragen das Jahr, das findet man gewiß nicht in Deutschland! ...“

Laut Oberamtl. Bescheid wanderte Jakob A d e , Weingärtner, mit seiner Familie am 7. März 1854 nach Amerika aus. Am 23. Oktober 1861 schrieb er an seinen Freund aus Paridäsriche u. a.:

„Wertester Freund! Deinen Brief und das Geld habe ich erhalten. So wie Euer Geld, so Eure Zeiten! Ich habe bald 23 $\frac{1}{2}$ Cent für 1 Mark bekommen. Still, ich bin zufrieden, unzufrieden machte es auch nicht besser. Ich nahm das Geld, 148 Thaler und von meinem 52 Thaler und tat es in die Bank. Da kannst du sehen, daß wir auch ein wenig Geld machen können. Ich habe in 11 Tagen mit 3 Wägen und 3 Mann 230 Bappellongo in die Sägmühle gefahren. Ich habe blos $\frac{1}{4}$ Stunde zu holen. Da gab ich einem Fuhrmann 2 Thaler den Tag, dem Handarbeiter 75 Cent. Das sagt mir aber 30 000 Fuß Bretter. Ich bekomme für trockene Bretter von 14–18 Thaler das Tausendfuß. Ich kann aber 2000 Thaler wert von meinem Platz verkaufen.

Wir hatten ziemlich trockenen Sommer, aber wir haben doch keine Not gehabt. Wir hatten 3–4 sehr guten Regen. Ich habe bald 20 Wägen vollauf Heu. Ich dresche 60 Büschel Weizen, was ich brauche. Ich kann 100 Thaler wert Kartoffeln, die Buschel 1 $\frac{1}{2}$ Thaler. Ich habe guten Haber. Wein habe ich bekommen 125 Gallonen. Ich habe noch nicht viel Weinstöcke draußen. Ich hatte zu viel Eisen im Feuer! Da konnt ich



Besuch aus USA
Ankunft in Echterdingen

nicht alles auf einmal arbeiten. Es geht langsam, wenn man keine Hilfe hat. Ich habe letztes Frühjahr 600 Stöcke hinausgetan, und wenn ich lebte bis diesen Winter, will ich mir noch mehr pflanzen. Das Apfel sind nicht besonders viele geraten, Pflirsche genug. Ich hatte Pflaumen auf dem Markt, das hat ich vor eine $\frac{1}{4}$ Buschel 80 Cent bis 1 Thaler. Ich habe diesen Tag 18 $\frac{1}{2}$ Thaler eingenommen mit einem Pferd... Ich habe gehört, daß Ihr einen guten Wein bekommt, es war einer in Markgröningen, namens Kaphan, der war draußen bevor, ich kenne ihn gut. Wir hatten guten Preis vor unsere Trauben, 4-5 Cent das Pfund. 100 Cent ist ein Thaler. Wenn einer 6-8 Morgen in Wein hätte, könnte einer Geld dabei verdienen. Hier pflanzt man den Weinstock 6 bei 6,8 Fuß quer. Wir pflügen hier den Weinstock. Alles Amerikanisch! Wir sind alle gesund. Ich habe eine andere junge Tochter, bald 2 Monate alt. Wenn ich noch eine bekomme, dann habe ich ein halbes Dutzend! Großes Glück!..."

Und in einem Brief vom 20. April 1885 schreibt der gleiche Jakob Ade an seinen Freund Christoph Glaser in Asperg u. a.:

„Was soll ich schreiben? Die Zeit ist an Hand, wo ich hart arbeiten muß! Den Wein hab ich gebunden, meine 8 Morgen Haber sind auf, habe bald 15-20 Morgen zu pflügen noch..."

Es ist alles in Blumen. Pflirsich, Pflaumen, Erdbeeren, frühe Kartoffeln kommen ob, desgleichen Kleesamen. Du schreibst davon F. Assenheimer und samt andere, die gerne Lust haben, zu kommen. Kommt, wenn ihr Lust habt! Es ist genug Land hier zu haben und zu kaufen. Die Farmen sind wie die Ohrfeigen groß und klein. Ein jeder muß sich danach, nach seiner Decke strecken können... Die Abgaben sind klein, der Mensch ist frei in gewisser Hinsicht. Deinen Wein kannst hier selbst trinken, desgleichen deinen Most. Das Klima ist fast wie draußen, bloß ein wenig wärmer im Sommer. Der Winter ist kurz und nicht so kalt wie draußen!"

Wenn derartige Briefe aus Amerika in die Heimat kamen, darf es nicht wundernehmen, wenn immer wieder Bürger und Bürgersöhne sich gefunden haben und ausgewandert sind. Allein in Amerika finden wir Asperger Namen vertreten, die zum Teil heute noch in Asperg anzutreffen sind.

Folgende Familiennamen konnte ich bis jetzt unter den Amerikaauswanderern im 18. und 19. Jahrhundert feststellen:

Ade, Andrä, Barth, Baumgartner, Beihl, Bregler, Buchhalter, Buck, Burkhardt, Bürkle, Däuble, Deihle, Ditting, Dobler, Duß, Etzel, Feyhl, Fichter, Fink, Gerstle, Gerhardt, Fischle, Glaser, Grupp, Grünwald, Häberle, Hafner, Hahn, Hein, Heniß, Herre, Hertz, Heuß, Kämpf, Knittel, Kauh, Keller, Kranich, Krauß, Kreder, Kreppel, Kuhnle, Kurz, Läßle, Lang, Leibold, Lenz, Leopold, Lutz, Mann, Märklen, Metzger, Mühlig, Müller, Naff, Osterreicher, Raisch, Reichert, Rost, Ruithner, Sandner, Sauer, Schäfer, Schenk, Scherlinzky, Schilling, Schiefer, Schlipp, Schmautz, Schnauffer, Schuster, Seitz, Seybold, Staudt, Staudenmayer, Streicher, Ulrich, Veiel, Volz, Völlm, Weegmann, Wentzler, Weißert, Wiedmann, Wiedmayer, Wohlgemuth, Wörner, Zimmer.

Was waren nun die Gründe für diese Auswanderung? Sicher ist bei vielen der Drang in die Ferne, hinaus aus der Enge des Schwäbischen Raums, die Freude, Neues zu entdecken, ein maßgebender Grund für ihre Auswan-

derung gewesen, besonders bei solchen die zu Hause keinerlei finanzielle Schwierigkeiten hatten, die über einen gewissen Wohlstand verfügten.

Unzufriedenheit mit den damaligen politischen Verhältnissen, denken wir an die Zeit um die Jahre 1848/49 oder an die Zeiten Carl Eugens, dürften manchen entscheidend beeinflußt haben, die Heimat hinter sich zu lassen.

Auch religiöse Gründe dürften besonders bei Südostwanderern ausschlaggebend gewesen sein.

Zahlreiche ledige Burschen entzogen sich durch ihre Auswanderung der allgemeinen Wehrpflicht, machten sich dadurch jedoch strafbar, weshalb bei solchen ein Teil ihres Vermögens zur Bezahlung der angesetzten Strafe vor der Ausfuhr desselben nach Amerika hernach abgezogen wurde.

Minderjährige Waisen und Alleinstehende suchten bei Verwandten und Bekannten im Ausland unterzukommen.

Wieder andere erhofften infolge der Mißjahre und Arbeitslosigkeit in der Neuen Welt Arbeit und Brot zu finden.

Und endlich erhofften sich Kleinbauern an Stelle ihrer schmalen Ackerstreifen auf heimischer Markung drüben ausreichenden Boden und Lebensraum.

Aber im ganzen gesehen haben auch die Asperger Auswanderer die Wahrheit des alten Spruches, der der Auswanderung galt, kennengelernt, der sagt: Dem ersten der Tod, dem zweiten die Not und erst dem dritten, das heißt der dritten Generation: das Brot!

(Bearbeitet auf Grund von Unterlagen im Stadtarchiv Asperg. Dort sind auch alle Asperger Auswanderer in einer Kartotheke erfaßt!)

Justinus Kerner als Ludwigsburger im politischen Geschehen der Jahre 1817 und 1848

Von Walter Hagen

Für Justinus Kerner galt durch sein ganzes Leben hindurch das alte Wort: „Politisch Lied ein garstig Lied.“ Dennoch hat auch er eine Reihe politischer Lieder gedichtet und über einem von diesen wäre seine Freundschaft mit Ludwig Uhland im Jahre 1817 beinahe zerbrochen. Es kann hier nicht auf die ganzen Verfassungskämpfe jener Zeit eingegangen werden. Es genügt, wenn man weiß, daß Kerner den fortschrittlicheren Gedanken seines Bruders Karl nahestand, der damals in den Geheimen Rat berufen wurde und vorübergehend zum Chef des Departements des Inneren bestellt worden war. Auch dem Freiherrn von Wangenheim gehörte seine Sympathie. Um so unbegreiflicher erschien ihm Uhlands starres Festhalten am „alten, guten Recht“, das dieser in seinem bekannten, gleichnamigen Gedicht vom 24. 2. 1816 verherrlicht hatte. Sieht man in Uhlands Tagebuch nach, so gewinnt man den Eindruck, daß die Entfremdung zwischen den Freunden ihren Höhepunkt nach dem 27. September 1817 erreicht haben muß. An diesem Tag bedankte sich Kerner noch bei Uhland mit den Worten: „Den herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief und das Gedicht, das ungemein schön ist. Du reicher Mensch!“ Um welches Gedicht es sich handelt, ist nicht sicher; vielleicht um den „Nachruf“, der mit den Worten beginnt: „Noch ist kein Fürst so hochgefürstet . . .“ und der Kerners Lob vollauf verdiente. Uhlands Tagebuch ist zu entnehmen, daß er am 8. Dezember 1817 seinen „Herzog Ernst“ nach Gaildorf d. h. an Kerner sandte, gemäß dessen Bitte vom 8. September. Ob der Sendung ein Begleitbrief beilag, ist ungewiß. Dann heißt es im Tagebuch am 16. Dezember plötzlich: „Besuch bei Kerners Frau, die mich wegen unserer Verhältnisse zu sprechen wünschte. . . . Brief an Kerner.“ Leider hat sich dieser Brief nicht erhalten; er ist vermutlich vernichtet worden. Am Christtag 1817 bedankt sich Kerner für Uhlands „wenige Zeilen“ und für sein „herrliches Trauerspiel“; zugleich schreibt er ihm: „Ich habe noch keinen Augenblick geglaubt, Dir auch in Hinsicht auf Politik, im Denken ferne zu stehen. . . . O Uhland! Uhland! ein anderes Leben wird uns zeigen, wer recht hat! . . . Warum aber willst Du mir nicht mehr schreiben! . . . Uhland! Uhland! Du handelst zu hart. Sieh! ich bin e w i g n u r i n d i r und kann vom Leben

lassen, aber nicht von Dir.“ Kurz darauf muß Kerners Gedicht „An Ludwig Uhland. Nach Empfang seines Schauspiels Herzog Ernst. 1818“ entstanden sein, das mit den Worten beginnt:

Treibt auch für jetzt der Menschen Treiben
Mich dahin und Dich dort hinaus,
Muß ich doch immer bei Dir bleiben,
Ist ja Dein Herz schon lang mein Haus.

Aber Uhland schwieg beharrlich weiter, nur sein Tagebuch verrät uns, daß er am 14. Januar 1818 wieder einen „Besuch bei Kernerin“ machte, die sich nochmals in Stuttgart eingefunden hatte. Ein Brief Kerners vom 27. Februar findet wieder keine Antwort. Als Kerner ihm zum Geburtstag am 26. April gratuliert hatte, läßt er über einen Monat vergehen, bis er endlich antwortet: „Nach dem, was vorgefallen ist, mußte mir wenigstens zu schweigen gestattet sein. Ich will über diese Gegenstände forthin schweigen und das übrige der Zeit anheimstellen.“ Immerhin, das Eis war gebrochen, und Uhland schließt: „Ich wünschte sehr, daß Du auch wieder eifriger die Poesie pflegtest, sie hat mich schon manchmal über das Widrige weggetragen.“ Damit war die endgültige Versöhnung eingeleitet.

Uhlands erster Biograph, der aus Ludwigsburg gebürtige Friedrich Notter, schreibt wörtlich: „Das gegenseitige freundliche Vernehmen beider Jugendgenossen wurde durch diese politische Dissonanz wenig gestört.“ Diese Feststellung ist insofern verständlich, als Notter keinen stichhaltigen Grund für die Dissonanz anzugeben weiß. Die obigen Ausführungen zeigen deutlich, daß der Zwiespalt zwischen den Freunden eine ernsthafte Ursache gehabt haben muß. Es ist nun interessant, daß Notter in diesem Zusammenhang auch ein politisches Gedicht Kerners erwähnt, an dem Uhland Anstoß genommen haben könnte. Er denkt an die „Fabel“ die mit den Worten beginnt: „Frühling war 's im Land geworden . . .“ Da dieses Gedicht erst im Mai 1818 gedruckt wurde, kann Uhlands Verdruß dadurch nicht hervorgerufen worden sein. Es muß sich also um ein anderes Gedicht handeln.

Justinus Kerner hatte im Februar 1817 eine kleine Flugschrift verfaßt „Über die Besetzung der Physikate durch die Wahlen der Amtsversammlungen“. Mit Ernst und Humor hatte er sich dagegen gewandt, daß die Amtsärzte von Amtsversammlungen gewählt würden; da sie dem Staat gegenüber verantwortlich seien, gebührten ihnen die Rechte von Staatsdienern. Kerner hatte sich wegen dieser Angelegenheit auch an Uhland gewandt, der wohl eben deshalb in einem Brief an Varnhagen u. a. schrieb: „Kerner ist nicht zum Politiker geschaffen; er ereifert sich über eine Einzelheit, die nicht einmal eigentlicher Streitpunkt ist, und sich leicht geben würde.“ Für Kerner war dieser Punkt keine Einzelheit, vielmehr sah er daran besonders deutlich die Macht des württembergischen Schreiberregiments, oder wie er sagt: „der Kastenknechte“ und des „Skrablerheeres“, das sich jeder innenpolitischen Neuordnung beharrlich widersetzte. Dieser Schicht galt Kerners besonderer

Groll, dem er nun in einem Schattenspiel Ausdruck verlieh, das in einem der folgenden Sommermonate entstanden sein wird: „Der rasende Sandler.“ Der Inhalt ist kurz folgender: In einer Amtsversammlung will ein Oberamtmann die Leute zur Annahme des königlichen Verfassungsentwurfs vom 3. März 1817 bringen. Der anwesende Stadtschreiber („der rasende Sandler“) fährt mit einer Streusandbüchse in einem langen Bogen herum, so daß eine Art Sandregen in aller Augen dringt, worauf die Anwesenden eine Erklärung unterschreiben, die jede Neuerung ablehnt.

Ob Kerner an eine Veröffentlichung dieses kleinen Werkchens gedacht hat, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall kam es über seinen Bruder Karl zur Kenntnis des Verlegers Johann Friedrich von Cotta und des Freiherrn von Wangenheim, die schließlich Kerners Zustimmung zur Veröffentlichung erhielten. Wohl Mitte September 1817 erschien dann die Flugschrift „Der rasende Sandler. Ein politisch dramatisches Impromptu, mit Marionetten aufzuführen. 1817“, ohne daß Verfasser, Drucker oder Druckort angegeben waren. Man könnte sich denken, daß dieses „Marionettenstück“ oder „Schattenspiel“ selbst Uhland ein Lächeln hätte entlocken können. Anders steht es mit dem Anhang, der dieser Flugschrift beigegeben war, ein Lied: „Die gute Stadt Ludwigsburg an das alte, gute Recht“, das jedermann als Gegenstück zu Uhlands hochpatriotischem Gedicht „Das alte, gute Recht“ empfinden mußte. Uhlands Gedicht war zwar schon am 24. Februar 1816 entstanden, jedoch im Sommer 1817 zusammen mit anderen unter dem Titel „Vaterländische Gedichte von Ludwig Uhland“ erneut gedruckt worden. Diese kleine Schrift Uhlands war also noch in jedermanns Erinnerung, als „Der rasende Sandler“ mit seiner Beilage herauskam.

Wann Kerners Gedicht entstanden ist, läßt sich nur ganz ungefähr vermuten. In dem Buche „Steiff – Mehring, Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs (Stuttgart 1912)“, das als erstes Kerners anonyme politische Dichtungen bringt und erläutert, wird erwähnt, daß die Stadt Ludwigsburg zwei Petitionen zugunsten des Alten Rechts gegenüber den Städten eingereicht habe, und zwar im März und im November 1815. Darnach muß die Entstehungszeit dieses Gedichts zwischen November 1815 und August 1817 angesetzt werden. Sicherlich handelte Kerner völlig naiv, als er seine Genehmigung zur anonymen Veröffentlichung gab. Aber der Verfasser war leicht zu erraten, und so wird man nicht irregehen, wenn man annimmt, daß es dieses Gedicht war, welches die schwerste Belastungsprobe für die Freundschaft Kerners und Uhlands verursacht hat. Uhlands Humor mußte hier versagen, ja der Stachel mag um so tiefer gesessen haben, je weniger er sich dem Wahrheitsgehalt von Kerners Darstellung entziehen konnte. Umgekehrt konnte sich Kerner fast schuldlos fühlen, wenn sein Gedicht in erster Linie auf das Verhalten seiner Heimatstadt Ludwigsburg abzielte. Sei dem, wie ihm wolle, Kerners Gedicht, das in keiner seiner Gedichtausgaben steht, verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden, weil es uns zeigt, wie sich seine damalige politische Einstellung auf Grund der Geschichte seiner Vaterstadt herausgebildet hat:

Die gute Stadt Ludwigsburg an das alte, gute Recht

Wenn alle untreu werden,
so bleib ich dir doch treu,
daß Dankbarkeit auf Erden
nicht ausgestorben sei.

Zu dir steht ohne Wanken,
o gutes Recht, mein Sinn,
hab' ich ja dir zu danken,
daß ich am Leben bin.

Du gutes Recht, mit Schweigen
sahst du vom Truchensitz
das ganze Land als eigen
der Hure Grävenitz.

Aus andrer Städte Kassen
ward ich von ihr erbaut;
stand Stuttgart zwar verlassen,
so war's in mir doch laut.

Lag zwar dies Land in Trauer,
stumm und zerrüttet ganz,
gab doch in meiner Mauer
die Hure Spiel und Tanz.

Die andern Städte alle
zwar wurden arm und klein –
in meines Schlosses Halle
da flossen Fett und Wein.

Das war zu deinen Tagen,
du altes, gutes Recht!
drum muß ich herzlich klagen,
wenn man dich nennet schlecht.

Du zogst nur deine Mütze
manchmal ins Aug' herein,
du schiefst nur auf dem Sitze
der Truche manchmal ein.

Vom Schloß zur Stadt geworden
durch deine Garantie,
wie könnt ich dein vergessen?
Nein, Recht, dich laß ich nie!

Zum besseren Verständnis sei angemerkt, daß das Prädikat „gute Stadt“ Ludwigsburg durch kgl. Rescript vom 26. Januar 1811 mit sechs anderen Städten verliehen worden war. Nach „Steiff – Mehring“ ist unter der Truche die der Landschaft gehörige Schatztruhe, die sogen. „Geheime Truhe“, zu

verstehen. Sie gab dem Landschaftsausschuß große Macht und ihre geheime Verwaltung war einer der wundesten Punkte im alten Recht.

Eine gewisse Rechtfertigung Kerners für sein Verhalten ist wohl in seinem Brief an Uhland vom 8. September 1817 zu sehen, in dem es sich um Kerners Beteiligung an einer Adresse der Welzheimer an die Regierung wegen der Loslösung vom damaligen Oberamtssitz Lorch handelte. Kerner schreibt: „Wenn mich die Schreiber und Rechtsherrn ruhig gelassen hätten und nicht im „Rheinischen Merkur“ nach mir und meinem Bruder stufen würden, so hätte ich auch nach der ersten Adresse der Welzheimer (die überdies wie die zweite [vom Juni 1817] nur zum Teil durch mich entstand) geruht. So lassen sie es aber nicht bleiben und ich auch nicht, nach allem Recht.“

Es verdient festgehalten zu werden, daß sich Kerner bei seinem Vorgehen auf die Geschichte seiner Heimatstadt Ludwigsburg berufen hat, wenn es auch mit Rücksicht auf seinen Freund Uhland anonym geschah.

II

Seine wahre Meinung über die Vorgänge des Jahres 1848 hat Justinus Kerner im Jahr darauf niedergeschrieben in einer Abhandlung mit dem Titel „Der politische Veitstanz im Jahre 1848“, die im vierten Bande seines „Maggikon“ abgedruckt ist. Darnach war ihm dieses „Märzfiel“ eine Art geistige Krankheit oder Tollheit, die sich von Frankreich her über Deutschland epidemisch verbreitete. Er selbst hatte ja genug zu leiden unter der fanatischen Parteinahme seines Sohnes Theobald, die diesen schließlich zum politischen Flüchtling gemacht hatte. Aber die Wahl der Abgeordneten zur Frankfurter Nationalversammlung war dem Vater doch so wichtig, daß er sich öffentlich für bestimmte Kandidaten einsetzte. Dies geschah zunächst in Weinsberg, wo er am Schluß der großen Wahlversammlung auf dem dortigen Marktplatz aus dem Rathause mit dem Vers hervortrat:

„Nicht Doctors, nicht gelehrte Geister,
Wir wählen einen Schlossermeister;
Der rekt die Hämmer klein und groß,
Schlägt mächtig Deutschlands Fesseln los.“

Tatsächlich wurde dann am 26. April 1848 der Schlossermeister Nägele aus Murrhardt zum Abgeordneten nach Frankfurt gewählt.

Von seiner Heimat Ludwigsburg hatte Kerner jedoch erwartet, daß dort selbstverständlich ein „Doctor und gelehrter Geist“ gewählt würde, nämlich David Friedrich Strauß. Als Strauß dann nicht gewählt wurde, nahm dies Kerner den Ludwigsburgern geradezu übel. Er erließ folgendes „Sendeschreiben“, das am Mittwoch, den 3. Mai 1848, im „Ludwigsburger Tagblatt“ gedruckt wurde und wohl wert ist, daß es wieder in Erinnerung gebracht wird. Kerner war damals mit der Abfassung seines Werkes „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ beschäftigt und spricht ganz aus dieser Sicht heraus zu seinen Landsleuten:

S e n d s c h r e i b e n
an die Bewohner meiner Vaterstadt
L u d w i g s b u r g

Liebe Ludwigsburger! Auch ich bin in Euren Mauern geboren und glaube dadurch ein kleines Recht zu haben, wenn auch nur ein kurzes Wort nachzutragen zu den langen gewichtigen Reden, die zur Zeit Eurer Wahlangelegenheit für den deutschen Reichstag in Frankfurt in Euren Mauern wiederhallten.

Liebe Mitbürger! Ihr habt Euch in dieser Zeit tapfer gehalten und Euch würdig gezeigt, der Männer, die in jüngerer Generation, als ich, in Euren Mauern geboren sind, eines D a v i d S t r a u ß , H a r d e g g s , E d u a r d M ö r i k e s , V i s c h e r s , K a u f m a n n s und anderer. Man kam auf den traurigen, unklugen Einfall, Euch bei Eurer Wahl eines Mitgliedes zu jener konstitutionierenden deutschen Reichsversammlung den religiösen Glauben entgegen zu setzen, und so muß ich, ehe ich noch weiter freundlich von dem Manne Eurer Wahl rede, Euch, so wie Eure Gegner, daran erinnern: daß ich nicht von seiner und jener jüngern Freunde Schule, überhaupt von keiner Schule, aber auch von keiner Secte bin. Ich bin von Ludwigsburgs älterer Generation, von der Zeit, wo der gestrenge Bürgermeister K o m m e r e l l (von der gleichen Rathausstaffel, von der kürzlich zu Euch S c h u b a r t s geistreicher Vertheidiger und Biograph „ S t r a u ß “ Worte des Friedens sprach) an den Geburtstagen Herzog Carls nach gehaltener unterthänigster Rede an die versammelte Bürgerschaft sein dreieckiges Hütlein zur Belustigung unserer Jugend hoch in die Luft warf, es wieder geschickt mit den Händen auffing und dann mit Einstimmung aller Bürger aus voller Kehle rief: „ V i v a t , unser durchlauchtigster, allergnädigster C a r l H e r z o g ' H o c h ! “

Ich bin aus der Zeit, wo von dieser Rathausstaffel nicht Frieden wie kürzlich, sondern Kampf gepredigt wurde und zwar von meinem Vater, als er im Jahr 1794 die hiesigen Bürger bei drohendem Einfall französischer, republikanischer Scharen als Oberbeamter der Stadt zur Bildung eines Frei-Corps, zu dessen Führung er sich anbot, und zu einer muthigen Vertheidigung des Vaterlandes aufforderte. Jetzt hat der Umschwung der Zeit den Zeiger wieder auf die gleichen Zustände Frankreichs und Deutschlands gestellt. Doch nun, jener Sectiker wegen, auch zu meinem Glauben.

Zu dem religiösen Glauben, den ich habe, kam ich durch kein Buch, durch keine Schule, durch keine Secte, durch keine Kirche, sondern nur durch genaue Forschung und Beobachtung der Natur, besonders im Gebiete ihrer Nachtseite; die verschaffte mir den Glauben, die feste Überzeugung, von einem inneren Leben des Menschen von Unsterblichkeit und von persönlicher Fortdauer nach dem Tode, von einer Welt der Geister und einer Sympathie aller Dinge usw., und durch Freunde

der Bibel erst später aufmerksam gemacht, fand ich das, was mir vorher schon durch Naturforschung zur Gewißheit wurde, auch in ihr bestätigt, und so wurde mir dieses Buch heilig, wie das Buch der Natur. Fordern Andere und besonders meine jüngern Freunde, wie z. B. Dr. Strauß, durch ihr Nachdenken Anderes, ich zürne ihnen darob nicht, es haftet mir kein Makel an ihnen, weil sie nicht glauben, was ich glaube, ich will nicht besser seyn und bin nicht besser als sie, am allerwenigsten aber möchte ich Männer andern religiösen Glaubens als untüchtig zu der jetzt zu Frankfurt bevorstehenden wichtigen politischen Arbeit verschwärzen. Das ist Lächerlichkeit! Es wird in Frankfurt keine Synode gehalten und kein Huß gerichtet und verbrannt. Man braucht zu Frankfurt keine in einen beschränkten Glaubenskreis gebannte Geister, man braucht zur Berathung: wie Deutschlands Einheit zu bewerkstelligen, wie ihm eine freie, allen Stämmen genügende Reichsverfassung zu schaffen sey, keine Schriftgelehrten. Von Politik wollte unser Heiland nie etwas wissen, und doch dringen in gegenwärtiger politischer Aufregung Deutschlands so Viele, die sich seine Jünger nennen, aus der für sie geeigneten stillen Klause auf den lauten Markt, legen den frommen Hirtenstab nieder und stempeln sich unter dem Deckmantel der Religion zu politischen Klopffechtern. Möchten sie doch zu Hause bleiben und dann nur aus ihrer Klause treten, wenn Verirrung und Aufruhr in ihren Gemeinden sie als Verkündiger des Friedens und der Versöhnung herausrufen. Man braucht aber in Frankfurt zu jener Berathung (neben einer kleineren Zahl von Männern, die ganz aus dem Volk genommen sind. Es ist in der süddeutschen politischen Zeitung auseinandergesetzt, warum ich für Schlosser Nägeles Wahl in Weinsberg und überhaupt neben den Gelehrten, auch für die Wahl von Männern aus dem Volke war) Denker und Männer von freiem vielseitigem Wissen, und unter solche gehört nicht nur in unserem Vaterlande, sondern in ganz Deutschland, meine Mit-Bürger! unser Strauß in die erste Linie. Auch was er Politisches in neuester Zeit schrieb, ist davon Zeuge. Alle seine politische Erörterungen tragen das Gepräge eines klaren, wahren, tiefen, unbeschränkten Denkers.

Ludwigsburger Mitbürger! ich beklage, ich traure mit Euch, daß eine wahre Lächerlichkeit Euch des Sieges, Euch des Ruhmes beraubte, aus Euren Mauern einen der ersten Denker Deutschlands, zur Berathung, nicht seiner religiösen, sondern seiner politischen Umgestaltung, senden zu können, und das ist es, was ich Euch in meinem Schmerze darüber, und gleichsam mein Vertrauen für Strauß in die Wahlurne meiner Vaterstadt niederlegend, öffentlich mithzuteilen und sagen zu müssen glaubte.

Weinsberg, den 29. April 1848

Dr. Justinus Kerner.

Dieses Sendschreiben macht dem Menschen Justinus Kerner alle Ehre. Im Jahr zuvor hatte Strauß im Zusammenhang mit der Trennung von seiner Frau brüsk mit Kerner gebrochen, da dieser sich geweigert hatte, auf Wunsch von Strauß dessen Frau sein Haus zu verbieten. Ein Echo von Strauß auf das Sendschreiben läßt sich nicht nachweisen. Kerners Schritt wird Strauß wohl peinlich gewesen sein, und so wird er geschwiegen haben.

Den Ludwigsburgern hat Kerner mit seinem Sendschreiben allerdings Unrecht getan. Doch wird er bei der Niederschrift noch nicht gewußt haben, daß Strauß seine Niederlage nicht den Ludwigsburgern, sondern den Stimmen der Landorte zu verdanken hatte. In der Stadt Ludwigsburg war daher die Niedergeschlagenheit über dieses Wahlergebnis groß. Es wurden Trauermusiken veranstaltet, die Brunnen mit Trauerflor umhüllt und vor die Häuser Trauerweiden gestellt. Die Erregung war so groß, daß Strauß selbst herbeieilte, um seine Ludwigsburger zu beruhigen, die ihn dann am 20. Mai 1848 zum Abgeordneten für ihre Stadt in die neue württembergische Kammer wählten.

Das obige Sendschreiben verdient unser Interesse auch darum, weil sich hier Justinus Kerner über das Entstehen und Werden seines religiösen Glaubens ausspricht. Man wird allerdings dieser Selbstschau gegenüber einige Zweifel anmelden müssen; Kerner ist nicht ohne jede Kenntnis der Bibel aufgewachsen, wie es hier erscheint. Was heute noch gehört werden sollte, ist sein Ruf nach Toleranz gegenüber Andersdenkenden, die zu üben er selbst in seinem ganzen Leben nicht müde geworden ist.

Eduard Mörikes Jugendland

von Heinrich G a e s e

(Mit vier Abbildungen)

Von Elternhaus, Familie und Heimat Eduard Mörikes soll im folgenden berichtet werden, von seinem Hineinwachsen in die Welt, frühen Begegnungen und Erlebnissen. Es ist nicht viel, was wir über des Dichters frühe Jugend sagen können. Es ist auch schon öfters darüber berichtet worden, so daß wesentlich Neues nicht mehr zu erwarten ist. Es kann sich bei dem folgenden Versuch also nur darum handeln, vom Ludwigsburger Boden aus das Herkommen und die frühe Jugend des Dichters noch einmal zu beleuchten, Bekanntes zu ergänzen und vielleicht hier und da neu zu deuten.

Der Dichter hat uns oft genug bezeugt, welch prägende Kraft die Eindrücke seiner frühen Jugend für ihn gehabt haben. Ihn an seinem Ursprung aufzusuchen, empfinden wir daher keineswegs als „Einengung“, da wir weit davon entfernt sind, ihn als „Heimatlidher“ mit Beschlag zu belegen. („Niemand wird den Erzschwaben verkennen, aber doch ist die Abstempelung zum Heimatlidher eine der schlimmsten Einengungen, die Mörike erleiden mußte“, bemerkte Benno von Wiese¹.) Wir wollen uns „dem Verwickelten und Verletzbaren seines Wesens“ keineswegs verschließen, sondern hoffen, gerade durch die Vertrautheit mit dem Lebensboden, aus dem der Dichter herausgewachsen ist, einen Zugang zu finden zu dem „Geheimnis seines schichtenreichen Innern“.

Über Mörikes Ahnen wissen wir schon recht gut Bescheid. Auch die Familie Mörike selbst hat sich darum bemüht². Der Bruder des Großvaters unseres Dichters, Magister Christian Ludwig Möricke, Pfarrer zu Burgstall, hat schon die Abstammung nach rückwärts verfolgt, in der Absicht, eine blutsmäßige Verbindung zu Martin Luther nachzuweisen³. Anlaß dazu hatte ihm ein im Besitz der Neuenstadter Linie befindlicher Trinkbecher gegeben, der von Martin Luther her in der Familie vererbt sein soll. Diese Rückführung der Ahnenreihe auf Luther ist inzwischen als Irrtum nachgewiesen worden.

Auch von seiten der engeren Familie unseres Dichters liegt ein interessantes Stück zur Familienkunde vor⁴. Es ist ein „Genealogisches Schema betreffend das Familienrecht der Descendenten des Carl Friedrich Möricke,

Landvogteiarztes zu Ludwigsburg, zum Hillerschen Stipendium zu Stuttgart". Es diente dazu, das Anrecht auf ein Stipendium für Mörikes ältesten Bruder Carl Eberhardt, geb. 1797, zu belegen. Es gibt einen Einblick in die Versipung der Mörikes mit den alten württembergischen Ratsfamilien der Hiller von Gärtringen, der Varnbühler, der Sattler, Wieland und Andler.

Schließlich aber – und das sagt nun etwas aus über die Einstellung unseres Dichters zu der Frage nach den Ahnen! – hat sich Eduard Mörike selbst um die Kenntnis seiner Abstammung bemüht. Es liegt von seiner Hand die Abschrift eines Schreibens vor an die „Kirchliche Stadtbehörde“ in Havelberg, datiert Ochsenwang, den 3. 12. 1832, in dem er um Angaben über seine Havelberger Ahnen bittet. Die Zusammenstellung des Havelberger Pfarrers ist ebenfalls vorhanden, dazu noch ein „Auszug aus den Kirchenbüchern von Neuenstadt, gefertigt von Diaconus Heyd⁵“.

Mörike war sich selbst also durchaus der Bedeutung seiner Herkunft bewußt, und daß er ihr auch schicksalhaften Rang beimißt, ersehen wir aus seinem „Maler Nolten“, wenn er von den „eigensinnigen Kreisen“ spricht. „worin sich gewisse Erscheinungen wiederholen“, von den „auffallenden Ähnlichkeiten, welche sich aus einer genauen Vergleichung zwischen früheren und späteren Familienmitgliedern und ihren Charakteren, Erlebnissen, Physiognomien hier und da ergeben – so wie man zuweilen unvermutet eine und dieselbe Melodie, nur mit veränderter Tonart, in demselben Stücke wiederklingen hört –, sodann das seltsame Verhängnis, daß oft ein Nachkomme die unvollendete Rolle eines längst modernden Vorfahren ausspielen muß . . .“ Diese unentrinnbaren Verflechtungen gehören mit zu „den wunderlichen Bahnen, . . . worin oft eine unbekante Macht den Gang des Menschen planvoll zu leiten scheint.“

Gerd Wunder hat im Kreise des Ludwigsburger Historischen Vereins in einem Vortrag am 15. Oktober 1953 („Mörike als Erbe der alten Bildungsschicht, ein Beitrag zur Soziologie“) über die Ergebnisse seiner längeren Beschäftigung mit der Ahnengeschichte Mörikes bereits einmal berichtet: Er hat 1954 in der Zeitschrift „Württembergisch Franken⁶“ darüber auch geschrieben. In diesem Aufsatz teilt Wunder mit, daß Eduard Mörike, damals in Mergentheim wohnhaft, zu den Begründern des 1847 entstandenen „Historischen Vereins für Württembergisch Franken“ gehört. Das zeigt uns wiederum, wie sehr sich der Dichter der Geschichte, in diesem Falle der Geschichte des Heimatraumes, verbunden fühlte.

Gerd Wunder kommt bei der Untersuchung der Herkunft des Dichters zu folgenden Ergebnissen: Mörike ist nur knapp zur Hälfte Schwabe. In ihm ist auch ein niederdeutscher und ein ostdeutscher (kolonialdeutscher) Einschlag. Weiter: In den ersten 5 Generationen ist keine der Familien seiner Ahnenreihe bodenständig, natürlich auch nicht der Ludwigsburger Zweig. Erst in der 6. Generation stoßen wir auf eine „Urheimat“ der Familien, d. h. Orte, wo die Familien aus einer tieferen Vergangenheit her verwurzelt waren: Havelberg, Neuenstadt am Kocher, Wimpfen, Crailsheim, Wertheim und Schwäbisch Hall. Weiter zurück stoßen wir auf Ahnen aus der Südsteiermark,

aus dem Vogtland, aus dem Lungau, aus Tirol. Der Strang, der nach dem Lungau weist, verbindet Mörike mit Kerner. Der Gondelhof bei Unterberg im Lungau (s. Abb. 1) ist um 1500 Stammsitz der Familie Kerner und mit-

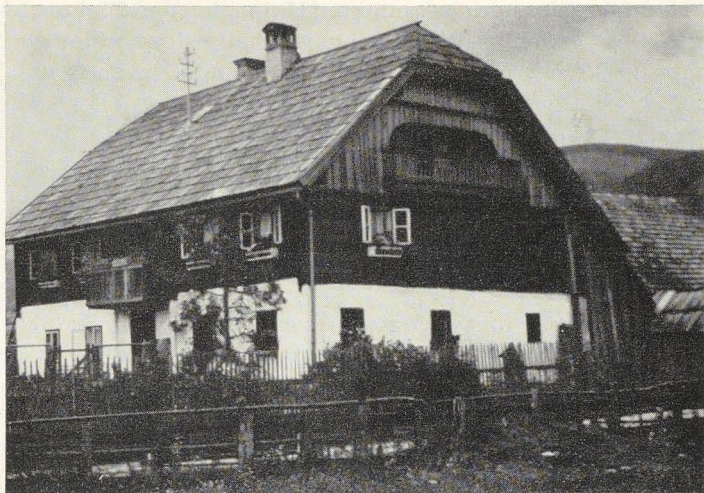


Abb. 1

Der Gondelhof bei Unterberg im Lungau, Stammsitz der Familie Kerner

hin für uns Ludwigsburger in doppelter Beziehung interessant⁷. Die Heimat des Dichters ist also – historisch gesehen – das ganze Land oder, wenn wir noch tiefer in die Vergangenheit zurückgehen: das ganze deutsche Volk.

Die Erklärung für die geringe Seßhaftigkeit der Ahnenfamilien gibt die soziale Struktur: Mörikes Ahnen sind Ärzte, Pfarrer, Vögte, Ratskonsulanten, sie gehören Berufen an, die nicht grundsätzlich ortsverhaftet sind. Die Ahnen zwischen 1500 und 1800 gehören also zur bürgerlichen Führungsschicht, erst weiter zurück werden die Handwerker zahlreicher, erst in der 7. Generation haben wir wenige Ahnen aus dem Dorf. Unter den Ahnen sind kaum Künstler anzutreffen, zu nennen wären allenfalls zwei Goldschmiede und ein Hof- und Feldtrompeter. Dagegen ist Mörike blutsverwandt mit Hegel, Schelling, Kerner, Uhland, Hölderlin, Hauff. Hanns Wolfgang Rath hat Mörike in die große schwäbische Geistesfamilie eingereiht, die auf „Regina, die schwäbische Geistesmutter“, Gattin des Tübinger Professors Georg Burkhart, zurückgeht⁸.

Wenn wir vorhin bemerkten, daß kaum Künstler unter den Vorfahren des Dichters zu finden seien, so müssen wir diese Aussage noch ein wenig einschränken: Es ist immerhin sehr wohl möglich, daß das eine oder das andere kleine Talent unter ihnen im Verborgenen blühte. Spuren von Begabung zeigen sich auch gelegentlich. So sind uns Teile eines Briefwechsels aus dem Hause Beyer erhalten (Großvater und Urgroßvater des Dichters). Diese zei-

gen einen recht anschaulichen, bilderreichen, kraftvollen Briefstil und lesen sich recht amüsan⁹. Von der Beyerschen Seite kommt auch ein anderer Ein-schlag: der Sinn für die Satire! Der Bruder der Grafenberger Pfarrerin, also Mörikes Großonkel, war ein bekannter Publizist: Wilhelm Ludwig Weckherlin, wohl Nachfahre des noch bekannteren Hofpoeten und Diplomaten Rudolf Weckherlin. Der Großonkel Wilhelm Ludwig hatte sich nach einem Studium in Tübingen und einer Hofmeisterzeit in Straßburg in Paris mit Voltaire und Linguet beschäftigt und schrieb nun, gesättigt mit aufklärerischen Ideen und Spitzfindigkeiten, boshafte Bücher und Schmäh-schriften, die ihm zweimal eine längere Haft eintrugen. Die Beyersche Familie lehnte zwar jeden Verkehr, sogar brieflichen, mit ihm ab¹⁰, aber seine bissige Art scheint in dem manchmal recht galligen Humor unseres Dichters (Wispel – Ein vielvermög-ender Beamter u. a.) in gemilderter Form eine Wiederkehr gefunden zu haben.

Auch der Großvater dieser Grafenberger Pfarrerin Augustina Friderika geb. Weckherlin, Mörikes Ludwigsburger Ahn Isaak Friedrich Andler, geb. 1686, wird uns ein wenig greifbar. Er ist Stadtschreiber in Ludwigsburg und Keller von Hoheneck, verheiratet mit Maria Justina Kerner, daher Mörikes Verwandtschaft mit Kerner. Die Handschrift Andlers ist uns aus zahlreichen Schreibe-arbeiten bekannt und zeigt einen auffallend schönen, klaren, beinahe künstlerischen Duktus. Er schreibt auch einen recht gewandten Stil.

Also die Fähigkeit des Schreibenkönnens – und das nicht nur im techni-schen Sinne – liegt in der Familie! Aber nicht nur das! Wir wissen, daß Eduards Mutter ein Erzähl-talent besaß, mit dem sie ihre Kinder in Bann schlug. Darüber hinaus hatte sie auch eine zeichnerische Begabung. Das Schiller-Nationalmuseum besitzt von ihr zwei Zeichnungen, Ruinenland-schaften, mit feinem Pinsel sehr sorgfältig hingelegt. Sie verraten den Sinn fürs Detail¹¹.

Von dem V a t e r unseres Dichters wissen wir, daß er geradezu schreib-besessen gewesen ist. In Marbach liegen viele hundert Blatt ungedruckte Manuskripte, medizinischen und philosophischen Inhalts, alles in einer gut lesbaren und feinen Handschrift niedergeschrieben. „Allein es konnte der Vater bei einem äußerst geschäftvollen Amte, das ihn den Tag über meist außer dem Hause festhielt, bei der rastlosen Tätigkeit, womit er selbst daheim nur seiner Wissenschaft lebte, an unserer Erziehung nur den all-gemeinsten Anteil nehmen.“ Diese Bemerkung stammt aus dem kurzen Lebensbe-richt des Dichters, den er anlässlich seiner Investitur in Cleversulzbach in einer Kanzelrede seiner Gemeinde vortrug. Ein solches medizinisches Ma-nuskript des Vaters trägt den Eintrag von des Dichters Hand: „Bruchstück eines der vielen wissenschaftlichen Manuskripte meines seligen Vaters, D. C. Möricke in Ludwigsburg. Sie wurden nach seinem Tode zu großen Stößen als Packpapier verbraucht, und zwar, weil er selbst sie für unvollendet und unbrauchbar erklärt hatte. Wenige Blätter habe ich zum Andenken seines Fleißes aufbewahrt. Ed. Mörike.“ Ein anderes Heft mit philosophischen Stu-dien trägt den Vermerk von des Dichters Hand: „Dieses Heft, sowie das bei-

liegende lateinische Manuskript (Systema medicinae, Fragment) nebst der Abhandlung über Nervenfieber soll von meinen Kindern als Proben des großväterlichen Fleißes sorgfältig aufbewahrt werden – nachdem die übrige Masse seiner schriftlichen Privatarbeiten, wohl zehnmal so viel als hier erhalten ist, verloren gegangen.“ (Abb. 2.)

Dieses Buch, so wie
die hiesigen lateinische Manuskripte
(Systema Medicinae) enthält die
Abhandlung über Nervenfieber
soll von meinen Kindern als
Proben des großväterlichen
Fleißes sorgfältig aufbewahrt
werden – nachdem die übrige
Masse seiner schriftlichen Privatarbeiten,
wohl zehnmal so viel
als hier erhalten ist, verloren
gegangen.

Stuttgart
d. 18 Nov. 69

J. Mörkes.

Abb. 2

Handschriftliche Erklärung Mörikes in dem 1. Heft der philosophischen Niederschrift seines Vaters

Es fällt uns auf, daß nichts von den Arbeiten des Vaters zum Druck gekommen, ja vieles fragmentarisch geblieben ist. Die philosophischen Schriften verraten jedoch eine gute Schule. Wenn darin auch wohl keine originalen Ideen vorgetragen werden, so zeugen diese Seiten doch von einer guten philosophischen Grundbildung. Es sind zumindest gediegene Lesefrüchte, die von einer besonderen Aufgeschlossenheit für die erkenntnistheoretischen Probleme der Zeit zeugen. Leibniz, Demokrit, Leukipp und Berkeley werden genannt, Kant ist verarbeitet, die Grundgedanken der Ideenlehre Platons finden sich in einer recht klaren Zusammenfassung, die einem philosophischen Kompendium durchaus zur Ehre gereichen würde. In einem anderen Werk beschäftigt sich Vater Mörike insbesondere mit der Naturphilosophie Schellings, dem er weltanschaulich nahezustehen scheint.

Die philosophische Schrift mit dem eben zitierten Eintrag Eduards gibt uns ein kleines Rätsel auf. Sie enthält auf einer der ersten Seiten eine Zusammenfassung des Inhalts, die mit sehr hartem Stift geschrieben und daher schlecht lesbar ist. Die Handschrift des Dichters variiert zwar stark, aber ihm können wir die Seite nicht recht zuweisen. Dagegen ist vielleicht der Vater der Schreiber. Und nun beobachten wir ein echt Mörikesches Phänomen: Der Schreiber (oder Leser?) der Inhaltsangabe hat offensichtlich den Hang zur zeichnerischen Spielerei! Sein Stift hat an den Kopf des Textes ein Haus mit Baum und Strauch gezaubert, eine richtige kleine Vignette, wie wir sie im Mergentheimer Haushaltsbuch oder im Lorcher Hausbuch finden. Wer ist's, der uns dies zeichnete? Der Dichter? Der Vater? Wir müssen es einstweilen noch offenlassen. Das eine auszudenken ist so reizvoll wie das andere (Abb. 3).

Ist des Vaters Schriftstellerei wissenschaftlicher Art, so sind Eduards Geschwister wie er künstlerisch begabt. Karl, der älteste Sohn der Familie, hat bis in seine Mannesjahre hinein komponiert und gedichtet. August, der früh (1824) verstorbene jüngere Bruder, zeigte ebenfalls Neigung zur Musik und Dichtung. Er schrieb Verse und hinterließ ein unvollendetes Drama. Ob seine Begabung hingereicht hätte, Bleibendes zu schaffen, oder ob seine Kunst versickert wäre wie die Karls, sei dahingestellt.

L u i s e , des Dichters früh verstorbene ältere Schwester, die ihm zeitweise sehr nahestand, hatte ebenfalls eine schriftstellerische Ader. Sie schrieb Tagebuchaufzeichnungen nieder für ihre Freundin Lotte Späth, die uns teilweise noch erhalten sind¹². Für den Mörike der Studentenzeit besitzen sie einigen Quellenwert. Eine kleine Probe möge zeigen, wie gewandt Luise zu schreiben und wie gut sie zu charakterisieren versteht. Nach dem Perigrina-Erlebnis des Dichters bemühte sich Luise – wie wir aus ihrem Tagebuch erfahren – zusammen mit dem Onkel Neuffer, Eduard wieder ein bißchen zurechtzurücken. „Durch die Natur von manchen Seiten begabt, wendet er dahin mehr Fleiß und Zeit, wo seine Neigung ihn hinzieht, statt daß er durch jene erstere die mangelhafteren Seiten verbessern und überhaupt für seinen künftigen Wirkungskreis eine ernstlichere Anstrengung zeigen sollte . . . Eduard gibt sich auch zuviel in die Gewalt des Augenblicks

und verläßt sich zuviel auf die Gunst desselben . . . Er glaubt, auch ohne den ermüdenden und beschwerlichen Weg zum Ziele zu gelangen, und bedenkt nicht, daß er ohne diesen nicht auf festem und sicherem Grund stehen kann¹³.“ Sie sieht aber klar die Gefahr, daß Eduard noch tiefer in die innere

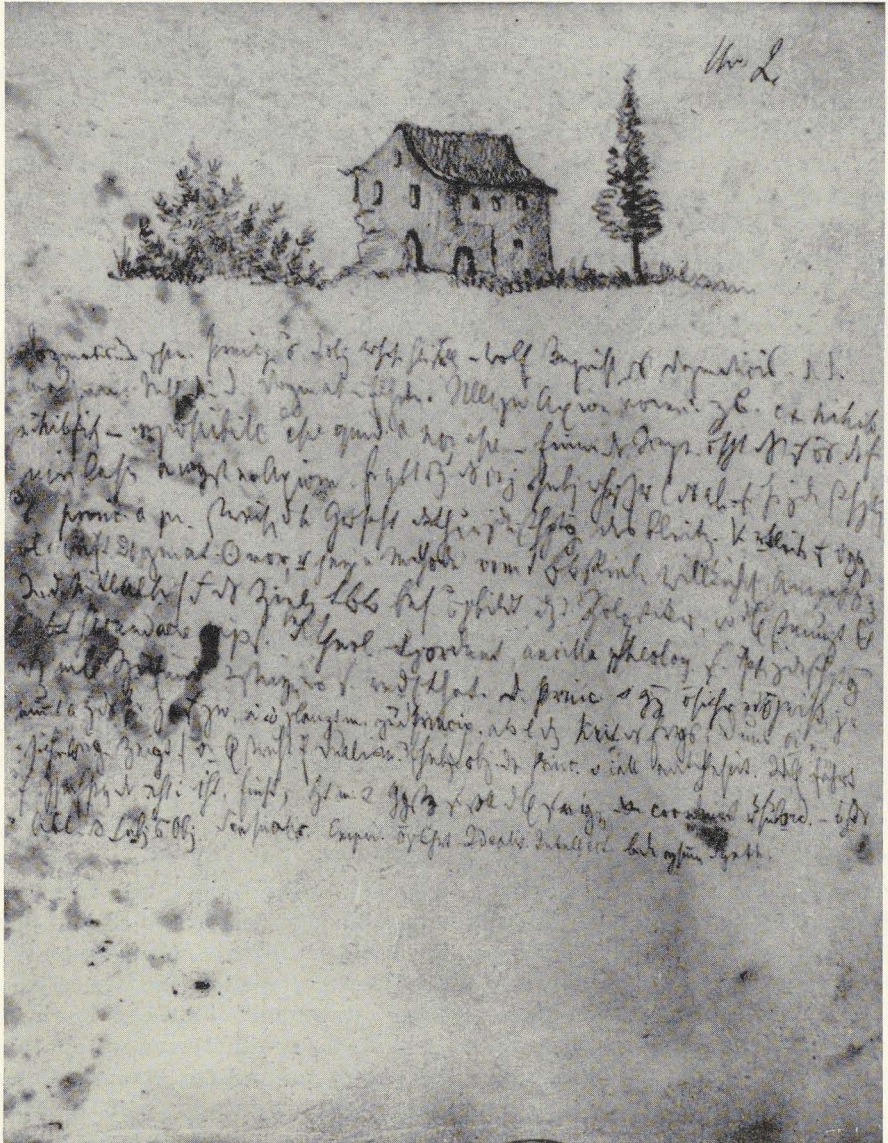


Abb. 3

Dr. Karl Mörike, des Dichters Vater: Philosophische Niederschrift.
Zusammenfassung vorweg

Isolierung getrieben werden könne, und mahnt sich daher zu äußerster Vorsicht. Sie wäre keine echte Mörrike, wenn sie nicht auch mit Stift und Farbe umgehen könnte. Im Mai 1827 schenkt Eduard seinem Freunde Hartlaub von Königen aus ein Blumenstück, „zum Andenken an meine Luise“, schreibt er, „es ist eine Malerei von ihrer lieben und geschickten Hand aus der schönen Ludwigsburger Zeit¹⁴“.

Mit der Frage nach der Herkunft der schriftstellerischen und künstlerischen Begabung Eduard Mörikes sind wir nun schon vorgedrungen in den Kreis der Eltern und Geschwister. Aber bevor wir weiter von der elterlichen Familie sprechen, sollten wir uns ein wenig mit dem elterlichen Wohnhaus beschäftigen. Dabei müssen wir eigentlich von zwei Häusern sprechen. Denn die Eltern Mörikes sind innerhalb Ludwigsburg umgezogen, und zwar vermutlich 1808 oder ein wenig früher, jedenfalls in des Dichters frühester Kindheit. An diesen Umzug scheint sich Eduard nicht mehr erinnert zu haben, jedenfalls haben wir in seinen Äußerungen keine Spur davon entdecken können.

Wir beschäftigen uns zunächst mit dem eigentlichen Geburtshaus. Es ist das Haus Kirchstraße Nr. 2. Im Meßbuch finden wir es unter Nr. 113, in der Einwohnerliste unter Nr. 107¹⁵. Mörikes Vater hat es wohl 1795 erworben. Der Kauf hängt zusammen mit dem Wegzug der Großmutter Mörike nach Stuttgart und dem Verkauf ihres Hauses Obere Marktstraße 3.

Einige Worte zu diesem Haus Obere Marktstraße 3! Es ist das als „Balingen Amtshaus“ gebaute Haus, das zeitweise auch im Besitz der Grävenitz war. 1767 beim Einzug Carl Eugens – er kehrte aus Italien zurück¹⁶ – war es im Besitz des Leibmedicus D. Breyer, dessen Tochter Charlotte Friederike am 2. Mai 1761 den Johann Gottlieb Möricke (damals noch mit ck geschrieben, erst Eduard Mörike entließ das „c“ aus seinem Namen!) geheiratet hatte. Dieser Johann Gottlieb ist des Dichters Großvater, er war 1761 noch Physikus im Oberamt Maulbronn, später als Hofmedikus Nachfolger seines Schwiegervaters Breyer und auch im Breyerschen Hause Obere Marktstraße 3 wohnhaft!

Der Großvater starb 1785, also verhältnismäßig jung. Der Vater Mörike wohnte nach seiner Niederlassung als Arzt in Ludwigsburg zunächst im Hause seiner Mutter, gründete aber 1793 selbst eine Familie. Das elterliche Vermögen scheint nicht groß gewesen zu sein, außerdem waren noch sieben Geschwister da. Es ließ sich daher das große Haus Obere Marktstraße 3 nicht halten, es wurde verkauft, und die Großmutter zog nach Stuttgart. Damit konnte Carl Friedrich, des Dichters Vater, ausbezahlt werden und erwarb das wesentlich kleinere Haus Kirchstraße 2. In diesem Hause wohnte die elterliche Familie des Dichters bis 1808, dann verkaufte es Eduards Vater an Johann Georg Klump¹⁷. In diesem Jahr (vielleicht auch schon 1807) bezog die Familie das 1803 erworbene Haus Obere Marktstraße 2, das lange fälschlich als des Dichters Geburtshaus angesehen wurde.

Damit erhebt sich die Frage: Warum bezog denn die Familie nicht schon 1803 nach Kauf des Hauses dieses bedeutend größere und auch sonst ge-

eignetere Haus (es hatte ein Stallgebäude und eine eigene Einfahrt!)? Die Antwort gibt uns der Kaufvertrag. Die Verkäuferinnen behalten sich nämlich die Nutznießung des Hauses vor, und zwar bis zum Tode der einen vollständiges Wohnrecht. Diese Verkäuferin ist die verwitwete Obristwachtmeisterin von Seyffertiz, geb. Glaser. Die zweite im Vertrag mitgenannte, aber nicht mit unterzeichnende ist ihre Schwester, die Jungfer Augustine Glaserin. Diese Schwester soll, wenn sie die Seyffertiz überlebt, im Hause noch ein heizbares Zimmer behalten, hingegen soll der Käufer beim Ableben der Obristwachtmeisterin bereits das Haus mit allem Drum und Dran, zu seinem vollen Eigentum, „folglich freien Disposition und gänzlicher Nutznießung“ erhalten.

Dieser Fall war aber 1804, als unser Dichter geboren wurde, noch nicht eingetreten. Denn die Einwohnerlisten von 1805/09¹⁵ nennen als Eigentümer des Hauses zwar den Stadt- und Amtsphysikus D. Mörike (mit der Bemerkung „oben in Nr. 107“), als dort wohnhaft aber die beiden Schwestern (75 und 70 Jahre alt!), zwei weitere Standespersonen, vielleicht Verwandte der Seyffertiz, zwei Offiziere, dazu zwei Domestiquen der Seyffertiz. In Nr. 107 wohnt aber um diese Zeit, das heißt 1805, noch der Stadtphysikus Mörike, 42 Jahre alt, mit vier Kindern. Unser Eduard ist das dritte noch lebende Kind; August, das vierte, wird erst 1807 geboren. Das Stichjahr 1805 ergibt sich aus dem Lebensalter des Vaters, vielleicht ist unter den vieren Christian, geb. 7. Juli 1802, mitgezählt, der nach 8 Monaten Lebenszeit verstorben war, während drei weitere Kinder vor Eduard bei der Geburt gestorben waren und daher nicht mitgezählt sind.

Sicher ist: Die Eltern Mörike wohnten 1805 noch Kirchstraße 2! Unter der Rubrik „liegende Güter“ heißt es außerdem: „Zwei Häuser“, das zweite ist das eben erwähnte Obere Marktstraße Nr. 2.

Die Obristwachtmeisterin v. Seyffertiz war eine interessante Frau, von der uns auch Justinus Kerner erzählt („Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“). Ihre Persönlichkeit und ihre Lebensgeschichte ist in mancher Beziehung für das alte Ludwigsburg aufschlußreich. Sie war eine Tochter des Regierungsrats Johann Glaser, der als Stadtvogt 1727 das als „Ludwigsburger Amtshaus“ erbaute Gebäude Obere Marktstraße 2 vom Freiherrn v. Pöllnitz, der es sich hatte schenken lassen, erwarb (consigniert 1732). Ursprünglich recht vermöglich, heiratete die temperamentvolle Frau in vorgerücktem Alter einen um vieles jüngeren Hauptmann, eben jenen v. Seyffertiz, der ihr zwar Rang und Namen brachte, sie aber auch um ihre schönen Gulden erleichterte. Eduard Mörike konnte an sie ebensowenig Erinnerungen haben wie an das Haus Kirchstraße 2.

Hingegen haben wir von dem Hause Obere Marktstraße 2 zwei Zeichnungen von des Dichters Hand. Die eine¹⁸ zeigt uns die zweite Etage sowie einige Ansichten von der Remise, in der des Vaters Wagen standen, die andere (s. Abb. 4) stellt ebenfalls die zweite Etage dar mit ihren fünf Räumen, aber etwas genauer, und verrät sogar etwas über die Einrichtung. Von links nach rechts, vom Flur aus, der hinter den Räumen

herlief zur Straße hin gesehen, war das erste Zimmer eine „Kammer, wo auch gegessen wurde“, mit einem ovalen Tisch und einigen Schränken, es folgt das Wohnzimmer mit Parkettboden, dann das Studierzimmer des Vaters mit Bücherborden entlang den Wänden, weiter das „gelbe Gastzimmer“, ebenfalls mit Parkettboden und schließlich ein Kinder- und Gastschlafzimmer mit zwei größeren Betten und einem Kinderbett. Das ist also die engere Welt, in der sich das Kind Eduard bewegte. Die unteren Zimmer werden ihn weniger interessiert haben, da er sie nicht in der Zeichnung festhielt. Vielleicht waren hier die Behandlungsräume des Vaters, aber wohl auch das elterliche Schlafzimmer.

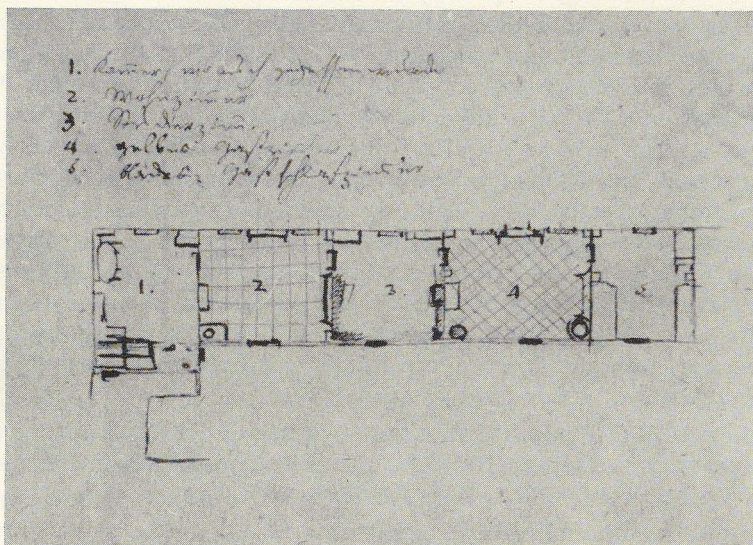


Abb. 4

Die elterliche Wohnung in Ludwigsburg
Zeichnung von Eduard Mörike

Da ist aber noch etwas zu nennen, was zwar nicht spezifisch Ludwigsburgerisch ist, aber in Ludwigsburg schon da war, das ist der Winkel, das Versteck, das *Refugium*! Der Stift des älteren Mörike, der aus der Erinnerung heraus die eben erwähnten Zeichnungen vom Elternhaus hinwirft, kreist immer wieder um eine Dachkammer im Dach der Remise, wohl mehr eine Art Verschlag: Das ist der Zufluchtswinkel seiner Kindheit. „Dort ist nämlich ein Verschlag von Brettern, schmal und niedrig, wo mir die Sonne immer einen besonderen Glanz, überhaupt ein ganz anderes Wesen zu haben schien, auch konnte ich völlig Nacht machen, ... eine Kerze anzünden“, so läßt der Dichter seinen Maler Noltzen von seiner Jugend erzählen. In diesem Winkel wurde der Dichter in dem Kinde geboren. Denn seine Gespielen durften dort gelegentlich abends seine Märchen von den

dienstbaren Geistern hören, die die Phantasie des Kindes sich geschaffen hatte und die ihm „mit Hilfe und Schrecken jederzeit zu Gebote standen. Sie (das heißt die Kinder) durften dabei an einer hölzernen Treppenwand zwei Astlöcher sehen, wo jene zarten Gesellen eingesperrt waren“. Diese Vorliebe des Dichters für das dämmrige Versteck können wir fast sein Leben hindurch verfolgen. In Urach ist es die Hütte am Berg, die in Tübingen ihre Entsprechung hat, in den dämmrigen Pfarrlauben der Vikariatsorte ihre Fortsetzung findet und selbst in Cleversulzbach in der „oberen Stube“ weiterlebt.

Zu den Vertrauten, die mit dem Kind Eduard diese engere Welt teilten, gehören in erster Linie seine älteren Geschwister: Karl, Luise und August. Karl, siebeneinhalb Jahre älter als Eduard, der „große Bruder“ also, war für Eduard zunächst lange Zeit Leitbild und Seelenfreund. In dem Cleversulzbacher Lebensbericht, den wir schon erwähnt haben, gesteht Mörike, daß Karl auf sein Gemüt den größten Einfluß gehabt habe, vor allem auch wohl deshalb, weil er wie Eduard ein starkes künstlerisches Empfinden hatte. „Was nur ein jugendlicher Sinn irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu ahnen vermag, das alles wurde durch die Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt, er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höheren und oft geheimnisvollen Reiz zu geben; er was auch, der meine kindischen Gefühle zuerst mit Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand¹⁹.“ Die Fähigkeit, die Mörike im „Maler Nolten“ dem Freunde Larkens zuweist, nämlich „die Eigentümlichkeiten seines nächsten Umgangs . . . durch Zutat seiner Einbildung mit einem magischen Firnis aufzuhöhen“, scheint genau das zu sein, was er hier dem Bruder zuspricht. Demnach scheint auch ein Stück der frühen Freundschaft mit dem Bruder Karl in das Verhältnis Theobald-Larkens eingeflossen zu sein. Schon beim Kind Eduard steht der Hang zur Vereinzelnung dicht neben dem Hang, sich anzuschmiegen und dadurch belebende Wärme, ja Impulse zu einem reicheren Weltverständnis zu erfahren.

In dieser Funktion der behütenden und tragenden Freundschaft löste später die sechs Jahre ältere Schwester Luise den Bruder Karl ab. Diese, ein schönes, zartes, aber schon früh kränkliches Kind, ist es, die Eduards Idealbild weiblicher Schönheit früh prägen hilft. Wir kennen ihr Bild²⁰. Auch sie inspiriert in ihrer Art seine Einbildungskraft. „An meiner Schwester Seite . . . ist mir doch das Schöne doppelt schön und nimmt eine ruhigere Gestalt an“, schreibt Eduard Mörike 1826 einmal an Hartlaub, den Urfreund²¹. Wenige Tage vor dem Tode des jüngeren Bruders August war Eduard mit einigen Freunden und Luise in einer für ihn sehr bedeutungsvollen Aufführung des Mozartschen „Don Juan“ in Stuttgart. Da trug sie „zu einem weißen Kleid, das ich indessen nie mehr gesehen, einen blendend weißen Hut mit vielen täuschend nachgemachten hochroten Granatblüten. – August stand lange vor sie hin und sagte dann mit Wohlgefallen etwas, als

wenn er heute wieder zum erstenmal nach der Ludwigsburger Zeit mit seiner Schwester Anblick zufrieden sei“, so heißt es in jenem Brief an Hartlaub. Sie war auch seine Vertraute in der Peregrina-Krise und wuchs zu dieser Zeit in eine Position hinein, die in früheren Jahren wohl die Mutter innegehabt hatte, wurde sie doch Hüterin der tiefsten Geheimnisse da, wo die Sprödigkeit des Jünglings den Zugang zur Mutter in der alten Weise nicht mehr fand. Sie stellte sich auch wie eine echte Mutter in der Krise nicht nur schützend und verständnisvoll vor ihren Bruder (z. B. gegenüber dem Onkel Neuffer), sondern sie trat sogar aufrichtend, fordernd und mahnend vor ihn hin, wie wir aus der zitierten Tagebuchstelle sehen können. Ihr früher Tod (1827) hinterließ eine nie ganz vernarbte Wunde in des Dichters Innern. Bei der innigen Verbindung, die Leben und Poesie bei Mörike eingegangen, reizt es uns natürlich, Spuren ihrer Gestalt im Werk zu finden. Das dichterische Zeichen „Granatblüte“ weist auf die Konstanze im Maler Nolten.

Schon 1824 hatte Eduard seinen jüngeren Bruder August verloren. Anders als Luises Hinscheiden hatte den jungen Eduard dieser Tod getroffen, weil er jäh und völlig unvermutet an ihn herantrat. Für August, geboren 1807, war Eduard etwa das, was für diesen der ältere Bruder Karl bedeutet hatte, nämlich Vorbild und seelischer Halt. Ein noch ganz kindlicher Brief Eduards an Karl aus dem Jahre 1812 gibt uns über dieses Verhältnis der drei Brüder in rührender Weise Aufschluß²². „Es freut mich recht, daß Du mir wieder einen Brief schreibst und fleißig an mich denkst“, schreibt Eduard. „Ich will Dir auf Deine Fragen recht gerne antworten. Im Lateinischen bin ich jetzt soweit gekommen, daß ich tueor konjugieren kann. Wir rechnen nicht viel in der Klasse. Es geht mir recht gut in der Schule. Der August fängt an zu buchstabieren. Ich und der August denken oft an Dich. Wir sind beide beim Junifest in Harteneck gewesen und waren recht vernügt dabei. Wir werden bald Erntevakanz haben und da gehe ich zu meiner Tante nach Benigheim. Ich grüße Dich herzlich.“ August wollte gern Medizin studieren, aber der Onkel Neuffer und Eduard mußten ihm diesen Plan ausreden, da nach dem Tode des Vaters einfach keine Mittel mehr dafür da waren. So wurde er denn Apothekergehilfe in der Brand'schen Hofapotheke, die damals dem Apotheker Hausmann gehörte. Im Keller der Apotheke ist August an einem schönen Augustmorgen 1824 einem „Nervenschlag“ erlegen.

Die Nachricht von seinem jähen Tode traf unseren Dichter mitten in seiner schwersten Lebenskrise, die eine bitter-süße, aber hoffnungslose Liebe zu einer rätselhaften Fremden („Peregrina“) ausgelöst hatte. Wie Luise so hatte auch August um diese Dinge gewußt, das möge die tiefe Verbundenheit der beiden Brüder andeuten. Das unerbittliche Hinsiechen des Vaters und Luises sowie der plötzliche Tod des Bruders August waren Ereignisse, die einen tiefen Schatten über die Jugend des Dichters warfen und ihn früh vor einen „Abgrund der Gedanken“ stellten. Da auch seine Jugendliebe zu Clärchen Neuffer durch ihr schmerzliches Ende und die hoffnungslose Liebe zu Maria Meyer (Peregrina), die Mörike im Hause seines Ludwigsburger Freundes Lohbauer kennenlernte, ihm frühes Leid brachten, so

sind fast alle seine Ludwigsburger Erinnerungen von einer tiefen Wehmut durchtränkt.

Durch den Verlust geliebter Menschen ist ihm auch die s c h i c k s a l h a f t e V e r s t r i c k u n g der Lebensfäden zu einem frühen Problem geworden, das ihn sein Leben lang nicht mehr losgelassen hat. Zum erstenmal ist es ihm wohl in vollem Umfang beim Tode Augusts ins Bewußtsein getreten. „Ich selbst hab es sonst nicht so gewußt, wie unaussprechlich schön der Zusammenhang seines Lebens mit dem meinen war . . . So natürlich, so ursprünglich teilhaft meines Wesens war er“, schreibt er in einem Briefe an den Freund Hartlaub²³. An allen entscheidenden Punkten scheint ihn die Einsicht über den Zufall hinauszudeuten und uns einen „unheimlichen Spieler des Spieles des Daseins erahnen zu lassen²⁴“. Dieser Verknüpfung der Lebensfäden ist er auch immer wieder in seiner Dichtung nachgegangen, so in der noch zu erwähnenden Novelle Lucie Gelmeroth“ und dann vor allem im „Maler Nolten“, von dem er sagt: „Mein Roman ist das Gemälde eines eigensinnigen Schicksals, das sich auch sonst wohl darin zu gefallen scheint, seine Lieblinge . . ., noch ehe es dieselben ganz zur Reife hatte kommen lassen, wiederum preiszugeben, ihren Lebenszweck, wenigstens für die Station dieser irdischen Existenz, rein zu vernichten und andere in den Abgrund mitzuziehen²⁵.“

Wie sich die Granatblüte als zeichenhaftes Symbol mit der Gestalt Luises verbindet, so lebt dieser frühe Schauer, den der Tod des Bruders August auslöste, immer wieder auf in dem geheimnisvollen Klang der Ä o l s h a r f e. Im Turm der Emichsburg, die er sicher auch mit August oft besuchte, war eine solche Äolsharfe eingebaut, unfern des frühen Grabes seines Lieblingsbruders August. Bei späteren Besuchen versäumte der Dichter nie, diesen für ihn so erinnerungsreichen Platz zu besuchen und den geheimnisvollen Tönen dieser Windharfe zu lauschen. In den Versen des 1837 entstandenen Gedichts „An eine Äolsharfe“ klingt dieser Erinnerungsschmerz wieder auf, jetzt aber lautere Poesie:

Angelehnt an die Efeuwand
Dieser alten Terrasse,
Du, einer luftgeborenen Muse
Geheimnisvolles Saitenspiel . . .

Die beiden jüngeren Brüder Louis und Adolph scheinen erst später in Eduards inneren Kreis getreten zu sein. Sie haben auch nie seinem Herzen so nahegestanden wie die drei älteren. Hingegen gehört unzweifelhaft in diesen Kreis seine Kinderliebe, seine Base Kl ä r c h e n aus Benningen, wo der Onkel Neuffer als Pfarrer amtierte. Eine dichterische Rückerinnerung ist das Gedicht:

Jenes war zum letzten Male,
Daß ich mit dir ging, o Klärchen!

Liegt auch schon über diesem Gedicht ein flüchtiges Dunkel frühen Schmerzes, so zeigt dieses Mal eine Briefstelle die schönste Einschmelzung

dieses Schmerzes in Poesie²⁶. Im Traume kehrt Klärchen da zu ihm zurück: „Jammervoll und zugleich beneidenswert war unser Zustand . . . Und siehe, am dunklen Horizont stunden drei Regenbogen; erstaunt zeigten wir beide hin. Ein zweiter! ein dritter! ein vierter! Bis zu acht vermehrten sie sich immer blässer.“

Friedrich Theodor Vischer, geb. 1807, und David Friedrich Strauß, geb. 1808, waren gewiß Jugendgefährten, deren damalige Wege die Eduards oft kreuzten, zumal die Elternhäuser dicht beieinander lagen. Innerlich traten sie ihm jedoch erst später näher. Dagegen haben Hermann Hardegg, geb. 1806, und Rudolf Lohbauer, geb. 1802, in den frühen Ludwigsburger Jahren enge Beziehungen zu Eduard wie auch zu seinen Geschwistern. Vielleicht wäre als dritter noch Friedrich Kauffmann, geb. 1803, zu nennen. Zwischen Lohbauer und Luise Mörike bestand ein frühes Liebesverhältnis²⁷.

Hermann Hardegg, Burschschafter, geriet früh in politisch-revolutionäre Fahrwasser. Noch 1828, als Mörike einmal den alten Freunden nachsann, war die Erinnerung an Hardegg „besonders lebhaft“ und „zugleich am wehesten“. Hardegg hatte auch August Mörike besonders nahegestanden. Er entfernte sich aber aus dem Bannkreis Eduard Mörikes am weitesten, auch Lohbauer entglitt dem Freund Mörike eine Weile, aber alle diese frühen Freundschaftsbeziehungen wurden später wieder dichter, nicht einer ging dem Dichter ganz verloren.

Als Mörike einmal später (1831) als Fremder das Elternhaus betrat, tat er es mit „wunderlichem Schauer“. „Als ich einen Stumpf der herrlichen Maulbeerbäume, die mit den Zweigen sonst das Dach erreichten, so kläglich aus der Erde blicken sah, brannte mein Inneres vor Schmerz“, so schreibt er über dieses Erlebnis an Luise Rau²⁸. Für den späteren Mörike liegt ein paradiesischer Glanz über dieser Stätte seiner Kindheit wie über der ganzen Stadt Ludwigsburg. Wie eine Wallfahrt vollzieht sich solch ein Besuch. In den wenigen Stunden seiner Wiederkehr pflegt er dann „rein nur den heiligsten Erinnerungen zu leben“²⁸.

Diese Jahre der frühen Kindheit waren behütet von zwei Elternpersönlichkeiten, die in ihrer Art beide profiliert waren und sich auch wohl beide gut ergänzten. Vom Vater und seiner schriftstellerischen Besessenheit war schon die Rede. In jenem eben kurz besprochenen Studierzimmer wird oft bis tief in die Nacht hinein noch die Lampe gebrannt haben, wenn der Vater über seinen philosophischen oder medizinischen Entwürfen saß. In seinen Arztberuf war er nicht ohne Schwierigkeiten hineingewachsen. Sein Vater Johann Gottlieb, sicher ein begabter Arzt, sonst wäre er nicht Hofmedikus geworden, selbst Schwiegersohn eines begabten Arztes, des Leibmedikus D. Breyer, drängte seinen Sohn Carl Friedrich zunächst vom Arztberuf ab und ließ ihn Theologie studieren. Wahrscheinlich ist er selbst mit seinem Beruf innerlich nicht ganz fertig geworden und hat unter Skrupeln gelitten. Sein Bild – wir haben eine Elfenbeinminiatur²⁹ – zeigt einen vielleicht schon etwas leidend aussehenden Mann mit leicht melan-

cholischem Ausdruck. Er starb 53jährig. Carl Friedrich, schon zwei Jahre Vikar, begann erst jetzt sein medizinisches Studium. Stuttgart, Wien, Berlin, Göttingen, Halle, Leipzig, Kassel, Prag waren die Stationen seiner medizinischen Ausbildung. Verrät sich darin vielleicht eine innere Unruhe, die er später durch ein Übermaß von Arbeit zu dämpfen sucht? Er verfügt nicht über eine feste Gesundheit. In einem Buche über den Typhus kann er von sich selbst als „Fall“ berichten. Hat ihn doch schon als Studenten eine schwere Erkrankung an den Rand des Todes geführt. Das Mißbehagen, das seine Schriften unvollendet bleiben läßt, die Skepsis dem eigenen wissenschaftlichen Tun gegenüber könnten wohl aus früher körperlicher Müdigkeit herühren. Vermutlich war er wie Eduard Brillenträger.

Aus seiner Bräutigamszeit ist uns ein Bild erhalten³⁰. Es ist eine feine Elfenbeinminiatur, die einst sicher als Medaillon von der Braut, Mörikes Mutter, getragen worden ist. Sie zeigt einen etwas eckigen Kopf mit stark betonten Augenwülsten. Dieser später etwas verschlossene und wohl auch überarbeitete Mann war als Bräutigam sicher eine sehr liebenswürdige und auch humorvolle Persönlichkeit. Das beweist zum Beispiel ein Stammbuchblatt, das „der Weltweisheit Magister und der Arzneykunde Beflissene“ 1788 seiner heimlich auserlesenen Charlotte Dorothea Beyer widmete. Es ist in Versen geschrieben und lautet:

Heiter, wie der May,	Mit jedem Tag: die Liebe,
Froh und sorgenfrei	der edelste, der göttlichste der Triebe
Sey'n deine Lebens-Tage,	beseelige Deine Jugend!
Freundin, keine Klage	Es kröne Deine Tugend
Trübe sie: nur Wonne	Ein Jüngling deutsch und gut –
Bringe Dir die Sonne	Und dann in diesem Blick
Denk' auch an einen Freund zurück.	

Ein Gelegenheitsgedicht, wie sie Eduard später viele und weit besser gemacht hat, aber immerhin in Reimen³⁰!

Wenn Eduard in dem schon erwähnten Cleversulzbacher Bericht davon spricht, daß der Vater an der Erziehung nur „den allgemeinen Anteil“ genommen habe, so scheint das vornehmlich für die jüngeren Kinder zuzutreffen. Mit dem Ältesten, Karl, exerzierte er noch Latein. Auf einem Blatt mit philosophischem Text³¹ findet sich unten in einer freien Ecke eine Sammlung lateinischer Sprüche. Es sind Weisheiten stoischen oder aufklärenden Charakters, wie etwa: Rebus incognitis non temere adsentitur prudens (Ein Kluger gibt unbekanntem Sachen nicht blindlings Beifall) oder: Deus omnia sapienter ad utilitatem hominum dispensavit (Gott hat alles weislich zum Vorteile der Menschen eingerichtet).

Eduard spricht von seinem Vater mit großer Achtung, besondere Wärme aber scheint sich im Verhältnis des Vaters zu den Kindern nicht entwickelt zu haben. 1815 erkrankte der Vater, 1817 starb er, 54 Jahre alt, und ließ seine Familie nur mangelhaft versorgt zurück. Das Haus wurde verkauft, die Mutter verließ Ludwigsburg, Eduard kam zunächst zu seinem Onkel

Georgii nach Stuttgart. Die Krankheit des Vaters bedeutete für die Familie eine ungeheure Drohung, der Tod eine schwere Erschütterung.

Die Mutter, die ihrem Manne dreizehn Kinder geboren hat, wovon allerdings nur sechs am Leben blieben, war sicher von zarter Konstitution, wenn auch wohl ein wenig zäher als ihr Mann. Sie wurde fast 70 Jahre alt und liegt in Cleversulzbach neben Schillers Mutter begraben. Sie muß eine feinsinnige und liebenswürdige Frau gewesen sein, an der alle Kinder mit Ehrfurcht und großer Liebe hingen. Trotzdem erfahren wir nicht viel über sie, wenn wir den Dichter selbst befragen.

„Ein noch ungesungenes Lied, ruhst du mir im Busen,
keinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt . . .“

Diese Verse³² gelten der Mutter, aber in seinen Werken hat sie sonst nie Gestalt gewonnen. Einmal rückt sie uns menschlich nahe in einem entzückenden Liebesbrief, den sie 1793 ihrem Mörike schreibt. Dieser Brief ist so völlig ungekünstelt und so frisch vom Herzen weg geschrieben, daß wir einige Proben daraus im genauen Wortlaut und in der originalen Orthographie bringen möchten³⁰.

... An der Standhaftigkeit und Beharrlichkeit meiner Seite dürfen Sie nie zweifeln, u. nicht war ich eben sowenig an der Ihrigen? . . . daß Ihr mit mir glücklich zu sein in Ihrem Herzen lebt, glaub ich gewiß, und dieser glaube macht, daß ich keinen Plan für zu gewagt u. keinen Gedanken der mich näher zu meinem Zweck führen kan für zu kühn hielte. –

Das glaubt aber mein Lieber, welcher mich immer einer unbegreiflichen schichternheit beschuldigt nicht? – ach! daß ich aber doch bald so glücklich sein möchte meinen einzigen Wunsch von welchem das gantze Glük meines Lebens abhängt, erfüllt zu sehen – meinen Doctor zu besitzen. Guter, lieber Mo': wie wohl war mir öfters als ich manigmal mit der F. T. (Frau Tante) von unseren Angelegenheiten sprechen konte: Ihre Veränderung gegen uns Bede macht mich oft traurig, womit haben wirs verdient? Ihre sonst so gütige Gesinnungen versprochen mir eine längere Dauer Ihre Liebe.

Leben Sie wohl – Bester! u. empfangen Sie Millionen Küsse, von der,
die bis ins Grab unveränderlich sein wird

Ganz die Ihrige
Lotte B.

Von der künstlerischen Ader der Mutter haben wir schon gesprochen. Allerdings dürfen wir diese Fertigkeiten auch nicht überschätzen. Ein bißchen malen und ein bißchen Verse machen gehörte damals gleichsam zur guten Erziehung und tritt deshalb bei vielen Mörikes in Erscheinung. Bis sich diese künstlerischen Anlagen zu einer richtigen Begabung summieren, war noch ein weiter Schritt, und das war im Grunde nur bei Eduard der Fall. Wenn wir immer wieder auf das Vorhandensein dieser Fertigkeiten hinweisen, so um zu zeigen, daß eine gewisse Tradition da war, die das künstlerische Temperament Eduards dann provozierte. So besaß des Dichters Mutter auch ein gutes Erzähl talent. Ihrer Fabulierkunst wegen wird sie

öfters mit Goethes Mutter verglichen. Was wird sie ihren Kindern erzählt haben?

Die tiefe Vertrautheit mit der Welt der Märchen und der heimatlichen Sagen dankt Eduard sicher vorwiegend der Mutter. Sie war ja aufgewachsen in einem ländlichen Pfarrhause (Grafenberg, später Beuren). Sicher erhielt durch sie das Stadtkind Eduard einen frühen Kontakt mit ländlichem Milieu. Auffallend ist z. B. Mörikes starke und durchgehende Verbundenheit mit der Welt der Mühle (Feuerreiter – Hutzelmännchen – Maler Nolten). Diese Vorstellung ist so sicher gegründet in ihm, daß sie eigentlich in der frühen Kindheit entstanden sein muß. Daher fällt ihm das Hineinwachsen in das ländliche Milieu in seiner Vikariatszeit auch so leicht, er fühlt sich gleich auf dem hintersten Dorf zu Hause. Er erlebt jetzt gleichsam die Landschaft (Alb und Voralb) ein zweites Mal. Manches kommt ihm sicher vor wie Wiedererinnerung und Bestätigung. Daher bewegt er sich in dieser ländlichen Bilderwelt mit einer selbstverständlichen Sicherheit. Das Bild eines ländlichen Pfarrhauses, eines Kirchhofes, einer Ruine, eines ländlichen Schlosses, eines Bildstocks, eines Wegweisers zeichnet er mit derselben Treffsicherheit wie das der Mühle. Ich wüßte nicht, daß er, das Stadtkind, sich auch nur einmal in die städtischen Lebensgewohnheiten zurückgesehnt hätte!

Auch eine zweite Bilderwelt dürfte im Umgang mit der Mutter ihre Grundlegung erfahren haben, und das ist die der Residenz (Schloß – fürstlicher Hof – Offiziere – Park – Alleen – Feste – Feuerwerk). Gewiß lebte das Kind in dieser Welt der Residenz und machte täglich darin seine eigenen Erfahrungen. Aber manchmal will es scheinen (wie in der „Lucie Gelmeroth“), daß diese Dinge eine Leuchtkraft besitzen, die sie schier in der Zeit der Napoleonischen Kriege und der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht besitzen haben können. Woher mag dieser Glanz kommen, den Mörike über die Welt der Residenz ausbreitet?

Gewiß wird auch die weiträumige Anlage der Stadt mit ihren lichten Straßen, ihren geradlinigen Fassaden, ihren hellen weiten Plätzen und ihren langgestreckten Alleen den Schönheitssinn des Knaben berührt und geweckt haben. Vielleicht ist sein Sinn für Proportionen, für Gliederung und Zucht der Prägekraft dieser großen Formen zu verdanken.

Der besondere Glanz aber, der darüber gebreitet ist, kommt aus anderer Quelle. Er sieht das alles ja mit den Augen der Mutter, die ihrerseits diese Welt wieder aus Erzählungen ihrer Mutter, Eduards Großmutter, erfuhr. Diese nämlich, Augustine Friederike geb. Weckherlin, die Grafenberger Pfarrerin, war in Ludwigsburg aufgewachsen, weil sich ihre Mutter in zweiter Ehe dahin verheiratet hatte. Ihr Stiefvater war der Amtschreiber Heuglin. Dieser meint zwar, als er sie 1762 nach Grafenberg weggibt: „Die Friederica waer des Vergnügens voll und sie wird das je zuweilen glänzende – in der Tat aber und im ganzen betrachtet dürftige Ludwigsburg um so leichter kurzhin in Grafenberg vergessen⁹ . . .“ Aber sie hat es nicht vergessen und hat die Bilder ihrer Jugend der Tochter übermittelt. Die Beziehungen der Grafenberger bzw. Beurener Beyer nach Ludwigsburg

sind offensichtlich sehr gepflegt worden. Denn wie sollte sonst ein Ludwigsburger Mörike an das Beurener Pfarrererstöchterchen kommen? Doch nur, weil diese lange Zeit im Hause der Ludwigsburger Tante Heuglin lebte. Diese ist als „Großtante Heuglin“ auch in Eduards Taufregister genannt.

Also schon Mörikes Großmutter Beyer dürfte dieses Ludwigsburg in Verklärung und mit dem Glanz eines Kindheitsparadieses gesehen haben. Die Bilderschicht „Residenz“ hat also für Eduard schon Tradition! Die räumliche und auch gesellschaftliche Nähe des Hofes – Eduards Vater war Hofmedikus und Eduard wurde als Prinzenespiele gelegentlich ins Schloß geholt – taten ebenfalls ihre Wirkung. Der Hof, die Vorgänge am Hofe, die Personen des Hofes gaben für die Mörikes, die Heuglins, die Kommerells, aber auch die Neuffers und die Zillings, mit denen allen Eduard verwandt war, den Gesprächsstoff ab.

So gehen in Mörikes Innerem das Ludwigsburg der Barock- und Rokokozeit und das des Empirestiles, das Carl Eugens und das des Königs Friedrich, das überlieferte und das erlebte, gleichsam eine Synthese ein, oder – genauer gesagt – sie verschmelzen auf einer höheren dichterischen Ebene in eines. Dieser Aufschmelzungsprozeß der realen Welt geht aber noch weiter. „Unmerklich gehen das Land der Dichtung und des ‚Dichters Lande‘ ineinander über³³“.

Man hat wohl von Eduard Mörike gesagt, daß in seinen Dichtungen nichts zu finden sei, was nicht erlebt sei, aber auch nichts so, wie es erlebt sei. Für ihn selbst gilt, was er Larkens in seinem Roman „Maler Nolten“ zuschreibt, es sei ihm „gewohntes Bedürfnis gewesen, alles, was ihn auf längere oder kürzere Zeit interessierte, die Eigentümlichkeiten seines nächsten Umgangs, das ganze Leben mancher Freunde, durch Zutat seiner Einbildung mit einem magischen Firnis aufzuhöhen“. Für uns, die wir hier in der jugendlichen Erlebniswelt des Dichters uns täglich bewegen, ist es gewiß reizvoll, gelegentlich durch die magische Verhüllung durchzuschauen. Vielleicht werden wir damit auch dem Dichter näherkommen, ganz besonders, wenn wir dabei behutsam, vorsichtig, mit Scheu vorgehen, damit wir den Schmelz der Dichtung nicht zerstören.

Dieses tiefe Eintauchen in die Welt des alten Ludwigsburg geschieht am augenfälligsten in der Novelle „Lucie Gelmeroth“, deren Handlung eindeutig auf Ludwigsburger Boden spielt, wenn auch der Name unserer Stadt an keiner Stelle genannt wird. Aber wenn der fiktive Erzähler der Ich-Novelle, „ein deutscher Gelehrter“, anhebt: „Ich wollte . . . als Göttinger Student auf einer Ferienreise auch meine Geburtsstadt einmal wieder besuchen . . . Mein verstorbener Vater war Arzt daselbst gewesen . . . Mit taumeligem Blick sah ich Häuser, Plätze und Alleen an mir vorübergleiten . . .“, dann ist es uns sofort klar, daß diese Stadt keine andere sein kann, als Mörikes „unvergeßliches Ludwigsburg“. Diese Vermutung wird im Folgenden reichlich bestätigt. Nicht jedoch durch die Handlung, die unabhängig vom Milieu ist: Die eine von zwei verwaisten Schwestern, Anna, ist verlobt mit einem Leutnant der Garnison, der sie treulos verläßt. Anna stirbt aus

Gram. Vier Wochen nach ihrem Tode jedoch wird jener Leutnant „in einem einsam gelegenen Garten unweit der Stadt“ erstochen aufgefunden. Lucie, die jüngere der beiden Schwestern, nimmt die Tat auf sich, um einen gemeinsamen Jugendfreund der beiden Schwestern und früheren Verehrer Annas zu decken, der, auf ihre Veranlassung, von dem Leutnant Rechen-schaft gefordert und ihn im Duell getötet hatte. Lucies Spiel bricht zusammen, als der Gelehrte, der Erzähler der Novelle, sie im Gefängnis besucht. Nach erfolgter Aufklärung des Falles wird sie als schuldlos Erwiesene des Erzählers Braut.

Zwischen dieser Handlung und der Örtlichkeit bestehen keine notwendigen Verknüpfungen. Die Handlung aber ist es, die den Dichter zunächst in Bann gezogen hat, genauer: die „Hauptidee“, nämlich die pathologische Haltung der Lucie vor dem Untersuchungsrichter und im Gefängnis. In einer Vorform der Novelle hat er diesen Stoff ohne den Ludwigsburger Hintergrund auch bereits veröffentlicht³⁴. Es erhebt sich jetzt die Frage: Warum die Übertragung der Handlung auf den Ludwigsburger Hintergrund? Das ist gewiß nicht zufällig, sondern für das Verhältnis des Dichters zu seiner Heimat und zu seiner eigenen Erlebniswelt außerordentlich aufschlußreich. Um das zu erkennen, müssen wir noch einmal zu der Novelle zurückkehren.

Lucie ist im Gefängnis in eine Art Erstarrung verfallen. „Sie hüllte sich in Schweigen, und weder List noch Bitten noch Drohung vermochten etwas.“ Man bemerkte, „wie ganz und einzig ihre Seele von dem Verlangen zu sterben erfüllt sei“. Der Wunsch nach dem Opfertod ist im Grunde eine verkappte und ihr selbst verborgene Selbstmordabsicht. Sie aus dieser Verstrickung zu lösen, bedarf es eines elementaren, überwältigenden Mittels, und das ist eben das Erlebnis des „Kinderlandes“, des in der Erinnerung gesteigerten und erhöhten Jugendtraumes. Dieses elementare Erlebnis durch Rück-erinnerung wird durch den Besuch des Jugendgefährten ausgelöst. Hatte doch Mörrike diese beinahe magische Kraft der Rück-erinnerung wiederholt am eigenen Leibe verspürt! „Die süßen Töne (der Windharfe an der Emichsburg) schmolzen alles Vergangene in mir auf“, an diese Zeile in einem Brief an Luise Rau darf hier erinnert werden⁵³).

Was da nun aufgerührt wird in Lucies Seele, ist die Erinnerung an ein gemeinsames Kindererlebnis, das durchaus mit der „Auflösung der wunderbaren Geschichte“ in einem hintergründigen Zusammenhang steht. Die Kinder nehmen an einer kleinen Aufführung anlässlich eines Hoffestes teil, „und zwar auf einem kleinen natürlichen Theater, das, zu den Hofgärten gehörig, in einer düsteren Allee, dem sogenannten Salon, gelegen, nach allen seinen Teilen, Kulissen, Seitengemächern und dergleichen, aus grünem Buschwerk und Rasen bestand“. Wir sehen: es ist die uns vertraute Ludwigsburger Kulisse, aber gleichsam mit einem magischen Firnis verwandelt und verzaubert. In bezug auf das natürliche Theater können wir unseren Dichter heute nicht mehr kontrollieren. Es wird sich wohl um die „grüne Bettlade“ handeln. Wenn von einem „nahen Pavillon“ gesprochen wird, in dem vor Beginn des Spiels die hohen Herrschaften noch ... bei

Tafel säumten“, so könnte damit der 1804 erbaute Gartensaal des Katharinenpläsiers gemeint sein. Aber vielleicht gehen wir in diesen Bestimmungsversuchen bereits zu weit, da der Dichter hier absichtlich die genauen Konturen verwischt hat. Aber auf der anderen Seite reizt es uns doch immer wieder, nach den historischen Urbildern zu fragen. So auch im Folgenden:

Der Herritt der beiden Kinder von der väterlichen Wohnung zum Festplatz wird so beschrieben: „Der Himmel war etwas bedeckt, die Luft sehr still und lau. Als aber nun der fürstliche Duft der Orangerie auf mich zugeweht kam und mir bereits die hundertfältigen Lichter aus den Kastanienschatten entgegenflimmerten, wie schwoll mir die Brust von bänglich-stolzer Erwartung!“ Die Orangehäuser haben wir in dem Viertel zwischen Alleenstraße, Gewächshausweg, Mathildenstraße und Stuttgarter Straße zu suchen. Auf dem Plan von 1782 (Stoll), der in diesem Heft erstmalig veröffentlicht wird, sind sie dort auch eingezeichnet. Der jugendliche Reiter benutzt also die Alleen- oder die Mathildenstraße und stößt auf die Alleen entlang der Stuttgarter Straße!

„Ist's einem hier nicht wie im Traum?“, so läßt der Dichter alsbald die kleine Lucie „mit glänzenden Augen“ rufen. Ein plötzlich heraufziehendes Gewitter erzwingt dann einen vorzeitigen Abbruch der Aufführung, und nach einem halb unfreiwilligen Ritt der beiden durch die Alleen, ein „Labyrinth von ungeheuren, regelmäßig schnell aufeinanderfolgenden Bäumen“, landet das Kinderpaar schließlich in der Meierei. Diese Einschaltung, gleichsam ein Spiel im Spiel, läßt schon den höheren Spieler im Hintergrund ahnen, wie dieser auch in der Rahmenhandlung der Gesamtnovelle schattenhaft sich andeutet. Das Gewittererlebnis ist – wie wir aus den Briefen und auch aus dem „Maler Nolten“ wissen – für Mörrike immer von unheimlich-magischer Gewalt, das Labyrinth ist ein sparsam, aber an wichtigen Stellen gebrauchtes Wort mit zeichenhaftem Charakter, die Allee ist eines seiner Grunderlebnisse (Maler Nolten!) nicht nur in ihrem düster-erhabenen Charakter (von der „feuchten Nacht der Alleen“ ist in der „Lucie Gelmeroth die Rede“, sondern auch als Quell heiterer Jugendfreuden, die sich aber wieder heraufbeschwören lassen.

„Mir ein liebes Schaugerichte
Sind die unschmackhaften Früchte
Zeigen mir die Prachtgehänge
Heimatlicher Schattengänge . . .“

Dieses Erinnerungsgedicht überreichte Mörrike 1845 mit einer Schale Kastanien, die er in einer Mergentheimer Allee aufgelesen hatte, seiner Schwester Clärchen.

„Mit welchen Gefühlen sah ich die Gegenwart oft im Spiegel der Vergangenheit! Wie ahnungsvoll war alles!“ So schließt der Erzähler in der Novelle seinen Bericht ab. Wie wir es hier in der kleinen Bemühung um die „Lucie Gelmeroth“ getan haben, so könnten wir in fast jedem Werk des Dichters nach dem erlebten Leben fragen und so zwischen Leben und Werk immer mehr Zusammenhänge aufhellen. Allerdings kann auch das nur An-

weisung sein auf tieferes Verständnis. Das Tiefste und Schönste bleibt doch oft ungesagt. Schließlich könnte es uns wohl so gehen, wie es Mörike selbst ging, als er für einen bestimmten Refrain einen musikalischen Ausdruck suchte und nicht fand, weil dieser Ausdruck jenseits des Ausdrückbaren lag. „Das ist ein Laut, wie man ihn an langen Sonntagnachmittagen zuweilen aus einem Fenster des Emichturms in Ludwigsburg vernimmt³⁶. Und so kehren wir noch einmal zurück zu jenem „geheimnisvollen Saitenspiel“, das vielleicht in seinem wehmütigen Wohllaut die stärkste Symbolkraft besitzt für das, was sich für Eduard Mörike mit Ludwigsburg verbindet. Hier ist dieses Erlebnis reine Poesie geworden:

Aber auf einmal,
Wie der Wind heftiger herstößt,
Ein holder Schrei der Harfe
Wiederholt, mir zu süßem Erschrecken,
Meiner Seele plötzliche Regung:
Und hier – die volle Rose streut, geschüttelt,
All ihre Blüten vor meine Füße!

A n m e r k u n g e n

- ¹ Benno von Wiese, Eduard Mörike, Tübingen und Stuttgart 1950, Seite 14.
- ² Nachfahrentafel des Antonius M. aus Havelberg, Marbach, Schiller-Nationalmuseum, zusammengestellt vom Tübinger Anatomieprofessor M.
- ³ Marbach, Schillermuseum.
- ⁴ Marbach, Schillermuseum.
- ⁵ Marbach, Schillermuseum.
- ⁶ Württ. Franken, Neue Folge, 28/29, 1954. Derselbe Aufsatz (gekürzt) in der Stuttgarter Zeitung, Die Brücke zur Welt, 6. September 1958.
- ⁷ Dazu: G. Lenckner, „Woher stammt Justinus Kerners Ahn M. Michael Kerner?“ Archiv für Sippenforschung 1941, S. 202.
- ⁸ Hanns Wolfgang Rath, „Regina, die schwäbische Geistesmutter“, Ludwigsburg und Berlin 1927.
- ⁹ „Briefe, Familienpapiere etc. der Familie Beyer aus den Jahren 1761–1801“, Marbach, Schillermuseum.
- ¹⁰ Manfred Koschlig, Mörike in seiner Welt, Stuttgart 1954. S. 42/43.
- ¹¹ Koschlig, S. 44.
- ¹² „Luisens Tagebücher aus den Jahren 1822–1826“, 7 Hefte, Marbach.
- ¹³ Eintrag vom 27. November 1825, Seite 19–21 des Heftes 1925, August bis 1826, April.
- ¹⁴ Eduard M., Briefe, 3. Band der Werke, herausgegeben von Gerhart Baumann, Stuttgart 1959, S. 99 (Hinfert zitiert „Briefe“).
- ¹⁵ Meßbuch der Stadt Ludwigsburg, aufgenommen im Jahre 1788, und „Listen über die Einwohnerschaft Ludwigsburgs 1905/1809“, beides Heimatmuseum. Zu diesem und dem Folgenden vergl. auch meinen Aufsatz „Wo ist Eduard Mörike geboren?“ Hie gut Württemberg, 1958, 2, S. 13 ff.
- ¹⁶ „Beschreibung des feyerlichen ... Einzuges“, gedruckt bei Cotta, Abschrift Kübler im Ludwigsburger Heimatmuseum.
- ¹⁷ Stadtarchiv Ludwigsburg, Grundbuch.
- ¹⁸ Koschlig, S. 34.

¹⁹ Werke (s. Anm. 14) I, S. 962–968.

²⁰ Koschlig, S. 57.

²¹ Briefe, S. 69.

²² Briefe, S. 7. Über August Mörike s. auch: Karl Walter, „August M., des Dichters Lieblingsbruder“, in: Der Sonntag, Ill. Beilage der Südd. Zeitung, Stuttgart, 1. 2. 1925.

²³ Briefe, S. 44.

²⁴ Wilhelm Weisedel, Mörikes „Maler Nolten“, in: „Der Deutschunterricht“, 1959, 4, S. 61.

²⁵ Zitiert nach Weisedel, S. 61.

²⁶ Briefe, S. 64.

²⁷ Über die Beziehungen Lohbauer-Mörike siehe auch Karl Walter, „Rudolf Lohbauer“, in den „Lebensbildern aus Schwaben und Franken“, Band IX, und ders. „Die Tübinger Studentenzeit Rudolf Lohbauers“ in „Tübinger Forschungen“ Nr. 6, 1962. – Zu Kauffmann-Mörike siehe Kurzbiographie Fritz Kauffmanns in den Lebensbildern VI.

²⁸ Briefe, S. 263.

²⁹ Koschlig, S. 38.

³⁰ Abgedruckt im Aufsatz von Hanns Wolfgang Rath, „Von Eduard Mörikes Vater“, Zeitschrift für Bücherfreunde 1917/18, Original in der Sammlung Kauffmann in Stuttgart.

³¹ Schillermuseum Marbach.

³² „An meine Mutter“, Werke I, S. 132.

³³ Adolf Schahl, „Lauter Kleinigkeiten zwar . . . Auf den Spuren von Eduard Mörike“, Stuttgart 1962.

³⁴ Siehe hierzu auch meinen Aufsatz „Ludwigsburg im Zauberspiegel Eduard Mörikes“ in Hie gut Württ. 1955, Nr. 10, S. 79 f.

³⁵ Briefe S. 263.

³⁶ Briefe S. 387.

Außer der in den Anmerkungen genannten Literatur wurden benutzt:

Harry Maync, Eduard Mörike, 5. Aufl. 1944 und Mörikes Werke, herausgegeben von Harry Maync, Bibl. Inst. Leipzig und Wien, hier von allem wichtig die Anmerkungen.

Herbert Meyer, „Eduard Mörike im Spiegel seiner Dichtung“, Stuttgart 1950, und das Lebensbild in den Schwäbischen Lebensbildern VI.

Albrecht Goes, Mörike (in: Die Dichter der Deutschen) 1938, neue Ausgabe 1954.

Zwei Ludwigsburger Stadtpläne aus den Jahren 1782 und 1805-1820

Von Ilse Manke

Mit zwei Abbildungen

Im Jahre 1960 wurde dem Heimatmuseum der Stadt Ludwigsburg in einem einfachen Briefumschlag ein mehrfach zusammengefalteter Stadtplan aus München mit der Frage zugeschiedt, ob hier Interesse daran bestünde. Es war dies einer der seltenen Glücksfälle, in denen ein wichtiges Dokument ins Haus kam, um dessen Gewinn man sich nicht bemühen mußte und von dessen Existenz nichts bekannt war. Es handelte sich nämlich um einen der wenigen Pläne von Ludwigsburg aus dem 18. Jahrhundert, „aufgenommen und verzeichnet den 1ten Dec. 1782 durch J. P. E. Stoll!“ (Abb. 1). Die wichtigsten Gebäude, Tore, Plätze und Straßen sind darauf mit den Ziffern 1 bis 38 gekennzeichnet; die besondere Sorgfalt des Zeichners aber galt nicht der Bebauung, sondern der Wiedergabe des Geländes, der Weinberge, Obstgärten, der Parkanlagen und Wiesen.

Die feine Zeichnung des kleinen, farbigen Planes (er mißt ohne die Beschriftung 21,3×22,8 cm und ist ungewöhnlich orientiert, mit der Ostseite nach oben) läßt erstaunlich viele mit Weinstöcken bebaute Hänge erkennen. Die Nordseite der heutigen Heilbronner Straße (der einfacheren Verständigung wegen gebrauche ich in der folgenden Beschreibung die heutigen Straßennamen) war beinahe in ihrer ganzen Länge und in der Höhe bis etwa zur jetzigen Johann-Nette-Straße mit Wein bepflanzt. Ein Weinhang war auch das Gebiet zwischen Abel- und Imbröder-Straße, und Weinstöcke bedeckten das Gelände von der Reichertshalde abwärts und begleiteten den Tälesbach weit nach Osten.

Innerhalb und außerhalb der Stadtmauer sind viele große Obstgärten zu finden, die als regelmäßige Baumreihen wiedergegeben sind. Auch in unmittelbarer Nähe des Schlosses befanden sich Obstkulturen, so an der Nordseite des Fürstenbaues und zu beiden Seiten des Auffahrtsweges zum Favorite-Schloß. Die Parkanlagen auf der Südseite des Schlosses, die von den Herzögen Eberhard Ludwig und Carl Eugen angelegt worden waren, sind zu jener Zeit, sieben Jahre nach der Rückverlegung der Residenz nach Stuttgart, zum großen Teil verfallen. Aus unserem Plan ist zu ersehen, daß das große, weite, von der Schorndorfer Straße zur südlichen Schloßfassade abfallende Gelände im Jahre 1782 nichts anderes war als eine Wiese! Merk-

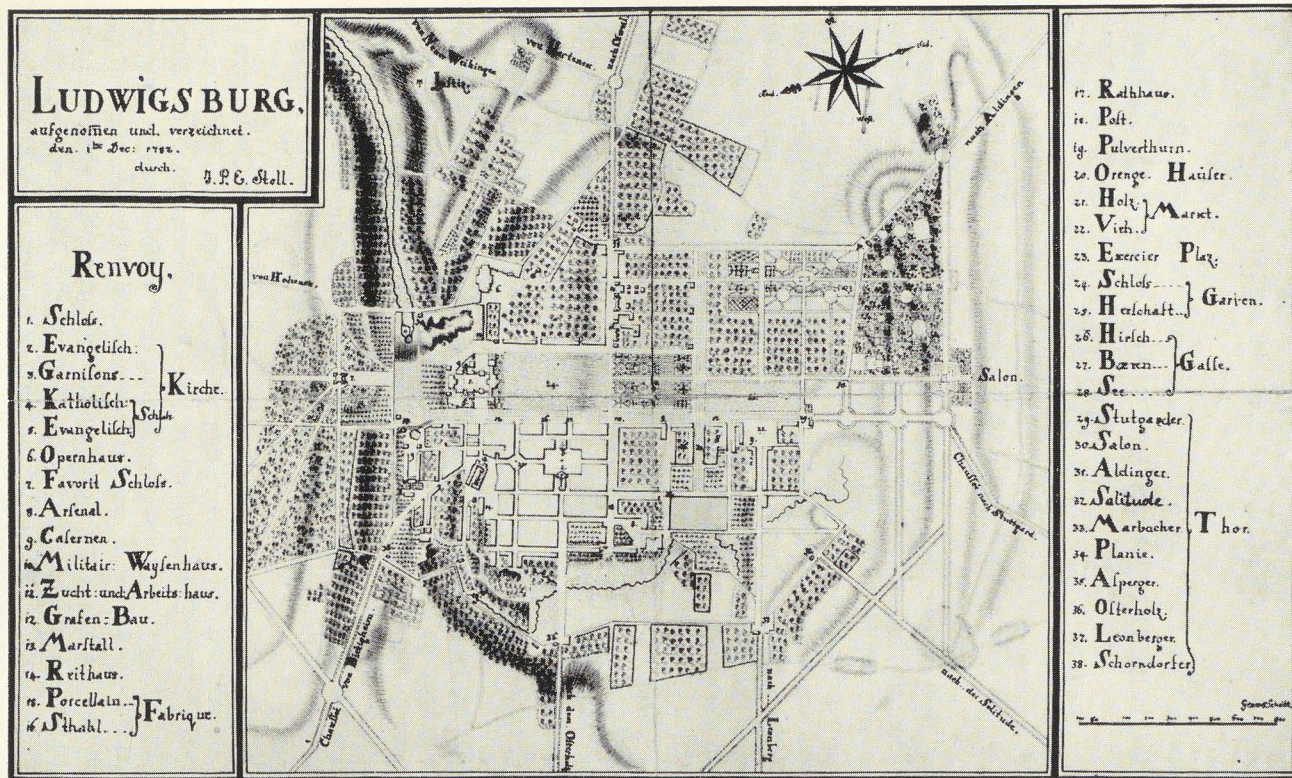


Abb. 1
Stadtplan von 1782, gezeichnet von J. D. E. Stoll
Heimatmuseum der Stadt Ludwigsburg
Schwach 1/2 nat. Größe

würdigerweise präsentiert sich der daran anschließende Teil der Anlagen oberhalb der Schorndorfer Straße (die heutige Bärenwiese) dagegen in reicher Ornamentik von Beeten und Wegen.

Als fast ebenso breite Baum-Allee wie die Schloß- und Stuttgarter Straße gibt sich die Friedrich-Ebert-Straße und Alleenstraße zu erkennen. Das Gebiet nördlich des Salon-Waldes innerhalb der Stadtmauer zwischen Robert-Frank-Allee und Friedrichstraße einerseits und zwischen Königs- und Jägerhof-Allee andererseits bestand z. T. aus Obstgärten, z. T. aus Parkanlagen, die durch Rondells, radiale oder rechteckig aufeinanderstoßende oder durch gekurvte Linien unterteilt sind.

In unmittelbarer Nähe des Schlosses, rund um die spätere, 1798 erbaute Emichsburg herum befand sich noch ein Steinbruch und an der Stelle des Schüssele-Sees, in dem östlich des Schlosses hervortretenden Mauereck gelegen, ist der Grundriß des riesigen 63 m langen und 23 m breiten Opernhauses³ zu sehen (zum Vergleich sei die Breite der Wilhelmstraße in Ludwigsburg mit 25 m genannt), das Herzog Karl Eugen 1765 aus Holz hatte errichten lassen, das auch Goethe während seiner Besuche in Ludwigsburg 1779 und 1797 besichtigte und das bereits 1802 abgebrochen wurde. Der Zeichner hat hier die Maßstabgerechtigkeit außer Acht gelassen und die Größe der Oper im Verhältnis zum Schloßbau noch übertrieben.

Die Mauer ist um die ganze Stadt herumgeführt, auch in dem nordöstlichen Teil⁴, und in dem Verzeichnis werden zehn Tore genannt, nicht sieben, wie das die Inschrift auf dem Stuttgardter Tor von 1760 tut⁵. Aufgezählt werden das Stuttgarter-, das Salon-Tor (in der Königsallee), das Aldinger-, das Solitude-, das Marbacher (an Stelle des heutigen Heilbronner), das Planie-Tor (in den Anlagen etwa am Ausgang zur Straße „Am Zuckerberg“ gelegen), das Asperger (später Bietigheimer Tor genannt), das Osterholz-Tor (später Asperger Tor genannt), das Leonberger und das Schorndorfer Tor. Aus dieser Aufzählung geht hervor, daß zwischen 1760 und 1782 drei Tore hinzugekommen waren und daß vor der Aufschüttung der Heilbronner und Marbacher Straße und vor Erbauung des Heilbronner Torhauses um 1805 hier schon ein Tor stand, das damalige Marbacher Tor.

Weit außerhalb der Stadtmauern, zwischen Neckar- und Marbacher Straße, etwa dort, wo die Harteneckstraße und die Straße „Am Zuckerberg“ sich treffen, befand sich die Richtstätte, der Galgen.

Von Interesse mag noch sein, welche Gebäude der Planzeichner als Kasernen angibt (mit Ziff. 9). Außer der Tal-Kaserne gab es deren noch vier, eine an der westlichen Seitenhälfte des Karlsplatzes, eine zweite an der nördlichen Seite der Karlstraße (heutige Nr. 31?), eine dritte Ecke Stuttgarter und Mathildenstraße und die vierte an der Ecke Schorndorfer und Harteneckstraße.

Die Gebäude in der Alleenstraße und in der Mathildenstraße, soweit sie von der Stuttgarter Straße und vom Gewächshausweg begrenzt werden, sind als Orange-Häuser bezeichnet.

Wichtig ist zu erwähnen, daß das Rathaus sich zu jener Zeit nicht in dem heutigen Gebäude in der Wilhelmstraße, sondern in dem Abschnitt der Stuttgarter Straße zwischen Alleen- und Karlstraße befunden haben soll.

Im Zusammenhang mit dem hier veröffentlichten Stadtplan seien andere frühe Original-Pläne erwähnt, die im Heimatmuseum verwahrt werden. Da ist zunächst der Plan des Bauingenieurs J. Ch. Leger von 1726 zu nennen, das nicht gut erhaltene, 130×118 cm große Original wie die korrekte, maßgleiche und farbige, von Hermann Stroebel 1918 angefertigte Nachzeichnung.

Nachlässig gezeichnet, jedoch von einigem Wert ist der zeitlich folgende Plan in der Größe 66×61 cm (auf ihm befindet der Friedhof sich noch auf dem Arsenalplatz) „decopirt von Marco Gerharden, Bürger und Zimmer-Meister . . ., den 12^t Nbris 1735“.

Ein weiterer, 173×156 cm großer, leider schadhafter Plan muß um 1750 entstanden sein, ist aber weder datiert noch beschriftet. Dieser Plan gibt u. a. Aufschluß darüber, wie die Parkanlagen auf der Südseite um die Mitte des 18. Jahrhunderts aussahen. Die Schloß- und Stuttgarter Straße ist hier noch nicht mit Bäumen bepflanzt.

Die Jahreszahl auf dem Plan von Johann Gottlieb Federer, Feldmesser zu Ludwigsburg, den Ernst Müller 1959 im Ausschnitt veröffentlichte⁶, ist nicht mehr ganz leicht, aber doch mit Sicherheit als 1780 zu lesen. Das Stadtplanungsamt war so freundlich, diesen Plan dem Heimatmuseum zu überlassen. Nur zwei Jahre trennen ihn von dem durch Stoll aufgenommenen Plan, und im Vergleich beider Pläne kann die Zuverlässigkeit der Zeichner etwa in der Wiedergabe der Parkanlagen⁷ festgestellt werden. Federer gibt in dem Titel den Zweck seines Planes an: „Ludwigsburg, Grund Riß über der Loeb. gemeinen Stadt dermalen im Gang befindliche Bronnen, Teuchel-Zügen, nebst dem Mess von den Quellen bis zu den Zistanzen (Zisternen) und denen Bronnen selbst.“

*

Der zweite (Abbildung 2) gezeichnete und aquarellierte Stadtplan (22×27,3 cm), der anders orientiert ist als der Plan von Stoll (hier ist der Süden oben), ging uns 1944 vom Heimatmuseum in Lindau zu. Er trägt kein Datum, muß aber in den Jahren zwischen 1805 und 1820 entstanden sein, denn Marienwahl, das ehemalige Landhaus des Rittmeisters von Vischer, ist darauf noch nicht vorhanden, das Katharinenplaisier dagegen (Männerheim Salon) besteht schon. Der wiedergegebene Ausschnitt der Stadt ist enger begrenzt als auf dem Plan von 1782, Favorite-Schloß und -Park wurden fortgelassen, und auch in nord-östlicher Richtung endet der Plan mit der Stadtmauer. Auch hier ist der Mauerzug um die ganze Stadt herumgeführt⁸ und neun Tore sind bezeichnet. Nur eines, das von Stoll genannte Planie-Tor, ist fortgefallen. Inzwischen ist der ehemalige Steinbruch in Parkanlagen verwandelt worden, das Opernhaus ist verschwunden. In dem nördlichen Teil der unteren Anlagen befindet sich ein langgestreckter See mit einer kleinen Insel. Der Garten südlich der Schloßfassade ist jetzt in vier schlichte, strenge, vermutlich von Bäumen gesäumte Quadrate eingeteilt, in deren

Mitte ein rundes Bassin angelegt wurde, von dem ein schmaler Kanal in Richtung Schloß ausgeht, der mit dem Gartenparterre endet. Die übrigen Grünflächen südlich der Schorndorfer Straße sind gleichmäßig ausgemalt und mit dunkleren grünen Tupfen bedeckt, der Salonwald erscheint als einheit-

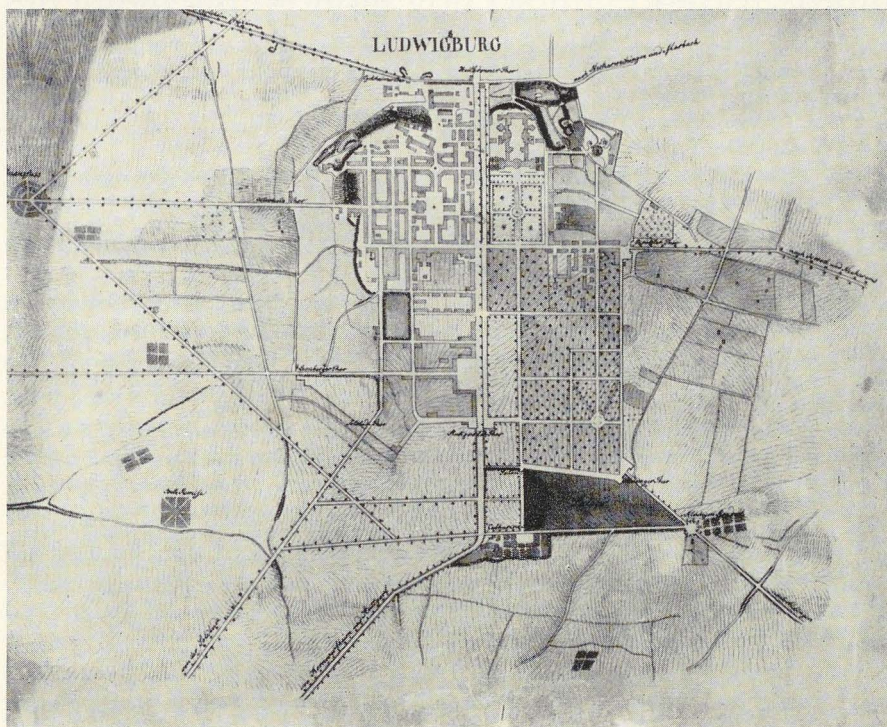


Abb. 2

Stadtplan, entstanden zwischen 1805 und 1820, Zeichner unbekannt

Heimatmuseum der Stadt Ludwigsburg

Etwa $\frac{2}{5}$ nat. Größe

liche, ungemusterte Fläche. Es fehlen hier alle die kleinen, reichen Einzelheiten in der Angabe der Bepflanzung, die den Stollischen Plan so reizvoll machen, und in dem Vergleich beider Pläne wird deutlich, wie selbst in einer technischen Zeichnung sich der Stil der Zeit, in dem späteren Plan die klare Strenge des frühen 19. Jahrhunderts bemerkbar macht.

Anmerkungen:

¹ Der Name Stoll kam in Ludwigsburg häufig vor. In dem Meßbuch aus dem Jahre 1788, in dem alle Grundeigentümer aufgeführt sind, werden vier Personen mit dem Namen Stoll genannt, ein Flaschner, ein Bauknecht, ein Schulmeister und ein Hauptmann.

² Der Maßstab ist in geom. Schritt angegeben.

³ Rudolf Krauß gibt auf S. 499 des Werkes „Herzog Karl Eugen von Württemberg“, Bd. I, als Maße des Operngebäudes an: 220 Schuh lang, 80 Schuh breit. Sie wurden hier in dem Verhältnis von 1 württ. Schuh = 28,6 cm umgerechnet.

⁴ In dem 1780 datierten Federerschen Plan, von dem später noch zu sprechen ist, besteht hier eine Lücke.

⁵ Vgl. Ludwigsburger Geschichtsblätter 1905, Heft 4, S. 25.

⁶ Schwäbische Heimat, Heft 2/3, Mai 1959, S. 60.

⁷ Ernst Müller versucht auf S. 58 der in Anm. 6 zitierten Zeitschrift das Aussehen der Gartenanlagen zur Zeit von Herzog Carl Eugen zu rekonstruieren und legt hierbei die 1727 (nicht 1721) in Kupferstichen erschienenen Pläne von Frisoni zugrunde, voraussetzend, daß diese Pläne ausgeführt wurden. Diese Annahme ist aber zu berichtigen.

Frisoni hatte 1721 Neubauprojekte für das Alte Corps de Logis vorgelegt und diese Schloßbau- und Gartenpläne 1727 in einer Kupferstichpublikation erscheinen lassen. Er tat dies zu einer Zeit, als die Entwürfe von 1721 längst aufgegeben und durch neue Pläne, nämlich den Bau des Neuen Corps de Logis, das in dem Stichwerk noch nicht erscheint, ersetzt worden waren.

Die ersten Gartenanlagen am Schloß entstanden ab 1709 wahrscheinlich auf Grund von Plänen Nettes (siehe Taf. 7 und 11 in dessen Kupferstichwerk „Prospect und Theile des Fürstl. Hauses und Gartens Ludwigsburg . . . gest. in Augsburg bei Jerem. Wolff“). Welche Veränderungen Frisoni an den bereits ausgeführten Anlagen vornahm, ist uns nicht bekannt. Die im Heimatmuseum vorhandenen Pläne von 1735 und aus der Zeit um 1750 zeigen keine Übereinstimmung mit den in Frisonis Kupferstichen abgebildeten Gartenplänen. (Vgl. auch Werner Fleischhauer, Barock im Herzogtum Württemberg, S. 144 ff., S. 185 und S. 196 f.)

⁸ Entgegen der Annahme von E. Müller, a. a. O., S. 62.

Ein unbekannter Brief von David Friedrich Strauß aus dem Jahre 1838

Mitgeteilt von Walter Hagen

Es besteht kein Zweifel, daß David Friedrich Strauß ein glänzender Briefschreiber war. Nur muß man sich bei manchem seiner Briefe bewußt sein, daß es für ihn, wie er einmal an seinen Freund L. Georgii am 16. November 1849 schreibt, „Regel ist, und zwar eine sehr unschuldige, daß man beim Briefschreiben sich immer um einen Ton höher stimmen muß, als man wirklich gestimmt ist“. Diese Regel galt bei Strauß vor allem, wenn er sich über Fragen von Kunst und Wissenschaft äußerte. Um so wertvoller erscheinen dann ganz schlichte Briefe, die er rein aus dem Gefühl heraus niederschrieb oder in denen er rasch eine Auskunft zu geben hatte, wie es in dem nachstehenden Brief geschah, der mit freundlicher und dankenswerter Genehmigung des Vorsitzenden des Zellerschen Familienverbandes, Herrn Pfarrer Wolfgang Zeller, Zuffenhausen, hier zum ersten Male veröffentlicht wird. Zugleich gilt der Dank dem damaligen stud. theol. Wolfgang Cramer, der diesen Brief vor einigen Jahren bei der Neuordnung des Zellerschen Familienarchivs entdeckte. Der Empfänger des Briefes war Hermann Zeller, 1836 Helfer und Präzeptor in Beilstein, 1841 Pfarrer in Döffingen, 1858 Gräfenhausen, 1870 in Neckarweihingen, wo er am 10. April 1885 starb. Da im Januar 1838 eine Lehrstelle am Ludwigsburger Lyceum zur Bewerbung ausgeschrieben war, wandte er sich an seinen Compromotionalen Strauß um Auskunft. Strauß war nämlich nach Vollendung des zweiten Bandes seines Werkes „Das Leben Jesu“ als Verweser für eine erledigte Professorstelle an das Lyceum seiner Heimatstadt berufen worden, wo er von November 1835 bis Anfang Dezember 1836 tätig war. Aus Stuttgart, wohin er am 5. Dezember 1836 übersiedelt war, gab Strauß folgende Antwort:

Lieber Freund!

Das Ludwigsburger Lyceum, nach welchem Du Dich so theilnehmend erkundigst, ist seit dem Tode des großen Rectoris Lycei, Breitschwerdt, nur noch eine ehrwürdige Ruine. Dachlos bis jetzt d. h. rectorlos, hat sie neustens, wie ich vernehme ein Dach, aber wie's im Winter sein kann, ein beschneites, bekommen, d. h. Biber ist Rector geworden. Die 5te Classe, das obere Eckzimmer, wo ich

einige Zeit docierte, hatte damals 7 ordentliche und 2–3 außerordentliche Schüler, d. h. Chirurgen, und die intensive Größe ihrer Intelligenz stand mit der extensiven ihrer Menge keineswegs in umgekehrtem Verhältnis. Stunden hatte ich 17 die Woche; sie sollen aber jetzt auf etwa 24 vermehrt sein. Außer dem jetzt ausgeschriebenen Lehrer hat noch Biber und glaub ich auch Süskind Stunden daran. Von den Competenten wird Kies wie man hört, auf eine Pfarrei (Weißach) entfernt, von Christian weiß man noch nicht, ob er bei abgetrenntem Rectorat u. vermehrter Stundenzahl die Stelle begehrt. Sonst wäre er der gefährlichste u. in der That verdienteste Concurrent.

Würdest Du nun unter diesen Umständen meine Vaterstadt durch Deine Anwesenheit u. Dienste beglücken mögen u. können, so würde michs nicht nur für Dich sondern auch für sie freuen. Denn es geht mir mit dieser Stadt, wie mirs mit der Theologie geht; ich schimpfe unaufhörlich über sie, u. doch habe ich sie unendlich lieb. Sie ist ein langweiliges ödes, steifes Nest, mit ihren geradlinigen Gassen, so leer wie Dogmen; und doch hat sie einen Salon und Alleen und Anlagen und Mysterien, die ich zeitlebens lieben werde.

Lebwohl am Fuße des Langhans.

Verzeih meine Eile.

Herzl. grüßt Dich

St[uttgart], 30. Jan. 38.

Dein D. F. Strauß

Dieser Brief gibt zunächst Aufschluß über einige Lehrer an dem Lyceum (Progymnasium), in das die einstige Ludwigsburger Lateinschule im Jahre 1826 umgewandelt worden war. Am 30. November 1834 war der „große Rektor“ M. Johann Friedrich Breitschwerdt im 67. Lebensjahr an Lungenerkrankung gestorben. Seit 1795 hatte dieser als Oberpräzeptor in Ludwigsburg gewirkt und war dann Professor an der 5. Klasse des Lyceums und zugleich Rektor geworden. Justinus Kerner, der zu seinen Schülern gehört hatte, schildert ihn als strengen, aber guten Lehrer: „Es war ein Mann von steifer, militärischer Haltung, in seinen Glanzstiefeln hatte er, wie in einem Köcher, Haselnußstecken verwahrt, mit denen er zwar mich nicht, aber andere seiner Schüler oft empfindlich durchschlug.“ Es hat dann über 3 Jahre gedauert, bis die „ehrwürdige Ruine“ des Lyceums ein „beschneites Dach“ erhielt in der Person des damals 67 Jahre alten Johann Gottl. Biber, eines gebürtigen Ludwigsburgers, der schon seit 1802 hier wirkte und 1817 den „Charakter“ eines Professors erhielt; im Jahre 1842 trat er in den Ruhestand. Professor Biber war nach Straußens Weggang Lehrer an der 5. Klasse geworden, an der M. Karl Friedrich Süskind, seit 1829 Helfer hier, Religion und Philosophie gab. Der von Strauß noch genannte M. Eberhard Gottlieb Kies, seit 1814 an der hiesigen Lateinschule, dann Oberpräzeptor am Lyzeum seit 1828, war zuletzt Lehrer an der 4. Klasse, bis er sich im Jahre 1839 als Pfarrer nach Dürrmenz versetzen ließ. Sein Nachfolger an der 4. Klasse wurde Adolph Heinrich

Christian, der seit 1827 als Präzeptor der 3. Klasse des Lyceums vorstand und 1840 zum Professor ernannt wurde.

Ob Hermann Zeller sich nach der Auskunft von Strauß um die ausgeschriebene Stelle beworben hat, ist nicht mehr festzustellen; auf jeden Fall mußte er noch bis 1841 „am Fuße des Langhans“ d. h. in Beilstein ausharren. Die Stelle erhielt, wie es in solchen Fällen oft geschieht, ein Mann, von dem damals offenbar gar nicht gesprochen wurde, nämlich der aus Markgröningen gebürtige Friedrich August Deffner, der seit 1830 als zweiter Helfer und Präzeptor in Ravensburg wirkte und 1838 hierher zum Lehrer der 5. Klasse mit dem Titel Professor befördert wurde.

Was nun den Brief von Strauß besonders anziehend macht, ist der Schlußabschnitt, in dem er sich über seine Stellung zu seiner Heimatstadt und zur Theologie ausspricht. Im gleichen Jahr 1838, in dem dieser Brief geschrieben wurde, erschien in den Hallischen Jahrbüchern seine Abhandlung über Justinus Kerner, in der Strauß ebenfalls längere Ausführungen über Ludwigsburg macht, das „unter einer prosaischen Außenseite viel Poetisches verbirgt“, weshalb fast bei allen geborenen Ludwigsburgern eine besondere Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt zu finden sei. Aber wieviel unmittelbarer wirken die Äußerungen von Strauß in dem Brief an Hermann Zeller. Sein Herz war tief verwundet, denn er hatte nach dem Erscheinen seines berüchtigten Buches „Das Leben Jesu“ gerade auch in Ludwigsburg viel zu leiden. Nun schreibt sich Strauß seinen Groll gegen die Vaterstadt und gegen die Theologie von der Seele, gesteht aber gleichzeitig seine dauernde Liebe zu Ludwigsburg. Etwas von dieser Neigung gehörte damals auch noch der Theologie, von der er noch jahrelang nicht loskam, obwohl ihm, wie er schreibt, die Dogmen schon „so leer“ waren, wie die geradlinigen Gassen von Ludwigsburg. Es war eine unglückliche Liebe. So leicht es ihm fiel, die „Mysterien“ aufzuzählen, die ihn für immer an seiner Vaterstadt festhalten würden und auch festhielten, – in der Theologie fand Strauß zuletzt keine „Mysterien“ mehr, die ihn hätten binden können.

Von neuen vorgeschichtlichen Funden im Kreis Ludwigsburg

Von Oscar P a r e t

(Mit drei Abbildungen)

Der im Jahr 1872 in Stuttgart gegründete Württembergische Anthropologische Verein hat sich neben der Anthropologie und Völkerkunde besonders der heimischen Vorgeschichte gewidmet. So unterstützte er im Jahre 1879 durch einen Beitrag die Untersuchung des Kleinaspergle, die am 28. Mai zur Auffindung des reich ausgestatteten Nebengrabes führte. Seit 1893 gab der Verein eine eigene Zeitschrift heraus, die „Fundberichte aus Schwaben“. Sie erschienen jährlich und entwickelten sich bald zur unentbehrlichen Zeitschrift der heimischen Vorgeschichtsforschung. Bearbeitet wurde sie von dem jeweiligen Landesarchäologen, so von 1905 bis 1916 von Peter Goessler, von 1917 bis 1954 als Neue Folge in größerem Format von Oscar Paret. Nachdem 1947 der Anthropologische Verein im Württ. Geschichts- und Altertumsverein aufgegangen war, hat dieser Verein die Zeitschrift übernommen. Seit 1955 ist ihr Schriftleiter Hartwig Zürn.

In diesen jetzt alle zwei bis drei Jahre erscheinenden „Fundberichten“ werden sämtliche dem Denkmalamt bekanntwerdenden Funde und eigenen Grabungsergebnisse veröffentlicht. Auch der Kreis Ludwigsburg, der die Zeitschrift durch einen Zuschuß unterstützt, ist immer darin vertreten dank einer stattlichen Zahl freiwilliger Mitarbeiter, die bei den vielen Baugrabungen auf alte Kulturreste im Boden achten, sie selbst bergen oder ihre Beobachtungen und Funde dem Denkmalamt melden (Staatliches Amt für Denkmalpflege, Abt. Bodendenkmalpflege, Stuttgart, Altes Schloß, F. 29 91 21).

Unsere „Ludwigsburger Geschichtsblätter“ können nicht alle in den „Fundberichten aus Schwaben“ veröffentlichten vorgeschichtlichen Funde aus dem Kreisgebiet wie etwa einzelne Steinbeile oder römische Münzen übernehmen. Es werden daher, wie schon in den vorausgehenden Heften, nur wichtigere Funde und solche von allgemeiner Bedeutung hier besprochen.

Jungsteinzeit

Ludwigsburg - Oßweil

In Ludwigsburger Geschichtsblätter 15, 1963, 116 ist auf Siedlungen der Jungsteinzeit bei Oßweil hingewiesen worden. Im Jahr 1938 hatte ein Wasserleitungsgraben an der Ostseite des Friedhofs und etwas nordwärts unter dem Weg und bei den Sporthäusern mehrere Gruben mit jungsteinzeitlichen Gefäßscherben (teils Spiralkeramik, teils Rössener Keramik) durchschnitten. Dabei lagen auch Feuersteine und ein Mahlstein aus Schwarzwälder Buntsandstein, aus den Enzschottern bei Bietigheim. Damit ist das Bestehen einer Bauernsiedlung im 3. Jahrtausend vor Chr. erwiesen, wie auch einer etwas jüngeren Rössener Siedlung in demselben Gelände.

Nun wurde Rektor Conrad im Oktober 1963 in einer Baugrube an der Westseite der Neckarweihinger Straße gegenüber der Nordwestecke des Friedhofs auf mehrere in dem dortigen tiefgründigen Lößlehm bis 1,50 m Tiefe reichende Gruben mit tiefschwarzer speckiger Füllung aufmerksam. In ihr stecken rotgebrannte Lehmbrocken und kleine Tonscherben. Es sind Lehmgruben der steinzeitlichen Siedler, die dann als Müllgruben gedient haben. Die Scherben – größere Stücke sollen nach Mitteilung von Fahrer Oswald mit dem Aushub abgeführt worden sein – lassen auf die Rössener Zeit des 3. Jahrtausends schließen. Die zuerst im Osten und schon 1937 bei der Gärtnerei Frech im Norden des Friedhofs festgestellte Siedlung erstreckte sich also westwärts bis über die heutige Neckarweihinger Straße.

Früheisenzeit (Hallstattzeit)

Asperg. Der Grabhügel östlich vom Kleinasperggle

Die Ludwigsburger Kreiszeitung brachte am 11. Oktober 1963 einen Bericht mit der Überschrift: „Ein neues Fürstengrab entdeckt.“ Sechs Jahre zuvor, im Jahr 1957, stand in der Beilage Hie gut Württemberg Seite 73 f. ein Aufsatz des Unterzeichneten: „Ein weiteres vorgeschichtliches Fürstengrab beim Asperg.“ Oberarchivrat Dr. Grube war in Akten des Hauptstaatsarchivs vom Dezember 1580 auf eine Notiz gestoßen, daß Herzog Ludwig einige Mitglieder des Landschaftsausschusses bei einem Essen etwas besichtigen ließ, „das neulich nahend bey dem Asperg usser aim acker gegraben und gefunden worden“. Sie „haben nach vollendetem imbiss das erfunden werk, wölches ain ganz guet gulden halsspand und gulden ring, auch sonst etlich stuck, alls wan die von aim kessel kommen, gewesen ist, gnugsamb ersehen“. (Fundb. a. Schw. N. F. 14, 1957, 138). Es handelte sich also um Beigaben eines fürstlichen Männergrabes der Späthallstattzeit um 500 vor Chr. mit Goldschmuck und Bronzekessel.

Dieser Fund vom Jahr 1580 ist verschollen und ebenso seine Fundstelle. In meinem Bericht von 1957 habe ich bei der Frage: Wo lag das im Jahr 1580 entdeckte Fürstengrab? es als naheliegend bezeichnet, jene Fundstelle auf

dem West-Ost ziehenden Rücken südlich vom Asperg anzunehmen, auf dem auch das Kleinaspergle, die Hügelgruppe im Osterholz und schließlich auch der Ludwigsburger Fürstenhügel liegen. Nun liegt auf diesem flachen Rücken, im Ackerland 500 m östlich vom Kleinaspergle, ein weiterer, allerdings stark abgeflachter und nur noch wenig auffallender, aber doch deutlich erkennbarer Hügel von stattlicher Größe. Nach der Kieserschen Forstkarte vom Jahr 1683 reichte das Osterholz damals noch bis nahe an das Kleinaspergle heran, so daß der abgeflachte Hügel noch innerhalb des Waldes lag, der in diesem Teil erst um 1850 gerodet worden ist. So muß die Abflachung des Hügels wohl durch Ackerbau schon früher erfolgt sein, ehe das Gewann wieder dem Wald überlassen wurde.

Als das Staatliche Amt für Denkmalpflege, Abt. Bodendenkmalpflege, unter Dr. Zürn im Herbst 1963 (16. September bis Mitte Oktober) diesen Hügel untersuchte, durfte mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß der Fund vom Jahr 1580 aus diesem Hügel stammte und daß zum mindesten die Grabkammer gefunden werde. An den Grabarbeiten waren neben Dr. Zürn Dr. Neuffer und Grabungstechniker Maurer vom Denkmalamt und sieben Freiwillige des Internationalen Zivildienstes e. V. (Hamburg) beteiligt: zwei Schwedinnen, eine Dänin, ein Student aus der Schweiz, zwei Polizeikadetten aus England und ein Buchdrucker aus Frankreich. Der finanzielle Erlös ihrer Arbeit wird einem griechischen Dorf zugute kommen, das seit Jahren von der Organisation betreut wird. Ihre Freizeit nützten die Ausländer, um Land und Leute kennen zu lernen. Sie wurden dabei durch Beiträge der Stadt Asperg und des Kreises unterstützt.

Bei der starken Abflachung des großen Hügels konnte sein Mittelpunkt mit dem zu vermutenden Hauptgrab nicht genau festgelegt werden. Doch zeigte sich beim Ausheben einiger Suchschnitte schon bald, daß es sich um eine Aufschüttung handelt, und Spuren von grünem Keuperletten, der nur aus dem Untergrund stammen konnte, wiesen auf eine in den gewachsenen Boden reichende Grube und damit auf ein Grab hin.

Die Grabkammer zeichnete sich mehr und mehr durch eine dunklere Einfüllung ab mit einer Länge von 3,5 m in Nord-Süd-Richtung und einer Breite von 2,80 m. Die ungestörten senkrechten Wände ließen auf ein unberührtes Grab schließen. Doch fanden sich am 2. Oktober auf der etwa 2,5 m tief gelegenen Sohle des Grabes, das noch etwa 20 cm in den Keuperletten eingetieft war, nur noch Teile des Skeletts, etwas Bronzeschmuck, Glas- und Bernsteinperlen, zum Teil zerbrochen, Bruchstücke eines latènezeitlichen blauen Glasarmreifs und Teil eines hallstattzeitlichen Toilettegeräts aus Bronze. All dies lag zerstreut auf dem Kammerboden. Von der Kammerauskleidung mit Holz war nichts mehr erhalten. Das Grab war also ausgeraubt, war aber als Frauengrab nicht das vom Jahr 1580. Die Unberührtheit der Grubenwände zwingt zur Annahme, daß die Ausraubung erfolgte, als die Lage des Grabes noch bekannt und die Holzverkleidung noch erhalten war, andererseits weisen die zerstreuten Knochen auf eine Zeit hin, da der Körper schon verfallen war.

Die Beigaben stammen von einer Frau des 5. Jahrhunderts vor Chr., die wohl ein Glied des fürstlichen Geschlechts vom Hohenasperg war. Man könnte nun annehmen, daß das Frauengrab von 1963 ein Nebengrab war, ähnlich wie das Frauengrab von 1879 im Kleinaspergle, und daß das Hauptgrab durch die Suchgräben nicht angeschnitten worden ist. So kann erst die Zukunft die Frage klären, ob das Grab von 1580 ganz in der Nachbarschaft des neu gefundenen Grabes oder aber anderswo „nahe dem Asperg in einem Acker“ lag.

Die Untersuchung dieses Grabhügels benützte Dr. Zürn zu kleinen Grabungen am Südost- und Südwestrand des nahen Kleinaspergle, um seinen Aufbau zu klären. Es zeigte sich, daß unter dem Fuß des mächtigen, früher Bühlbuckel genannten Hügels offenbar ringsum ein Graben läuft. Er wird gleich nach der Bestattung des Fürsten ausgehoben worden sein, wohl um Boden zu gewinnen zur ersten Eindeckung und Sicherung der Grabkammer. Die Aufschüttung des heute noch 7,5 m hohen Hügels mit seinen etwa 7000 Kubikmetern Inhalt muß ja längere Zeit in Anspruch genommen haben.

Die eingehende Bearbeitung der Grabungsergebnisse wird durch Dr. Zürn erfolgen.

Asperg. Der Grabhügel Grafenbühl östlich vom Hohenasperg

Wenige Monate nach der Grabung beim Kleinaspergle im Herbst 1963 ergab sich im Januar 1964 überraschend die Aufgabe und die Möglichkeit, wieder ein Hallstattgrab beim Asperg zu untersuchen, und zwar im Grafenbühl.

In der Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg vom Jahr 1859 heißt es beim Bericht über die Stadt Asperg:

„Auf dem sogenannten Grafenbühl, einem östlichen Ausläufer des Aspergs, stand eine Burg, von der man noch im Jahre 1820 Fundamente ausgrub; ohne Zweifel lag hier die Burg Richtenberg. Sie ging mit Asperg den 19. März 1308 durch Kauf an Württemberg über. Nachher bestund sie wohl nicht mehr lange.“

Diese in Urkunden vom Jahr 1226 bis ins 14. Jahrhundert genannte Burg Richtenberg (Richenberg, Rithenberg) hat bestanden, aber, wie sich später ergab, nicht auf dem Grafenbühl beim Asperg, sondern auf dem Schloßberg südlich von Gerlingen Kreis Leonberg, dem Sitz der Herren von Richtenberg.

Den Namen Grafenbühl konnte Rektor Bolay (Asperg) in Rechnungs- und Lagerbüchern bis zum Jahr 1555 zurückverfolgen. Er reicht aber wohl bis ins 13. oder 12. Jahrhundert zurück, wo zum erstenmal Grafen (von Calw, von Asperg) im Besitz des Asperg erscheinen. Auf der Kieserschen Forstkarte von 1683 und der Karte von 1840 zieht sich Weinrebelgelände vom Asperg ostwärts über den Rücken des Hirschbergs bis nahe Eglosheim, und Rebenland bedeckte auch den Grafenbühl. Später trat mehr und mehr Obstbau an die Stelle des Weinbaues.

So war der Grafenbühl, als ich ihn im August 1925 besuchte, ganz in Baumgärten versteckt und zudem vom Weg Asperg-Eglosheim, der damals noch Hohlweg war, kaum zu sehen. Deutlich war aber beim Besuch zu erkennen, was ja zur Rebenzeit noch auffallender gewesen sein muß, daß ein runder Hügel, eben ein „Bühl“, dem natürlichen Rücken aufgesetzt war. Ich maß damals die Höhe mit etwa 2 Meter, den Durchmesser mit etwa 30 Meter. Der Bühl (so hieß früher auch das Kleinaspergle) durfte also als ein stolzer Grabhügel der Zeit der Fürstengräber um 500 v. Chr., eben des Kleinaspergle und des Ludwigsburger Fürstenhügels angesprochen werden. Auf der West- und Südseite war der Hügel durch die landwirtschaftliche Nutzung angeschnitten. Auf dem Hügel, auf dessen Gipfel (277,6 m über Normal-Null, dem Meeresspiegel) ein Signalstein mit einem eingehauenen Dreieck, also ein Triangulationsstein der Landesvermessung, steht, fand ich vorgeschichtliche Scherben.

Nun hatte Oberförster Fribolin von Bietigheim (1870–1893), der im Oberamt Besigheim und Ludwigsburg archäologisch tätig war und im Jahr 1887 mit Professor Eduard Paulus, dem Landeskonservator, einige der Grabhügel im Asperger Osterholz untersucht hat, erfahren, daß auf dem Grafenbühl nächst dem Signalstein zu verschiedenen Zeiten des 19. Jahrhunderts Gräber gefunden worden sind, auch kleine Gagatringe, die von den Findern am Kerzenlicht verbrannt worden seien. Vielleicht stammen von hier auch drei bronzene, mit Knoten verzierte Armringe, die, wie die Akten vermerken, „nicht weit vom Hohenasperg von einem Bauern, der ein neues Weinrebenland anlegen wollte, bei den Überbleibseln eines toten Körpers gefunden worden, die zwei kleineren um die beiden Arme, der größere um den Hals. Sie sind den 15. Oktober 1608 von Hans Heinrich Schertlin von Burtenbach zur Herzoglichen Kunstkammer geschickt worden“. Sie liegen heute im Landesmuseum und stammen aus der Latènezeit, etwa dem 4. Jahrhundert vor Chr.

Heute bietet der Grafenbühl und seine Umgebung ein anderes Bild. Die sich stark nach Osten bis zur Markungsgrenze und Autobahn Stuttgart-Heilbronn ausdehnende Stadt Asperg hat vom Hirschberg und dem Grafenbühl Besitz ergriffen. Er ist mit seinen paar Bäumen und dem Signalstein nur noch durch Lücken zwischen den Häusern sichtbar, ja er ist nur noch ein Torso, ist er doch von Süd, West und Nord stark angegriffen. Im Südteil sind in den letzten Jahren bei Bauarbeiten mehrere Gräber angetroffen worden, wie leider erst nachträglich bekannt wurde. Näheres ließ sich nicht mehr feststellen.

Der Nordwestteil des Hügels wurde 1963 für einen Bauplatz abgetragen. Als man Ende Januar 1964 den Anschnitt bis nahe dem Gipfel, dem Signalstein, erweiterte, stieß der Bagger unter dem sehr festen schwarzen Boden der alten Aufschüttung auf Steine. Das Staatliche Amt für Denkmalpflege, Abteilung Vor- und Frühgeschichte (Dr. Zürn und Grabungstechniker Maurer) legte vom 31. Januar bis 6. Februar ein Grab der Früheisenzeit (Hallstattzeit) frei (Abb. 1).

Holzspuren ließen noch deutlich eine 2,20 m lange und 1,20 m breite

Grabkammer erkennen, die auf dem gewachsenen Boden ruhte. Die Grabsohle liegt heute 2 m unter dem Gipfel, nur 2 m vom Signalstein entfernt. Einst war der Hügel höher. Bei seiner Lage auf dem Hirschberggrücken konnte er weithin gesehen werden. Die Grabkammer und der Tote waren, wie damals üblich, Süd-Nord gerichtet, wenn auch mit einer kleinen Abweichung nach Nordnordwest. Das Skelett mit dem Kopf im Süden konnte trotz schlechter Erhaltung noch freigelegt werden.

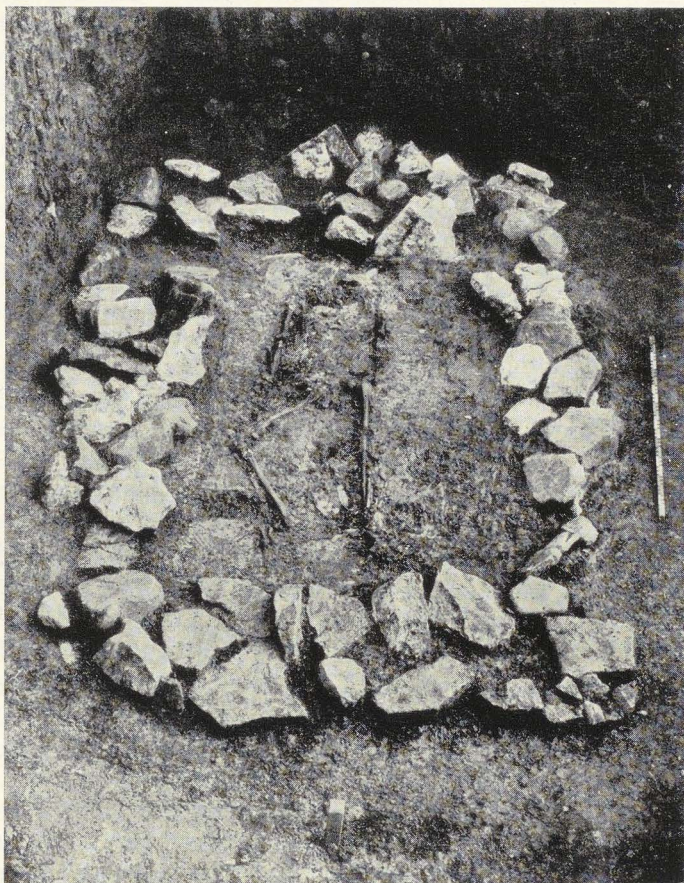


Abb. 1
Das hallstattzeitliche Grab im Grafenbühl, Asperg
von Nord gesehen

Die Kammer aus Holzbohlen hatte man nach der Bestattung zur Sicherung wohl rasch rings mit Steinen von 20 bis 60 cm Größe umbaut in ein bis zwei Lagen. Darauf kam Erde mit einzelnen Steinen, wohl bis zur Höhe der Grabkammer. Zuletzt wurden nochmals über das ganze Grab Steine gepackt und das Satteldach der Kammer mit bis 60 cm großen Muschelkalkplatten

abgedeckt. Danach konnte mit der sicher sehr lange dauernden Aufschüttung des mächtigen Grabmals begonnen werden. Als die Grabkammer verfiel, sanken die Steinplatten in den Hohlraum und zerdrückten das Skelett. Auch der Schädel war zerfallen. An Beigaben zeigte sich beim Freilegen nur ein kleines Bruchstück einer Gewandfibel aus Bronze, die Drahtspirale. So wird es sich um das Grab einer Frau handeln. Daß die Nadel bei den Füßen lag, läßt darauf schließen, daß Grabräuber vielleicht schon im Altertum die Totenkammer erbrochen haben, so wie bei dem oben beschriebenen Grabfund vom Herbst 1963.

Wenn man die für den Grabbau verwendeten Steine genauer betrachtet, so fällt auf, daß sie sehr verschiedenartig und von verschiedener Herkunft sind. In der Nähe gab es Schilfsandstein, der die Oberfläche des Hohenasperg bildet. Hier holte man Steine. Der Lettenkohlendolomit stammt aber von der benachbarten Markung Eglosheim oder von Hoheneck (Kugelberg), die Muschelkalkplatten entweder vom Leudelsbach- und Glemstal nördlich Markgröningen und Enztal bei Bissingen oder vom Täle und Neckartalhang bei Hoheneck. Besonders fallen die zahlreichen Blöcke von Buntsandstein des Schwarzwaldes auf (ich zählte 22 Stück). Sie haben gerundete Kanten, sind also Flußgerölle und natürlich von der Enz aus dem Nordschwarzwald in unser Gebiet gebracht. Man findet Enzschotter als Ablagerung aus dem Diluvium, ja schon dem Tertiär überall, wo die Ur-Enz geflossen ist, zuweilen als Höhengotter weit abseits von ihrem heutigen Tal, so bei Tamm und dem Hof Hohenstange. Die bis 45 cm großen Blöcke vom Grafenbühl müssen aber von den Terrassen über dem heutigen Flußbett stammen, werden also im Gebiet von Bietigheim geholt worden sein. Dies gilt auch für die an Kiesbeton erinnernden Blöcke, durch Kalk zusammengebackene Konglomerate aus Buntsandsteingeröllen und -sand. Diese bilden gerade auch bei Bietigheim ganze Bänke (Nagelfluhbänke). An welchen Stellen diese Schwarzwaldgeschiebe vor zweieinhalbtausend Jahren freilagen, wissen wir nicht.

Das Herbeischaffen schwerer Steine von verschiedenen, wohl bis 5 Kilometern entfernten Orten ist auch bei anderen Grabhügeln der Hallstattzeit nachgewiesen. Hier sei nur der Fürstenhügel von Ludwigsburg genannt. In ihm fand man beim Einbau des Wasserhochbehälters im April 1877 über der Grabkammer acht bis zehn Wagen voll Steine bis zu drei Zentner Gewicht und zwar von Aufschlüssen bei Zuffenhausen, Eglosheim, Hoheneck (Kugelberg und Täle). Die Bevölkerung der näheren und weiteren Umgebung mußte wohl rasch zur Sicherung des Grabes mit seinem kostbaren Inhalt Steine beischen, wo auch immer sich solche fanden. Und dann folgte die Aufschüttung des Hügels, wobei man zunächst wohl den Boden rings um den Fuß des geplanten Hügels gewann, so daß hier ein Ringgraben entstehen konnte (s. oben bei Kleinaspergle), dann aber ihn auch von weiter her holte. Beim Grafenbühl wurden etwa 700 Kubikmeter Boden gebraucht. Wohl kennt man von jener Zeit die vierräderigen, bronzeschlagenen Wagen der Fürsten, wie solche als Grabbeigabe auch im Fürstenhügel von Ludwigsburg und bei Bad Cannstatt gefunden worden sind. Wir wissen aber nicht, ob die

Beischaffung der Steine und der Erde mit Karren oder Schlitten oder auf Tragen und in Körben erfolgte. Jedenfalls erforderte dies schon beim Grafenbühl eine große Arbeitsleistung, wie vielmehr erst beim nahen Kleinaspergle mit seinem zehnmal größeren Inhalt (etwa 7000 cbm)!

Das aufgedeckte Frauengrab wird kaum das Hauptgrab des Grafenbühl sein. Man darf wohl annehmen, daß dieses mit dem vom Volk so genannten „Grafen“ noch unter dem Hügel liegt. Vermutlich auch noch weitere Gräber. Leider ließ sich der Wunsch, dieses mächtige, zweieinhalb Jahrtausende alte Grabdenkmal aus Aspergs Urgeschichte etwa in einer Grünanlage für die kommenden Geschlechter zu erhalten, nicht verwirklichen. So muß beim weiteren Abbau des schon stark angegrabenen Hügels wenigstens versucht werden, durch wissenschaftliche Untersuchung noch weiteren Einblick in die Geschichte des Asperger Bodens und damit auch des Hohenaspergs zu gewinnen.

Römische Zeit

Besigheim

Aus dem alten Ortsteil von Großingersheim zieht nordwärts, abzweigend von der Straße nach Kleiningersheim, ein seiner Führung nach sehr alter Feldweg, der „Holderweg“, 2,5 km hinauf zur Flur „Lange Hag“ (vor hundert Jahren noch Wald) und zur Höhe des „Bürgle“ auf Markung Besigheim, über dem Steilabfall zum 140 m tiefer fließenden Neckar. Beide Flurnamen („Holderweg“ siehe unter Großingersheim) sind für den Vorgesichtsforscher von Bedeutung. „Bürg“ = Burg weist auf ein steinernes Bauwerk hin, das vor Zeiten auf dieser Flur gestanden hat und von den Bauern als eine Burg gedeutet worden ist. Als dieser Flurname aufkam, bestanden von dem Bau wohl nur noch Ruinen, die von Wald bedeckt waren und während des Mittelalters bei der Nutzung des Bodens mehr und mehr abgetragen wurden, so daß heute nur noch Fundamentreste im Boden erhalten sind.

Der Wald „Langer Hag“, der bis zum Husarenhof reichte (s. Karte 1 : 50 000 vom Jahr 1844) hat früher auch das Ruinengelände des „Bürgle“ bedeckt. Die Endsilbe „le“ wird hier nicht eine Verkleinerung bedeuten, also die „kleine“ Burg, sondern „Hügel“ mit Bezug auf die Schutthügel der Burg, also „Bürghügel“. Solche mußten in dem einstigen Wald auffallen wie drüben jenseits der Enz heute noch die römischen Gebäuderuinen im Wald Rossert an der Grenze Markung Besigheim und Löchgau.

Man weiß schon lange, daß die bereits im Lagerbuch vom Jahr 1522 genannte Flur Bürgle die Reste eines großen römischen Gutshofes des 2./3. Jahrhunderts birgt. Im Herbst 1892 wurden an der Nordseite der Straße Besigheim–Kleiningersheim auf dem höchsten Punkt (nahe dem Signalstein 309,9) in einem Rübenloch römische Keramik, Brandschutt und ein Stück eines Mühlsteins gefunden. Der Bauschutt erstreckte sich nach den Feststellungen von Oberförster Fribolin (1870–1893 in Bietigheim) weiter gegen Nordost. 1896 stieß man beim Bau einer Quelfassung für die Besigheimer Wasserleitung im Neckarhaldenwald (Brunnenstube) in 2 Meter Tiefe auf

römische Keramik (Bericht von Präzeptor Dr. Richter, Besigheim, in „Fundberichte aus Schwaben“ 1896, 5). Nach einem Bericht vom Jahr 1838 (Württ. Jahrbücher 1838, 86) hat man hier Reste einer Wasserleitung aus Teichelröhren angetroffen. Der römische Gutshof erstreckte sich also von der Kleingingersheimer Straße bis an den Steilhang. Ob beim Umbau dieser Straße im Jahr 1961 etwas beobachtet wurde, ist mir nicht bekannt.

Ein Bauer berichtet, daß er südlich vom Waldrand beim Pflügen immer wieder auf Platten stoße.

B i e t i g h e i m

Die Markung der Stadt Bietigheim besitzt mindestens sieben Fundstätten römischer Reste, darunter große Gehöfte. Von einer dieser Stätten ist Neues zu berichten, nachdem sie vier Jahrhunderte lang vergessen war. Der Stadtschreiber und spätere Vogt Sebastian Hornmold von Bietigheim (1500–1581) hat in seinen im Jahr 1526 begonnenen „Bietigheimer Annalen“ berichtet, daß er in Flur Weilerle bei Hegenau an der zwischen dem Hirschberg und dem Brachberg nach Löchgau führenden Straße noch alte Mauerreste und einen Brunnen gesehen habe. Dies ließ, seit Prof. Roemer – Markgröningen bei seinen Studien im Stadtarchiv Bietigheim für seine Geschichte der Stadt Bietigheim (1. Aufl. 1956, 2. Aufl. 1961) die Annalen entdeckt hatte, eine römische Siedlung vermuten. Die Bestätigung brachte das Jahr 1963 beim Bau der Ölleitung Karlsruhe–Ingolstadt. Diese kommt von der Gegend des Weißenhofs, steigt durch das Brachberger Tal herab, quert bei seiner Einmündung ins Enztal die Bundesstraße 27 und dann die Enz, um durch die Hornmoldklinge die Höhe südlich vom Husarenhof zu gewinnen. Im Juni 1963 hob der Bagger den Graben im Brachberger Tal aus. Dabei beobachtete Steuersekretär Gustav Seifried, Kornwestheim, mit seinen beiden Söhnen Bauschutt und zwei quer geschnittene, also Nord-Süd ziehende Mauern in 10 m gegenseitiger Entfernung und zwar 115 und 125 m westlich der B. 27. Die Finder legten mir zahlreiche Bruchstücke von römischen Dachziegeln, Tongefäßen, auch Sigillata (Tasse, Teller) und Ziegelmörtel (wohl von einem Bad) vor. Weiter ostwärts wurde nichts beobachtet, auch im alten Schuttkegel beim Austritt des Tälchens zwischen B. 27 und der Enz war nichts Römisches zu sehen. Hornmold hat die Ruinen des Gebäudes noch aufragen gesehen.

G r o ß i n g e r s h e i m

Der „Holderweg“ (siehe Seite 173 unter Besigheim) führt zur Flur „Holderburg“ 1,3 km Nordnordwest vom Ort. Im Lagerbuch vom Jahr 1573 wird eine „alte Burg“ genannt, was sich wohl auf die Holderburg bezieht. Wenig westlich der dortigen Wegkreuzung fließt der „Holderbrunnen“, nach welchem das anschließende Gewann benannt ist.

Der Flurname „Holderburg“ weist, wie der Name der nahegelegenen Besigheimer Flur „Bürgle“, wieder auf dort im Boden steckende Fundamente römischer Gebäude hin. Derselbe Fall liegt vor bei der Flur „Holderbüschle“

an der Markungsgrenze Bietigheim–Metterzimmern. Es handelt sich um einen stattlichen Gutshof. Seine Bauten sind wie bei all diesen Gehöften schon seit dem Mittelalter abgetragen worden, um die Steine für die Hausbauten im nahen Dorf zu verwenden. Aber immer wieder stießen und stoßen Bauern beim Pflügen auf Baureste. So traf man vor dem Jahr 1838 die Heizanlage (Hypokaustum) eines Bades, dessen Estrichboden auf 0,75 m hohen Säulchen ruhte, und auf Reste einer Wasserleitung.

Beiderseits des Nord-Süd verlaufenden Hohlwegs im Gewann Toräcker sah Oberförster Fribolin-Bietigheim um 1890 angeschnittene, Ost-West ziehende Mauern (Parz. 2647 und 2621). Im Januar 1910 legten einige Grundbesitzer am Südfuß einer auffallenden Erhöhung, einem Schutthügel (Parz. 2631–34), einige Mauerzüge frei. Als ich Ende Januar dort war, sah man eine 1,50 m hohe Mauer mit einer überwölbten Nische, also die Wand eines Kellers. Der Hügel barg demnach das Wohngebäude des Gutshofs mit dem Keller an der Front gegen Süd, wohl unter der üblichen, dem Hauptraum vorgelagerten Säulenveranda. Ein ebenfalls auffallender Schutthügel eines Gebäudes liegt weiter nordwärts am Südrand der großen Parzelle 2829.

Der Name „Holderburg“ gibt deutlich das mittelalterliche Bild der Stätte wieder: Ruinen fester römischer Bauten und Schutthügel, von Holdergebüsch überwuchert. Ein Odland, Allmend, inmitten der Felder. Nach dieser Ruinenstätte wurde der zu ihr führende Weg „Holderweg“ genannt und ebenso der nahe Holderbrunnen. Längst sind Bausteine und Mauerschutt abgeführt, ist das Allmendgelände aufgeteilt, gerodet und unter den Pflug genommen. Im Boden aber stecken noch die Fundamente, so daß sich bei vollständiger Freilegung, wie mir dies 1911 bei dem Gutshof von Hoheneck möglich war, noch ein Gesamtplan der Anlage gewinnen ließe. Anlässlich der Flurbereinigung in der Flur „Hänselesäcker“ nahe dem Holderbrunnen wurde im Ostteil der Parzelle 2286 (neu) eine 60 cm starke Mauer freigelegt, die sich etwa 70 m gegen Südsüdost verfolgen ließ. Es ist offenbar die westliche Hofmauer des Gutshofs. Ihre Ost- und Südseite ließen sich im Jahr 1910 nahe den Hohlwegen vermuten. Auch an der Wegkreuzung an der Südecke von Parzelle 2298 wurden Mauerreste freigelegt (Fundb. a. Schw., N. F. 16, 250), wie Malermeister H. Rösch meldete.

Walheim

Das römische Kastell Walheim, die Garnison der ersten Kohorte der Asturer aus Spanien, ist seit dem Mittelalter ganz überbaut. Es wurde 1886 von Professor Konrad Miller entdeckt und 1894 von der Reichslimeskommission durch Ephorus Dr. Mettler-Maulbronn im Umriß festgelegt. Die 134 m lange Front sah gegen Ost, zum Neckar, die gotische Dorfkirche steht in seiner Südostecke. Die Bundesstraße 27 zieht mitten durch das Kastell von Süd nach Nord, vom rechten zum linken Seitentor. Dem Forscher ist vom Kastell selbst kaum mehr etwas zugänglich. Sehr ergiebig war aber die Umgebung des Lagers, die seit Jahrzehnten mehr und mehr überbaut wird. Schultheiß Roth hat 1907 beim Bau der Wasserleitung wieder Dr. Mettler

beigezogen, dem zahlreiche Ergänzungen jener ersten Grabung möglich waren, einige auch schon außerhalb des Kastells. Im Jahr 1910 konnte ich in der Mühlgasse nördlich vom Kastell die Heizanlage eines großen Baues und im Februar 1911 südwestlich vom Lager einen Töpferofen freilegen (Fundb. a. Schw. 1910, 75 f. und 1911, 125 ff.). Seit 1926 hat sich Friseur Gottlob Gengenbach durch ständige Beobachtung der Baugrabungen mit großem Erfolg als Vorgeschichtsforscher betätigt, auch als er später nach Stuttgart umgezogen war (gest. Oktober 1963). So verdankt man ihm die Bergung vieler römischer Kulturreste.



Abb. 2

Römisches Relief der Pferdegöttin Epona. Gefunden 1957 bei Walheim, Kreis Ludwigsburg. Schwach $\frac{1}{2}$ des Originals

Hier sei genannt der Fund eines Reliefs der Glücksgöttin Fortuna im Februar 1933 hinter Haus Mühlstraße 16, also 100 m nordöstlich vom Nordtor des Kastells. Das beschädigte Bildwerk ist 32,5 cm hoch. Die Göttin hält rechts das Ruder, in der Linken das Füllhorn. Wertvoll ist das Werk durch die ausnahmsweise erhaltene Bemalung. Auf weißem Grund sind durch braunrote Linien Haare, Augen und Gewandfalten sowie eine architektonische Gliederung des Hintergrundes angegeben. Im Jahr 1962 wurde in einem

Graben vor der Kinderschule, am Ostrand des Kastells, ein ähnliches Fortunarelief mit Farbresten gefunden.

Auf römische Baureste in Flur „Häusle“ (wohl Hinweis auf frühere Mauerfunde) 1,2 km nördlich Walheim hatte G. Gengenbach im Jahr 1927 aufmerksam gemacht. In derselben Parzelle 1274 (K. Klein) stieß man im Dezember 1957 beim Ausheben von Baumlöchern wieder auf Mauerwerk und auf ein römisches Relief. Es ist 25,5 cm lang und 22 cm hoch. Dargestellt ist die keltisch-römische Pferdegöttin Epona auf einem nach rechts schreitenden Pferd sitzend (s. Abb. 2). Im Vergleich zu der Mehrzahl der von anderen Orten bekannten Eponareliefs ist es eine unbeholfene, fast rührend kindliche Arbeit. Der Pferdeleib ist zu lang geraten und durch die steif darauf sitzende Göttin nach unten durchgedrückt. Auch dies Relief hat man sich bemalt zu denken. Es war einst an dem Pferdestall des in dem Seitentälchen des Neckar gelegenen Gutshofes angebracht gewesen. (S. Fundb. a. Schw. N. F. 15, 177.)

Frühalamannisch-fränkische Zeit

Bietigheim

Als im Jahr 1846 die Eisenbahn von Bietigheim nach Heilbronn gebaut wurde, stieß man im Einschnitt bei der Großingersheimer Straße auf reihenweise angelegte Skelettgräber mit Waffen, Tongefäßen und Schmuckstücken, also auf ein Gräberfeld des 6./7. Jahrhunderts nach Chr. Die Funde sind verschollen. Näheres war bisher nicht bekannt. Aber ebenso wie die Ausdehnung der Stadt gegen Nordwest seit 1906 das schon im Jahr 1526 erwähnte und dann vergessene Gräberfeld im Gebiet der Hillerstraße wieder anschnitt (s. Ludw. Gesch. Bl. 15, 1963, 122), so ist die Bautätigkeit seit 1950 nun auch ostwärts bis zu dem Friedhof an der Bahn nach Heilbronn vorgezogen. Nordwärts der Großingersheimer Straße entstehen Häuser der Wohnbau G.m.b.H. Das erste, am weitesten westwärts gelegene Grab zeigte sich in der Baugrube für das Haus H. Luithardt 200 m westlich der Eisenbahnlinie. Am 9. April 1963 teilte mir die Baufirma Ernst Schütz-Bietigheim mit, daß die Planierraupe auf ein Skelett gestoßen sei. Ich konnte das Skelett samt Beigaben freilegen. Baggerführer Gerhard Schütz hatte den Schädel und daneben ein Tongefäß bemerkt, die Arbeit dankenswerterweise an dieser Stelle unterbrochen und den Fund gemeldet.

Der Tote lag in 2,20 m Tiefe im Löß in der Mitte der Baugrube und auf ihrer Sohle, in Richtung West (Kopf)-Ost, wie es zu jener Zeit Sitte war. Das Skelett war 1,65 m groß. Rechts vom Kopf stand ein einhenkliger dunkelgrauer Krug, 20,5 cm hoch, mit Zierlinien auf der Schulter. Bei der Untersuchung zu Hause fanden sich im Krug Teile eines dünnwandigen kelchförmigen Glasbeckers. Rechts vom Krug, ihn berührend, stand eine Schale aus rotem Ton, 26,5 cm weit, mit Standring. Farbe und Form erinnern an römische Sigillatagefäße. Grüne Bronzespuren in der Brustgegend stammen wohl von einem vergangenen Schmuckstück. Zwischen den Knien lag ein eisernes Messer, an der Außenseite des linken Fußes ein Beinkamm, 12 cm lang und

5 cm breit. Er besteht aus sechs Beinplatten, die durch Längsleisten mit Bronzestiften zusammengehalten werden. Beide Leisten sind durch eine Reihe von Punktkreischen zwischen je drei Längsrillen verziert. Die Zähne der beiden Seiten sind verschieden breit eingesägt.



Abb. 3

Alamannisches Grab von Bietigheim a. d. Enz.
Gefunden April 1963 an der Großingersheimer Straße

Eine eigenartige Totenbeigabe fand sich zwischen den Füßen. Es ist eine natürlich entstandene kugelförmige Konkretion von Pyritkristallen von 2,8 cm Durchmesser und 52 g Gewicht. Solche Schwefeleisenbildungen findet man im Schwarzen Jura (Lias) am Fuß der Schwäbischen Alb etwa in der Gegend des berühmten Holzmaden Kr. Nürtingen. Ob dieser goldglänzende Stein etwa als Amulett gedient hat, wissen wir nicht. Das Grab stammt aus dem 6. Jahrhundert.

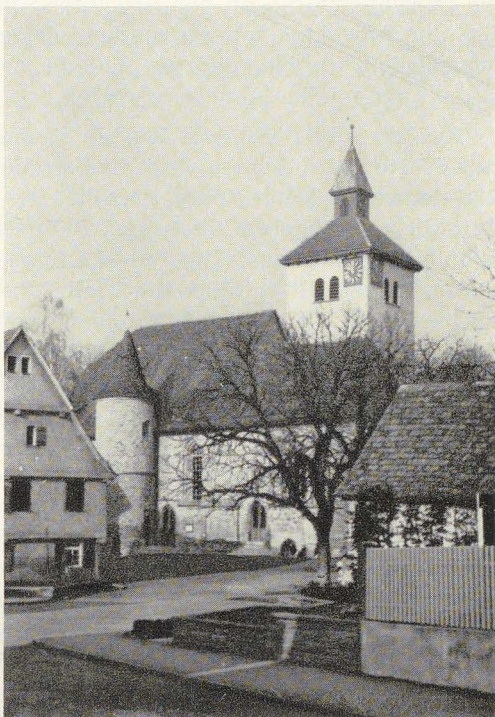
Beim folgenden Ausheben der Leitungsgräben bis zur Eisenbahn stieß man seit Ende Juli immer wieder auf Skelettgräber. Am 30. Juli war etwa ein Dutzend Gräber an Knochenresten und Bruchstücken von Tongefäßen im Aushub oder an den Grabenwänden zu erkennen, dabei auch ein Steinplattengrab. Geborgen wurde eine 65,5 cm lange, sehr schmale Speerspitze.

Bei der Überwachung der weiteren Grabungen durch das Denkmalamt gelang es noch eine Anzahl Gräber festzustellen und an Beigaben unter anderem mehrere Kämmе zu bergen. Darüber wird das Amt später berichten. Der Friedhof hat in Ost-West-Richtung eine Ausdehnung von etwa 250 m. Er lag wohl an der Nordseite der schon damals entstandenen Großingersheimer Straße. Ob er auch auf die Südseite dieser Straße übergrieff, wird sich bei der künftigen Überbauung des Geländes zeigen.

Denkmal-
pflegerische
Arbeiten
im Kreis
Ludwigsburg

Mit neun Abbildungen

Asperger Kirche St. Michael



Kurze Geschichte der Asperger Michaelskirche

Von Theodor Bolay

Als am 12. Juni 1960, am Fest der Dreieinigkeit, sich die Türen öffneten und die Gemeinde erstmals nach einjähriger Bauzeit sich wieder in der ehrwürdigen Michaelskirche zum Festgottesdienst versammelte, da hatte mit der Erneuerung des Kircheninneren und der Sicherung und Erweiterung des Kirchenschiffes der dritte Bauabschnitt der Kirchenerneuerung sein Ende gefunden. Dies war der Anlaß, der Geschichte der Kirche nachzuforschen.

Eine kurze Aufzeichnung in einer Handschrift im württbg. Hauptstaatsarchiv in Stuttgart lautet ganz schlicht: „Anno 1558 ist die erste Kirche zu Unter-Asperg gebaut worden.“ An dieser Stelle soll der Frage, was vor dieser Kirche in Unterasperg an kirchlichen Gebäuden vorhanden war, denn der Name Unterasperg war ja noch kaum 25 Jahre alt, nicht nachgegangen

werden, vielmehr soll die Geschichte der 400 Jahre alten Kirche auf Grund vorhandener Quellen aufgezeichnet werden.

Diese erste Kirche im Städtchen Unterasperg war, wie sich bei den Bauarbeiten herausgestellt hat, eine schlichte kleine Chorturmkirche, vielleicht erwachsen aus einer früheren Kapelle. Viel Geld konnten damals die Bewohner nicht auf den Bau ihrer Kirche verwenden, denn ein großer Teil der Einwohner war erst in den letzten Jahrzehnten vom Berg herunter umgesiedelt worden, und die Zeit des Interims hatte auch ihre Schatten in das Land um den Asperg geworfen.

Auf Invokavit 1557 war Pfarrer Conrad Schaffner, bisher in Eglosheim, zum Pfarrer nach Asperg verordnet worden. In seine Amtszeit fiel nun der Bau der neuen Unterasperger Kirche. Das Schiff dieser Kirche reichte vom Turm bis zur früheren Westwand. Unter dem Fundament dieser Westwand konnte bei den Bauarbeiten das alte Fundament der ehemaligen Chorturmkirche festgestellt werden. Die Breite des Schiffes erstreckte sich von der jetzigen, noch von damals erhaltenen Nordwand bis zur Kanzel. Unter dem Turm befand sich ein schlichter Chor, in den dann später die Sakristei eingebaut wurde. Neben der Kirche befand sich ein kleines Beinhaus, ein Grufthäuslein, denn die vielen Knochen, die bei den Grabarbeiten zutage gefördert worden sind, lassen auf das Vorhandensein eines solchen Beinhauses schließen. Der Turm selbst war nicht so hoch wie heute, vielmehr reichte er nur bis zu dem noch vorhandenen Gesimse. Ein schlichtes Zeltdach dürfte wohl den Turmhelm gebildet haben. Die Einweihung der Kirche wird auch zum Anlaß genommen worden sein, ein Taufbuch anzulegen und wer weiß, ob nicht der erste Eintrag in diesem Kirchenbuch uns Kunde gibt von der ersten Taufhandlung in der neuerbauten Kirche! Der erste Pfarrer war Konrad Schaffner, wie bereits schon erwähnt; 1563 wurde er durch Daniel Wetzler ersetzt, der 1571 von Magister Lot Ruff abgelöst wurde. Als im Jahre 1576 wieder die Pfarrstelle neu besetzt werden sollte und die Auswahl schwerfiel, berichteten die Räte: „Nachdem es nun an solchem Ort von wegen des Bergs und der Straße, eines gelehrten, wesentlichen und bescheidenen Kirchendiener bedarf, haben wir den Pfarher zu Schmidhen Magister Johannes Vetter, der sich bisher in Lehr und Leben gepurlich und wol gehalten, erfordert, und mit ihm gehandelt, der sich alhier geprauchten zu lassen, gehorsamlichst erpotten und bewilliget.“ In Veters Amtszeit fallen nun weitere Erweiterungsarbeiten an der Kirche St. Michael. An die bisherige Chorturmkirche wurde ein neues Schiff mit größerem Chor angebaut und die bisherige Südseite des Schiffes weiter nach Süden vorgerückt. 1591 wurde dann vom bisherigen Kirchturm, dem seitherigen Chor, ein Durchgang in den neuen Chor geschaffen und ein neues Glöcklein auf den Turm gehängt. Während der Amtszeit des Magisters Christoph Mack wurde an der Südseite der Schneckenturm angebaut und vielleicht die erste Empore in der Kirche erstellt, denn sonst wäre der Bau des Treppenturmes nicht ersichtlich.

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges war die schlimmste Zeit für die Asperger Bevölkerung. Besonders schwer lastete die Zeit der Belagerung

1634/35 auf den armen Bewohnern. Die Kirche blieb nicht verschont, denn am 18. Okt. 1634 hatte ein Regiment Kaiserlicher Reiter von Gröningen und Bietigheim her einen Einfall in das Dorf Asperg unternommen, es an etlichen Orten angezündet, in der Kirche Strohwische an die Kirchenstühle gebunden und sie angezündet. So brannte die Kirche aus, und es ist verständlich, wenn der Vogt von Asperg 1653 in seinem Bericht besonders erwähnt, daß auch die Kirche „deformiert“ worden sei. Wohl das ganze Kirchendach ging damals in Flammen auf, und auch das Mauerwerk dürfte ziemlich beschädigt worden sein. Erst in den ruhigeren Jahren des zu Ende gehenden Krieges konnte man dann darangehen, die Kirche wieder notdürftig herzurichten und das Innere wieder zu erneuern. Weil aber die Leute arm und die Kassen leer waren, wurde darauf gesehen, möglichst billig zu bauen. Zwar sind die Unterlagen der damaligen Baurechnung nicht mehr erhalten, jedoch eine kleine Notiz in der Heiligenpflerechnung 1649/50 besagt, daß dem Zimmermann Geißel „von dem Hanen uff die Kürchen zu stecken 2 Gulden versprochen worden, woran aber nach der Zeith Ihme mehrers nicht erstattet alß 36 Kreuzer“. Und auch eine neue Empore mußte wieder errichtet werden, die alte wird dem Brand zum Opfer gefallen sein! Im Schnitzwerk der Westempore ist die Jahreszahl 1647 eingeschnitten. Damit haben wir den Beweis, daß bereits um diese Zeit mit der inneren Erneuerung Ernst gemacht wurde. Zimmermann Geißel war mit der Ausführung betraut worden, und als er im Rechnungsjahr 1649/50 mit dieser „Borkirche“ fertig war, „ist demselben hernachmals von Herrn Pfarrern einen Trunckh in Hanß Mayers Behausung zu thun Vergonnt“, wofür der Heiligenpflerer 20 Kreuzer bezahlte.

Die damals angefertigten Säulen sind heute noch vorhanden und bei der Erneuerung wieder verwendet worden.

Um den Glockenturm vor gänzlichem Verfall zu bewahren, wandte sich die Gemeinde am 17. Mai 1655 an die Regierung, ihnen zu erlauben, 35 Eichen aus ihren eigenen Wäldern zu hauen und zu verwenden. Daraufhin wurde der Forstmeister von Leonberg angewiesen, solches den Aspergern zu gestatten. 1661 wurden dann im Chor die „Weiberstühle“ errichtet, auch ein „Wetterdächlein“ an der Kirche angebracht. In dieser Zeit dürfte wohl die Kirche im Innern auch mit Bildern bemalt worden sein. Drei davon konnten unter dem Verputz in jüngster Zeit wieder freigelegt und mit Hilfe des Landesamtes für Denkmalpflege restauriert werden. 1671 wurde beschlossen, die Nordempore, von der noch ein Rest vorhanden geblieben ist, einzubauen. Zimmermann Geisel und sein Sohn verfertigten diese Empore, die sich gegen „der Figur Jüngsten Gerichts“ erstreckte. Dieses Bildnis dürfte wohl über dem zugemauerten alten Triumphbogen der ehemaligen Chorturmkirche angebracht gewesen sein. 1671 bekam dann die Kirche eine neue Orgel, das bisherige sogenannte Positiv wurde nach Merklingen verkauft. 1710/11 wurde die Kirchhofmauer instandgesetzt und das ganz „ruiniert gewesene Bain- oder crufft Häußlen“ wieder erneuert. 1828/30 wurde es dann abgebrochen.

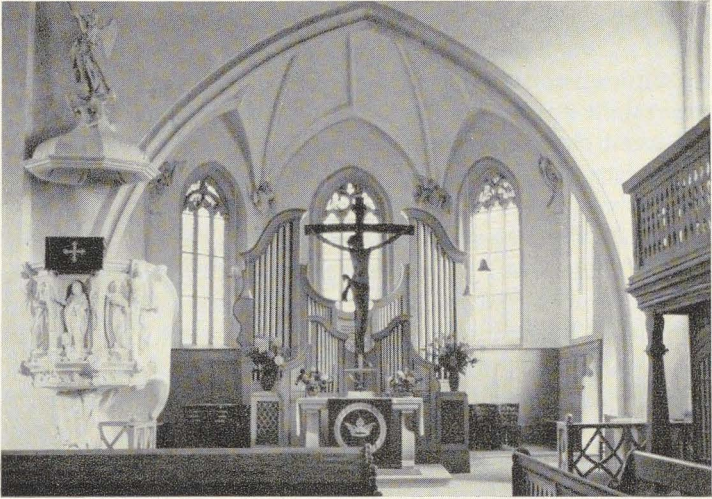
In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war die Kirche wieder baufällig geworden und besonders der Kirchturm hatte in seinem oberen Teil eine Erneuerung dringend notwendig. Nach Kgl. Decreten vom 2. Juni 1829 und vom 9. April 1831 wurde der Abbruch zweier schadhafter Stockwerke samt Dach und Glockenstuhl am hiesigen Kirchturm und die Wiederaufbauung des einen von Stein, des andern von Holz sowie die Wiederherstellung des Dachwerks und Glockenstuhls „allernädigst genehmigt und zugleich gestattet, daß der Bauaufwand aus dem Aktivvermögen der Gemeinde bestritten werden dürfe“.

Im Jahre 1835 wurde der Boden beim Altar, Taufstein „und dem sogenannten Schlitten“, da er dermaßen ruiniert war, mit roten und weißen Steinplatten „im Quadrat gemischt“ gelegt.

Nach einem Auszug aus dem Kirchenkonventsprotokoll vom 19. November 1857 war der Kirchenkonvent darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Deckengebälk im Schiff der Kirche in einem schadhafte Zustand war, weil es keine durchlaufenden Balken hatte und die Klammern, durch die die Balken zusammengehalten wurden, „sich losgezogen“ hatten, „desgleichen, daß die westliche Giebelmauer einen bedeutenden Bauch herausschmache“. Da aber keine Mittel vorhanden waren, eine grundlegende Erneuerung vorzunehmen, wurde 1859 beschlossen, nur die dringendsten Reparaturen vornehmen zu lassen.

Immer wieder hören wir nun von Versuchen und Planungen für eine Erneuerung der Asperger Kirche. 1909 hatte Stadtpfarrer Herwig durch den berühmten Professor Martin Elsäßer einen großartigen Renovierungsplan ausarbeiten lassen, der leider nicht zur Ausführung kommen konnte, da bereits der Plan gefaßt war, eine völlig neue Kirche zu erstellen. Der Ausbruch des 1. Weltkrieges verhinderte zunächst weitere Erneuerungsarbeiten. Zwar wurde im Sommer 1918 eine Neubemalung der Kirche durchgeführt, 1922 die elektrische Beleuchtung eingerichtet, und 1934 wurde wenigstens mit Erneuerungsarbeiten an der Südseite der Kirche begonnen und beschlossen, auch die innere Erneuerung möglichst rasch durchzuführen. Die Schuldenlast der Kirchengemeinde infolge des Baues eines Gemeindehauses und die Nöte des zweiten Weltkrieges verhinderten in den folgenden Jahren jegliche Restaurierung der Kirche. Aber schon im Jahre 1946 wurden neue Pläne für die Erneuerung der Kirche ausgearbeitet und am 11. Dezember 1947 beschloß der Kirchengemeinderat unter dem Vorsitz von Stadtpfarrer Dr. Schreiber, den Umbau und die Instandsetzungsarbeiten an der Kirche in Angriff zu nehmen. Zu Beginn des Jahres 1948 wurde mit den Abbrucharbeiten begonnen. Richard Krumrey, Memmingen, hatte den Aus- und Umbau der Orgel übernommen, die Orgelempore wurde entfernt, ebenso die Südepore. Dr. Supper, Eßlingen, war bei diesen Arbeiten der leitende Architekt, während Bauingenieur Dietrich, Asperg, die örtliche Bauleitung übernommen hatte.

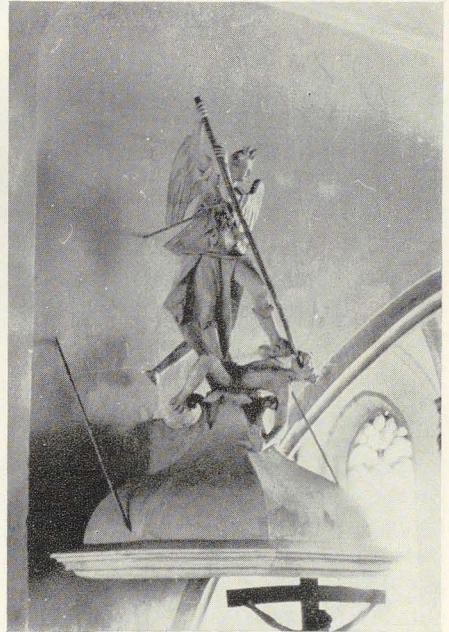
Gleichzeitig mit der Wiederherstellung des Chors sollte auch eine neue Heizung eingerichtet werden. Beim Ausheben der Heizgrube zeigte es sich



Blick in den Chor der Asperger Kirche St. Michael



Kanzelträger



Kanzeldeckel

in der Asperger Kirche St. Michael

jedoch, daß das Fundament des Kirchturms bereits 40 cm unter dem Fußboden aufhörte, weshalb eine Stützmauer zur Sicherung im Turm eingebaut werden mußte. Das an der Nordseite ausgebrochene Maßwerkfenster wurde als drittes Chorfenster eingebaut, während ein viertes Maßwerkfenster im Chor neu erstellt werden mußte. Anfang Juli wurde noch die Sakristei umgebaut, und trotz Währungsreform gelang es dank der Gebefreudigkeit und Opferbereitschaft der Gemeindeglieder, das begonnene Werk zu vollenden und die wiederhergestellte und erneuerte Kirche am 2. Dezember 1948 feierlich einzuweihen.

Aber noch waren zwei Aufgaben der Zukunft vorbehalten: Einmal die Erneuerung des Turms und zum andern die Sicherung des Westgiebels und gleichzeitig damit verbunden die Erweiterung des Kirchenraums.

Die Erneuerung des Turms wurde im Sommer 1956 zur Ausführung gebracht. Das 400jährige Jubiläum der Kirche veranlaßte Pfarrer Hans Gußmann 1957, die Gemeinde zur Durchführung des letzten Bauabschnittes, der Sicherung und Erweiterung des Kirchenschiffes, aufzurufen, und schon am Kirchweihfest 1958 konnten die ausgearbeiteten Pläne der Gemeinde unterbreitet werden.

Im Zusammenhang damit sollte das Innere der Kirche eine gründliche Erneuerung erfahren, der Dachstuhl vollständig erneuert, und wie sich während der Arbeit herausstellte, auch das Chordach völlig instandgesetzt werden. Architekt Dipl.-Ing. Kurt Krauter wurde mit der Bauleitung beauftragt. Nachdem man gegen Ende des Frühjahrs 1959 mit den Bauarbeiten begonnen hatte, konnte bereits am 9. Oktober das Richtfest begangen werden, und infolge günstiger Witterung war es möglich, die Kirche noch vor Einbruch des Winters unter Dach zu bringen. Der weitere Ausbau vollzog sich planmäßig, so daß am 12. Juni 1960 die festliche Einweihung der erneuerten und vergrößerten Kirche erfolgen konnte.

Die Innernerneuerung der Johanneskirche in Erdmannhausen

Von Robert Simen

1. Die Kirche

Heutzutage trifft man es immer wieder, daß der Kirchturm erst nach der Kirche, gelegentlich Jahre später, erbaut wird. Beim Bau der Kirche in Erdmannhausen war es umgekehrt. Für viele Jahre oder gar Jahrzehnte stand zunächst nur der Turm. Aus seiner massig-massiven Bauweise schließt man, daß er ursprünglich die Funktion eines Wachturms und einer Zufluchtsstätte hatte, daß er also der Bevölkerung des Dorfes Herkenmarehusa als eine Art „Hochbunker“ diente. Das früheste Zeugnis von jener Bevölkerung ist eine Münze aus dem Jahr 800, die bei Grabarbeiten an der Kirche im Jahr 1923 gefunden und an das Altertumsmuseum nach Stuttgart weitergegeben worden ist. Wohl um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert wurde in den

Turm die jetzige Sakristei eingebaut und an den Turm der Chor der Kirche angebaut. Erst 1480 wurde das Langschiff errichtet, wahrscheinlich unter der Leitung des Baumeisters Albrecht Georg aus Marbach, der zur selben Zeit die dortige Alexanderkirche umbaute. Beim Bau des Langschiffes entstand auch das Treppentürmchen zu dem auffallend hoch gelegenen Turmeingang und mit diesem verbunden der Baldachin, der offensichtlich einen Seitenaltar enthielt, da in den Treppenturm ein Sakramentshäuschen eingelassen ist, wie sich bei der Renovierung zeigte. Der Schlußstein des Baldachingewölbes zeigt den Evangelisten Johannes, dem die Kirche geweiht ist. Von dem früheren Dasein eines zweiten Baldachins auf der Nordseite zeugen Steinansätze am Chorbogen und ein zweiter Schlußstein, der jetzt in die Nordwand eingelassen ist und Maria mit dem Jesuskind darstellt. Dieser Baldachin mußte nach der Reformation einer Empore weichen. Eine besondere Kostbarkeit bildet der Taufstein vom Jahr 1494, der aus Murrhardt hierher gekommen ist.

2. Die Innenerneuerung der Kirche von 1963

Praktische und ästhetische Gründe drängten seit Jahren zu einer Erneuerung des Inneren der Kirche. Sie brauchte dringend eine neue Heizung und eine neue Orgel und verlangte nicht weniger nach einer Modernisierung – oder Restaurierung ihres Gesamtcharakters. Denn bei der Renovierung des Jahres 1923 wurde mit Verschnörkelungen und Verzierungen nicht



Johanneskirche in Erdmannhausen vor der Erneuerung 1963

gespart und noch weniger mit Farbe. Alles war stark und ziemlich dunkel bemalt, auch alle Hausteine. Die Suche des Restaurators nach Resten alter Malereien war leider vergebens. Man hatte anno 1923 ganze Arbeit geleistet und den gesamten Mauerbewurf abgeschlagen. Die Bauarbeiten im Jahr 1963 standen dagegen unter der Losung „Zurück zum Natürlichen, Schlichten!“ Nachdem der Architekt, Baurat Dr. Zoller, Untertürkheim, dieser Losung durchweg treu geblieben war, verwandelte sich die düstere Dorfkirche in einen Raum, welcher der hier verkündigten Frohbotschaft angemessen ist.

Die „restaurative Modernisierung“ begann damit, daß in mühseliger Arbeit alle Hausteine Zentimeter um Zentimeter freigelegt wurden. Die Felder der Schiffdecke wurden mit massiven naturhellen Tannenplatten ausgelegt, ebenso die Felder der Emporebrüstung. Die meisten Verschnörkelungen an der Empore wurden beseitigt, das übrige Holz wurde gründlich abgelaut und so schwach als durch die Farbdifferenzen unbedingt nötig lasiert. Die Chor-, Sakristei- und Baldachinwände wurden weiß gekalkt, die Wände im Schiff nur leicht beige getönt. Die neuen Bänke sind fast ohne Flächenverleimungen aus wunderschönen Enztalkiefern angefertigt und naturlackiert. Der neue Fußboden wurde auf der Empore in Tannenriemen und unten in Eichenriemen und Solnhofener Steinplatten verlegt. Die Verglasung im Schiff erfolgte mit lichtdurchlässigen, aber dadurch leider etwas farbsschwachen Gläsern.

Der Chor der Kirche bekam ein ganz neues Gesicht dadurch, daß die neue Walker-Orgel nun dort aufgestellt wurde. Sie hat die Form eines Flügel-



Johanneskirche in Erdmannshausen nach der Erneuerung 1963

altars. Der rechte Flügel verdeckt leider eines der drei Chorfenster, die von Kunstmaler Stelzig, Besigheim, und der Kunstglaserei Neumann, Bietigheim, künstlerisch ausgestaltet wurden. Die gut durchlichteten, überwiegend sonnen gelb gehaltenen Fenster zeigen in der Mitte das Thema „Jesus bei Maria und Martha“, rechts und links davon das griechische A und O. Der Altar aus Maulbronner Sandstein und einer eichenen Tischplatte mußte wegen Platzmangels verhältnismäßig klein gehalten werden. Durch seine Zurücksetzung in den Chor wurde vor dem Altar ein freier Platz geschaffen. Die Kanzel, von der Meisterhand eines Marbachers im Jahr 1923 geschaffen, wurde lediglich oben und unten von einigen Verschnörkelungen entlastet. Sie hat nun eine klare Kelchform. Leider unterbricht sie ebenso wie die Nordempore den Chorbogen und den Blick in den Chor und auf die Orgel.

Eine zunächst erwogene Versetzung der Kanzel an die Baldachinwand mußte man wieder fallen lassen, nachdem man sich dafür entschieden hatte, aus der Baldachin-Treppenturm-Anlage eine Art Taufkapelle zu machen. Zunächst wurde dazu der Aufsatz abgebrochen, der dem Turmaufgang das Aussehen eines Silos gab, und die unschönen Verstrebungen wurden durch anderweitige Verankerungen ersetzt. Der Taufstein fand nun einen würdigen Platz unter dem Baldachingewölbe. Bis zur Konfirmation 1964 soll noch ein Wandteppich die Baldachinwand ausschmücken, entworfen von Robert Eberwein, Ditzingen, und ausgeführt von der Paramentenwerkstätte in Stuttgart. Dieser Teppich wird das Wort aus dem Evangelium des Kirchenpatrons anschaulich machen: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“

Bei diesen Bauarbeiten zog auch in mehrfacher Gestalt die Technik in diese Kirche ein: in Form einer elektrischen Fußbankheizung, Läutemaschinen, einer neuen vollautomatischen Turmuhr, die um zwei weitere Zifferblätter vervollständigt wurde, und in Form einer Schwerhörigenanlage. Alles in allem kostete über 170 000 DM, die jedoch die Kirchengemeinde sofort auf den Tisch legen konnte – ein Zeichen dafür, daß den jetzigen Bewohnern von Erdmannhausen ihre Kirche ebenso lieb und wert ist wie denen zu Herkenmarehusas Zeiten.

Die Restaurierungs- und Instandsetzungsarbeiten im Schloß Ludwigsburg von der Nachkriegszeit bis heute

Von Paul Krüger

Die imposante barocke Schloßanlage von Ludwigsburg hat in Kunstkreisen Klang und Namen. Durch die Zerstörung vieler Schlösser im letzten Weltkrieg ist Schloß Ludwigsburg eines der wenigen erhalten gebliebenen dieser Art und Größe und damit weit in den Vordergrund gerückt. Es hat diesen verhältnismäßig gut und ohne große Schäden überstanden. Schloß

Ludwigsburg ist nicht nur das größte und wertvollste Baudenkmal von Baden-Württemberg, sondern des süddeutschen Raumes überhaupt.

Die hohen Besucherzahlen des Schloßmuseums sind der augenscheinliche Niederschlag dieser Tatsache. Die Publizität ist nicht zuletzt auch den Ludwigsburger Schloßkonzerten mit seinen alljährlich im Schloß stattfindenden Festlichen Sommerspielen sowie der große Besuchermassen anziehenden Gartenschau „Blühendes Barock“ zu verdanken.

Das Schloß ist im Besitz des Landes Baden-Württemberg. Die Verwaltung, Unterhaltung, Betreuung und Pflege der umfangreichen Schloßanlage obliegt dem Staatlichen Hochbauamt Ludwigsburg.

Es sind jährlich beträchtliche Mittel erforderlich, um den gesamten Gebäudekomplex zu unterhalten. Das staatliche Amt für Denkmalpflege und das Württembergische Landesmuseum Stuttgart wirken bei den denkmalpflegerischen und kunsthistorischen Belangen beratend mit. Damit ist eine im Sinne der Denkmal- und Kunstpflege einwandfreie Durchführung der entsprechenden Arbeiten gewährleistet.

In den Jahren 1952 und 1953 wurde unter der Leitung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart das Schloßmuseum aus den Beständen des ehemaligen Krongutes stark bereichert. Diese wurden in früheren Jahren weitgehend nach Stuttgart verbracht und sind nun wieder an ihrem angestammten Platz. Das Schloßmuseum Ludwigsburg kann sich rühmen, als bestausgestattetes historisches Museum zu gelten.

In groben Umrissen sollen die wesentlichen Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten aufgeführt werden. In der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit konnte kaum das Allernotwendigste durchgeführt werden. Es galt daher zuerst, die vielen Dächer in Ordnung zu bringen. Ein beträchtlicher Teil der unzähligen Steinbildwerke auf den Balustraden, Attiken usw. mußte instandgesetzt und teilweise originalgetreu nachgebildet und erneuert werden. Die Südfassade des Neuen Hauptbaues wurde instandgesetzt und der Schloßgarten für die Jubiläumsgartenschau „Blühendes Barock“ umgestaltet. Der Festinbau wurde ohne äußerliche Veränderung für Archivzwecke umgebaut. Die Gebäudefassaden des Innenhofes wurden generell instandgesetzt, desgleichen die Schloßwache. Die Galeriesäle unter der Ahnengalerie wurden als Ausstellungsräume ausgebaut. Das Theater wurde zur gelegentlichen Bespielung durchgreifend instandgesetzt und mit einer modernen Beleuchtungsanlage versehen.

Neben diesen Unterhaltungsarbeiten am Äußeren der Gebäude durften auch die Innenräume des Schlosses nicht außer acht gelassen werden. Hier handelt es sich, soweit es Museumsräume betrifft, ausschließlich um Restaurierungsarbeiten. Es wird hierbei angestrebt, weitgehend den ursprünglichen barocken Zustand wiederherzustellen.

Es wurden folgende Restaurierungsarbeiten durchgeführt:

1. Westliche Spiegelgalerie. Durchgeführt 1950 von Restaurator H. Manz, Stuttgart. Die weiß übertünchten Wände mußten in mühsamer Arbeit freigelegt, der sehr reiche Stuck, die Putten usw. ergänzt und

anschließend in den freigelegten barocken Tönen wieder mit Kalkfarbe eingetönt werden. Das Deckenfresko – welches durch große Putzerneruerungen in früheren Jahrzehnten weitgehend zerstört war – mußte nach Vorgang neu gemalt werden. Die Spiegel in den Wandfeldern, welche unter Herzog Karl Eugen für das Opernhaus in den Oberen Anlagen benötigt und daher im Schloß entfernt wurden, wurden erneuert. Die fehlenden Girandolen auf den Wandkonsolen mußten nach vorhandenen Girandolen originalgetreu nachgebildet und aufgestellt werden. Im Sinne der heutigen Zeit wurden sie, wie auch die prachtvollen Kronleuchter, elektrifiziert. (Abb. 1.)



Abb. 1
Schloß Ludwigsburg, Westliche Spiegelgalerie

2. *Östliche Spiegelgalerie*. Durchgeführt 1951 von Restaurator H. Manz, Stuttgart. Die Durchführung der Restaurierungsarbeiten dieser noch reicheren Galerie war denen der Westlichen Spiegelgalerie ganz ähnlich. Hier war allerdings das Deckenfresko noch gut erhalten. Die früheren Spiegel in den Wandfeldern wurden bewußt nicht ersetzt, um die als Ersatz hierfür gemalten sehr schönen Architekturbilder wirken zu lassen.

3. *Spielpavillon*. Durchgeführt 1952 von Restaurator H. Manz, Stuttgart. Auch hier mußten die weiß übertünchten Wände freigelegt und in den barocken Farben eingetönt werden. Die fehlenden Spiegel wurden im früheren Sinne eingesetzt und die Wandleuchten ergänzt und mit Kerzen bestückt.

4. *Spiegelzimmer*. Durchgeführt 1953 von Restaurator H. Manz, Stuttgart. Die sehr stark zerrissenen Wände, der Stuck, die Decken und teilweise blinden Spiegel, sowie die Vergoldungen mußten erneuert werden. Die Wände erhielten die urkundlich nachgewiesene, ursprüngliche weiße Farbgebung. An der Lambri im vorderen Teil wurden die alten Farben freigelegt. Leider fehlen auf den 141 Blattkonsolen die Callotfiguren aus gebranntem Ton, die dem Raum eine kaum vorstellbare Steigerung geben würden.

5. *Treppenhaus im Alten Hauptbau*. Durchgeführt 1953 von Restaurator H. Manz, Stuttgart. Die Wiederherstellung des barocken Zustandes des Treppenhauses war ein jahrzehntelanger Wunsch, der 1953 verwirklicht werden konnte. Die Wände in der Halle im Erdgeschoß erhielten die alten Töne. Die schön kassettierte Decke wurde freigelegt, in den alten Farben eingetönt und mit einem entsprechenden Leuchter versehen. Die Halle im I. Stock mit dem offenen Kamin nach Vorgang erneuert, die Decke mit dem Deckenfresko, den Wappenfeldern und den Stuck-Draperien freigelegt und ebenfalls eingetönt. Die in den Treppenläufen zum II. Stock übertünchten Wandfresken wurden in mühseliger und langwieriger Arbeit freigelegt und ausgebessert. Leider wurde das frühere Deckenfresko durch Einziehen einer neuen Decke – vermutlich unter König Friedrich – zerstört. Sehr interessant ist die illusionistische Fortführung der Treppe an der oberen Wand des ersten Treppenlaufes (Abb. 2).

6. *Vorraum zum Ordenssaal*. Durchgeführt 1953 von Restaurator H. Manz, Stuttgart. Nachdem in den 30er Jahren der Ordenssaal in seinen ursprünglichen barocken Zustand versetzt wurde, mußte auch der noch weiß übertünchte Vorraum die alten barocken Farben erhalten. Damit ist die stilistische Einheit wiederhergestellt.

7. *Jagdpavillon – Marmorsaletta* –. Durchgeführt 1954 von Kunstmalers Regner, Ludwigsburg. Die seit der Erbauung des Schlosses am wenigsten veränderten und daher heute noch farbenprächtigsten Räume befinden sich im Jagdpavillon. In der Marmorsaletta wurden die stark ausgemagerten Stuckmarmorwände aufpoliert, die stark beschädigten Vergoldungen erneuert und ergänzt sowie die reich stukkierete Decke und das



Abb. 2
Schloß Ludwigsburg, Treppenhaus im Alten Hauptbau

Deckenbild restauriert. Das Schreiner- oder Boiserienkabinett wurde ebenfalls durchgreifend restauriert und die Wände aufpoliert.

8. Deckenfresken in den Räumen des Alten Hauptbaues. Durchgeführt 1953 von H. Manz, Stuttgart. Die barocken Deckenfresken des Augsburgers Malers Joh. J. v. Steinfels in den Räumen des Alten Hauptbaues wurden unter König Friedrich weiß übertüncht und in der Folgezeit unter König Karl wieder freigelegt. Sie wiesen jedoch noch einen starken Schleier auf. 1953 wurden sie daher erneut in langwieriger und sorgsamer Arbeit gereinigt und sind nun in Umrissen und Farbenpracht wieder klar und eindrucksvoll.

9. Nordöstliches Kabinett im Spielpavillon. Durchgeführt 1959 von Kunstmaler W. Regner, Ludwigsburg. Die in ihrer Art einmaligen Wandbemalungen der Spiel-Kabinette im Spielpavillon sind stark verblichen und die einzelnen Bilder und Szenen kaum noch zu erkennen. Um die Malerei noch zu retten, mußte zunächst das nordöstliche Kabinett dringend restauriert werden. Mit viel Liebe, Mühe und großem Einfühlungsvermögen hat der Restaurator diese Arbeit glänzend gelöst.

10. Fensternischen in den Räumen des Alten Hauptbaues. Durchgeführt 1956–1964 von Kunstbildhauer Walter Sack, Ludwigsburg. Sämtliche Fensternischen in den Räumen des Alten Hauptbaues waren ursprünglich mit reichen Stuckornamenten versehen. König Friedrich ließ diese wegschlagen und die Flächen glatt überscheiben. In liebevoller, mühsamer und langwieriger Arbeit konnten die früheren Umrisse wieder freigelegt und dann die Stuckornamente wieder angetragen werden. Die lange Ausführungszeit zeigt die besondere Schwierigkeit dieser Aufgabe, die großes Können verlangte.

11. Aurorazimmer im Alten Hauptbau. Durchgeführt 1962 von Kunstmaler W. Regner, Ludwigsburg. Die Bemalung der Lambris von Colomba konnte wieder freigelegt und anschließend restauriert werden.

12. Attikazimmer im II. Stock des Neuen Hauptbaues. Durchgeführt 1958–1959 von den Restauratoren H. Manz, Stuttgart, und Jos. Steiner, Weiler bei Tübingen. Herzog Karl Eugen ließ sich im Jahre 1758 im II. Stock des Neuen Hauptbaues ein Appartement durch den Oberbaudirektor Philippe de la Guèpière im Rokokostil einrichten.

Bis 1957 waren diese Räume von einer Behörde belegt. Nach ihrer Räumung wurden diese Räume für die Ausstellung „Ludwigsburger Porzellan“ des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart restauriert. Sie zeigen sich nun dem Besucher in ihrer früheren Pracht.

- | | |
|--------------------------|--|
| a) Kommunikationsgalerie | Restaurator H. Manz, Stuttgart; |
| b) 1. Vorzimmer | Restaurator H. Manz, Stuttgart; |
| c) 2. Vorzimmer | Restaurator H. Manz, Stuttgart; |
| d) Assembléezimmer | Restaurator Jos. Steiner, Weiler bei Tübingen; |
| e) Blaues Eckzimmer | Restaurator Jos. Steiner, Weiler bei Tübingen; |
| f) Pekingzimmer | Restaurator Horst Wengerter, Besigheim/Neckar. |
13. Ahnengalerie. Durchgeführt von Restaurator H. Manz, Stutt-

gart. Das Deckenbild wies starke Risse und Wasserschäden auf. Die Risse wurden sorgfältig geschlossen und übermalt. Das gesamte Deckenbild wurde gereinigt und die Stuckmarmorwände aufpoliert. 1963 wurde über dem Hauptgesims eine indirekte Beleuchtung von Hochspannungsröhren angebracht.

14. Auf Betreiben von Professor W. Krämer, dem künstlerischen Leiter der Ludwigsburger Schloßkonzerte, wurde das Schloßtheater restauriert, um es in die Festlichen Sommerspiele einbeziehen zu können. Das Parkett und der 1. Rang wurden mit einer festen Bestuhlung ausgestattet. Für die Künstler wurden Garderobenräume eingebaut. Die Arbeiten erstreckten sich auf die Jahre 1955–1962.

15. Die sogenannten Friedrichszimmer im Neuen Hauptbau. Durchgeführt 1960–1961 von Kunstmaler W. Regner, Ludwigsburg, und Malermeister Krehl, Ludwigsburg. Wände und Decken wurden durchgreifend restauriert, die zerschlissenen Wandbespannungen erneuert. Die Möbelausstattungen sind zur Zeit in Arbeit.

16. Ehemaliges Toilettenzimmer im Neuen Hauptbau. Durchgeführt 1963 von Kunstmaler W. Regner, Ludwigsburg, und Kunstbildhauer W. Sack, Ludwigsburg. Für ein neuerworbenes Ölgemälde von Herzog Eberhard Ludwig (von Pesne) wurde als passender Raum zur Unterbringung dieser Raum festgelegt. Es galt nun dieses Gemälde architektonisch in den Raum einzufügen. Die gewählte Bildwand wurde mit Schnitzereien der im Raum vorhandenen Motive ausgestattet.

17. Registraturzimmer im Neuen Hauptbau. Durchgeführt 1962 von Kunstmaler W. Regner, Ludwigsburg. Die Wandmalereien nach pompejanischen Motiven waren stark vergilbt und verblichen. Sie wurden gereinigt, ergänzt und wieder konserviert, desgleichen das Deckenbild.

18. Konferenzzimmer im Neuen Hauptbau. Durchgeführt 1953 von E. Frank, Tapeziergeschäft und Polstermöbel, Asperg. Die stark zerschlissenen Wandbespannungen einschließlich der reichen Bordüren, die Sitzmöbelbezüge und die Fensterdekorationen wurden originalgetreu erneuert, die Brüstungen nach Vorgang gestrichen und die Profile wieder vergoldet.

19. Vorzimmer im Neuen Hauptbau. Durchgeführt 1952 von E. Frank, Polstermöbel, Asperg. Die wertvollen Stickereien auf den Sitzmöbeln wurden von den zerschlissenen Bezügen sorgsam gelöst, in sich wieder gefestigt und auf einen neuen Bezugstoff appliziert.

20. Marmorsaal. Durchgeführt 1952 von E. Frank, Polstermöbel, Asperg, und W. Regner, Kunstmaler, Ludwigsburg. Die Ofen-Ziervasen wurden gereinigt und neu eingetönt. Die Sitzmöbel erhielten neue Bezüge. Die Stuckmarmorwände wurden aufpoliert.

21. Speisezimmer der Königin. Durchgeführt 1953 von Restaurator H. Manz, Stuttgart. Das Deckenfresko wurde freigelegt und restauriert. Die Stuckmarmorwände aufpoliert, die Möbel teilweise neu vergoldet und die Fensterdekorationen erneuert.

22. Gesellschaftszimmer der Königin. Durchgeführt 1959 von Fa. E. Würch, Polstermöbel, Ludwigsburg. Die zerschlissenen Wandbespannungen wurden durch originalgetreu nachgewobenen Seidendamast ersetzt. Die Brüstungen und Schnitzereien ergänzt und vergoldet.

23. Schlafzimmer der Königin. Durchgeführt 1956 von Fa. E. Frank, Polstermöbel, Asperg. Die zerschlissenen Draperien des Bettes, die Sitzmöbelbezüge und Fensterdekorationen wurden durch originalgetreu nachgewobenen Seidendamast ersetzt.

24. Arbeitszimmer der Königin. Durchgeführt 1955 von Firma E. Frank, Polstermöbel, Asperg. Die Fensterdekorationen wurden erneuert.

25. Toilettenzimmer der Königin. Durchgeführt 1953 von Firma E. Frank, Polstermöbel, Asperg. Die Sitzmöbelbezüge und die Fensterdekorationen wurden erneuert, die Brüstungen gestrichen und die Profilierungen vergoldet.

26. Lesezimmer. Durchgeführt 1956 von Fa. E. Frank, Polstermöbel, Asperg. Die Wandbespannungen und die Fensterdekorationen wurden erneuert. Die Stickereien auf den Sitzmöbeln aufgekurbelt, die Brüstungen gestrichen und die Profilierungen vergoldet.

27. Wohnzimmer. Durchgeführt 1956 von Fa. E. Frank, Polstermöbel, Asperg. Die Wandbespannung und Fensterdekorationen wurden erneuert.

27. Vorzimmer der Königin. Durchgeführt 1952 von Fa. E. Frank, Polstermöbel, Asperg. Die Fensterdekorationen wurden erneuert.

28. Riesenbau. Durchgeführt von Firma E. Würch, Polstermöbel, Ludwigsburg. Sämtliche Fensterdekorationen wurden erneuert und die Sitzmöbel instandgesetzt.

29. Ordenskapelle. Durchgeführt 1960–1962 von Restaurator Jos. Steiner, Weiler bei Tübingen; Fa. E. Würch, Polstermöbel, Ludwigsburg. Die Ordenskapelle wies derart große Schäden auf, daß sie bei den Schloßführungen nicht mehr gezeigt werden konnte. In fast dreijähriger Arbeitszeit wurde sie durchgreifend restauriert.

Das Deckenbild wies viele starke Risse und größere Wasserschäden auf. Der Deckenputz war an großen Teilen hohl, da er sich vom Untergrund gelöst hatte. Die Decke mußte daher zunächst hochgeschraubt, die Risse konisch aufgerissen und mit entsprechendem Putzgefüge wieder geschlossen werden. Die stark beschädigten Stukkaturen wurden ergänzt und das überall auf- und abgeplatzte Blattgold entfernt und neuvergoldet. Die Deckenbilder wurden gereinigt und die Risse in Tempera übermalt. Die unter König Friedrich eingebauten und sehr raumstörenden Emporen wurden entfernt. Der Raum hat dadurch ungeheuer gewonnen und viel bessere Lichtverhältnisse erhalten. Die Tünche an den Wänden wurde entfernt und diese neu eingetönt. Das Ordensgestühl mit dem Thronstuhl, die Kanzel und der Altar sowie die 104 Wappen der Ordensmitglieder wurden ebenfalls von Grund auf restauriert und neu bezogen (Abb. 3).

Über dem Hauptgesims wurde eine indirekte elektrische Beleuchtung mit Hochspannungsröhren angebracht.

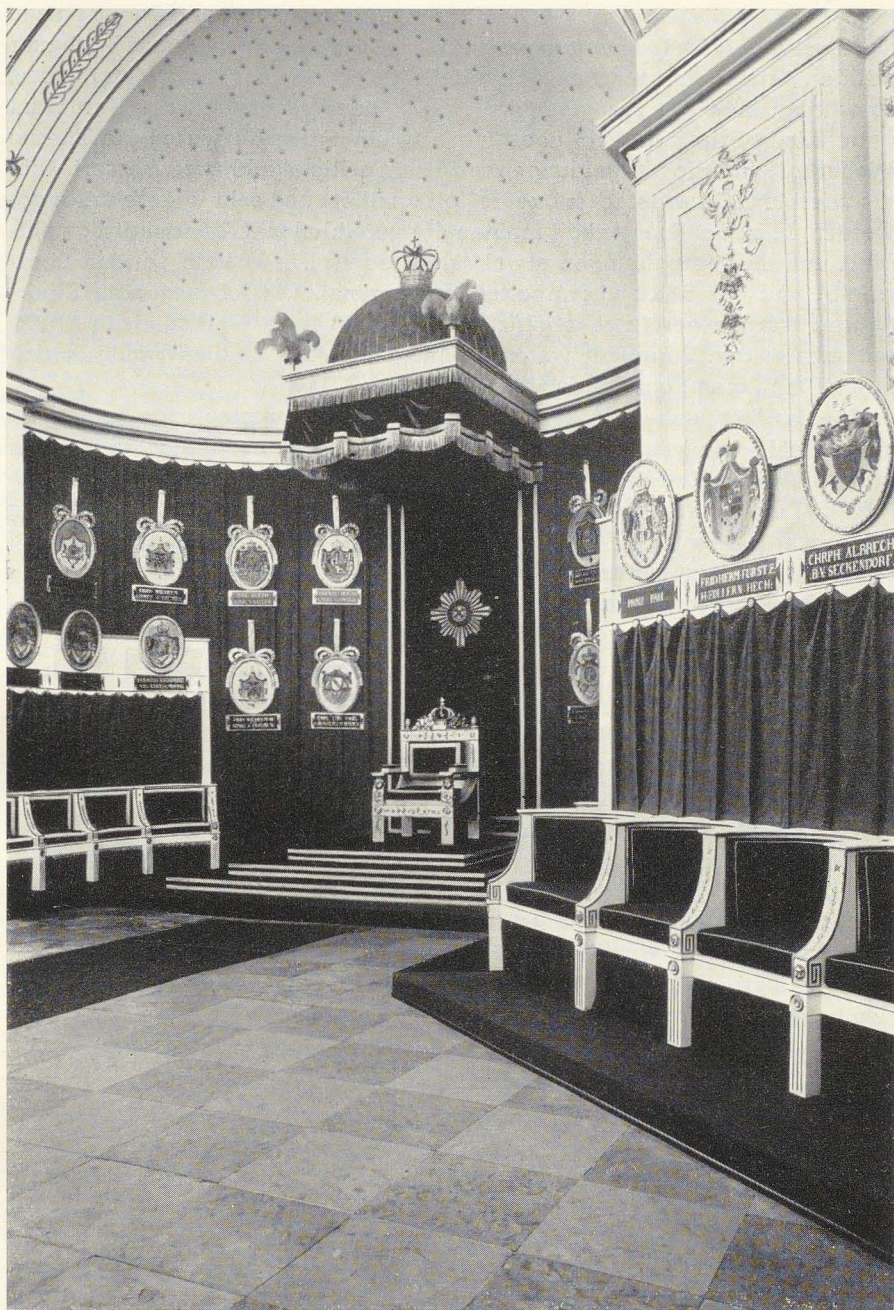


Abb. 3

Schloß Ludwigsburg, Ordenskapelle

30. Treppenhaus der Königin im Neuen Hauptbau. Durchgeführt 1962–1963 von Restaurator Jos. Steiner, Weiler, und Bildhauer Schiller, Krumbach/Schwaben. Wie sämtliche Räume des Neuen Hauptbaues, so wurden auch die Treppenhäuser, die Wandelgänge und der Gardesaal unter König Friedrich weiß übertüncht. In der Folgezeit wurde die Tünche wiederholt und die Vergoldungen mit Kompositionsgold ausgebessert. Dieses unechte Gold war nach kürzerer Zeit oxydiert und sehr unansehnlich geworden. In mühseliger Arbeit mußten die verschiedenen Tüncheträger entfernt und die Vergoldungen abgelaugt werden. Die Wände wurden überschleibt und der Stuck überarbeitet und ergänzt. Die lebensgroßen Stuckfiguren wurden gereinigt, ergänzt und ausgebessert. Nachdem die Stuckornamente usw. vergoldet waren, konnten zum Schluß die Wände in den alten Tönen eingetönt werden.

Die das Treppenhaus nach oben begrenzende ringsumlaufende Balustrade mit den sehr fein geschnitzten Rokoko-Docken wurde ebenfalls vollkommen abgelaugt, anschließend mit Kreidegrund versehen, nach alter Manier poliert und die Schnitzereien vergoldet. Die unter König Friedrich veränderte Decke wurde bewußt in Weiß gehalten, um den Stilwechsel möglichst wenig augenscheinlich zu machen. Die von Holz geschnitzten Putten auf den Treppenläufen wurden wie die Baluster-Docken behandelt. Die diese bekrönen den Kolbenleuchten wurden instandgesetzt und mit Kerzen bestückt.

31. Östlicher Wandelgang im Neuen Hauptbau. Durchgeführt 1963 von Restaurator Jos. Steiner, Weiler bei Tübingen. Im Anschluß an das Treppenhaus wurde der dieses fortsetzende Wandelgang in der gleichen Art restauriert und über dem Hauptgesims eine elektrische Beleuchtung (Neonröhren) angebracht.

32. Gardesaal. Durchgeführt 1963 von Restaurator Jos. Steiner, Weiler bei Tübingen. Zwangsläufig mußte als Fortsetzung des Treppenhauses und des Wandelganges nun auch der Gardesaal dringend restauriert werden. Die Arbeiten waren entsprechend den vorgenannten Räumen. Die freien Wandfelder wurden mit Spiegeln versehen und damit die Raumwirkung stark gesteigert. Die an sich fremden Wappentiere (Hirsche) wurden belassen und entsprechend neutral eingetönt.

33. Treppenhaus des Königs. Durchgeführt 1963–1964 von Restaurator Jos. Steiner, Weiler bei Tübingen.

34. Westlicher Wandelgang. Durchgeführt 1963–1964 von Restaurator Jos. Steiner, Weiler bei Tübingen. Diese werden zur Zeit im gleichen Sinne wie die unter Ziffer 30–32 genannten Räume durchgreifend restauriert.

35. Museumsausstattungen. Diese werden laufend in den eigenen Werkstätten instandgesetzt und restauriert.

Wenn auch schon sehr viel zur Instandhaltung des Schlosses mit seiner reichen Ausstattung getan wurde, so bleibt noch ungeheuer viel zu tun, um alles auf den gewünschten und dringend erforderlichen Erhaltungszustand zu bringen. Man darf nur hoffen, daß die hierfür erforderlichen Mittel weiterhin zur Verfügung gestellt werden können.

Hinweise auf neue Bücher

Der Verlag Stüder, Neuwied, gibt eine „Burgenreihe“ heraus, in der als Band 4 auch ein Bändchen „Burgen und Schlösser am Neckar“ von Dankwart Leistikow erschienen ist. Das Buch ist keine wissenschaftliche Arbeit, will es auch gar nicht sein, sondern es ist ein kleiner volkstümlicher Führer zu den Burgen am Neckar von Rottweil bis Mannheim. Die historischen und kunstgeschichtlichen Daten sind nur kurz gehalten, aber z. T. durch recht gute Fotos ergänzt und veranschaulicht. Eine Übersicht über Landschaft und Geschichte des Neckarlandes und Geschichte des Burgen- und Schlösserbaues am Neckar sowie eine besondere Einführung in Bauweise und Wehrformen mittelalterlicher Burgen sind vorgefügt, so daß dem Burgenwanderer hinreichende Hilfen zu einer schnellen Orientierung gegeben sind. Aus unserem Kreis sind genannt: Remseck, Hochberg, Schloß Ludwigsburg, Favoriteschloß, Monrepos, Hohenasperg, Hoheneck, Harteneck, Beihingen, Geisingen, Kleiningersheim und Besigheim.

*

Wer sich einmal an Hand von Quellen ein wenig in die Landesgeschichte einarbeiten möchte, der greife zu dem Büchlein „Quellen zur Geschichte von Baden-Württemberg“, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Kollnig und Gymnasialprofessor Dr. Gerd Wunder unter Mitarbeit von Studienrat Dr. Otto Borst (Diesterweg, Frankfurt a. M.). Es ist ein würdiger Nachfolger der „Ausgewählten Urkunden zur Geschichte Württembergs“ von Eugen Schneider, allerdings einem weiteren Kreise zugänglich, da auch die älteren Texte sprachlich dem heutigen Verständnis angeglichen sind. Deshalb ist das Büchlein sogar für die Hand des reiferen Schülers geeignet, während es für den Lehrer geradezu unentbehrlich ist. Bei der Auswahl gingen die Herausgeber von der Frage aus, „welche besonderen Faktoren die geschichtliche Entwicklung im süddeutschen Raum bestimmt haben und wie die allgemeine deutsche Geschichte in der Landesgeschichte deutlich wird“, wie es im Vorwort heißt.

Für die Kreisgeschichte von besonderer Bedeutung sind beispielsweise die „Schenkung der Hiltzburg in Runingenburg“ (wegen Bönningheim), die „Schlacht bei Seckenheim“ (wegen Marbach) und eine Briefstelle Leopold Mozarts über Ludwigsburg.

*

Ganz besonders aber ist hinzuweisen auf die beiden neuen Bände der „Lebensbilder aus Schwaben und Franken“, herausgegeben von Staatsarchivdirektor Professor D. Dr. Max Miller und Oberstaatsarchivrat Dr. Robert Uhlend, erschienen im Verlag Kohlhammer, Stuttgart.

Band VIII (1962) bringt die Lebensbilder von fünf Männern, die mit der Geschichte von Stadt und Kreis Ludwigsburg verbunden sind.

Friedrich Graf von Stadion, Kurmainzischer Minister, erwarb 1772 einen Anteil an der Herrschaft in Bönningheim und ließ sich sogar 1765 dort für zwei Jahre nieder. Der Lebensbericht stammt aus der Feder der Freiin von Koenig-Warthausen.

Prälat Johann Gottfried Pahl, dessen Lebensbild Hermann Strenger schrieb, war um das Jahr 1808 der Mittelpunkt der „Marbacher Abende“, zu denen sich eine Reihe interessanter Zeitgenossen in der „Rose“ zusammenfanden.

Alfred Quellmalz berichtet über D. Dr. Christoph Ulrich Hahn, Diakonus in Bönningheim, Begründer des Württembergischen Roten Kreuzes.

Der Mitherausgeber Robert Uhland zeichnet das „Urbild eines schwäbischen Unternehmers“, nämlich des Gründers der Stotz-AG. in Kornwestheim, Albert Stotz.

Schließlich bringt der Band VIII noch das Lebensbild des „Pioniers der Teerfarbenherstellung“ Rudolf Knosp aus der Feder von Gustav Jacob. Knosp ist 1820 in Ludwigsburg als Sohn eines Kammerdieners geboren und hier auch aufgewachsen.

Weiteren Ludwigsburgern begegnen wir in Band IX (1963). Es sind dies:

Magister Thomas Wizenmann, geboren in Ludwigsburg als Sohn eines Gefangenenaufsehers, mit 28 Jahren schon als Philosophieprofessor in Duisburg verstorben. Sein Lebensbild schrieb Pfarrer Walter Hagen, der auch im selben Bande ein Bild unseres im Ludwigsburger Oberamtsgebäude geborenen Justinus Kerner zeichnet.

Rudolf Lohbauer, Redakteur und später Professor der Militärwissenschaft, geboren in Ludwigsburg 1802, ist der Gegenstand einer kleinen Biographie aus der Feder Karl Walters, während David Sandel das Leben Georg David Hardeggs, geboren 1812 als Sohn des Hirschwirts zu Egolsheim, beschreibt. H. war Mitverschworener von Koseritz 1832/1833, fand später zum Pietismus und gründete mit Hoffmann zusammen die „Deutsche Tempelgesellschaft“ und dann die deutsche Siedlung in Haifa.

So ist unser Kreis durch die beschriebenen Persönlichkeiten, aber auch durch Walter Hagen und Karl Walter als Autoren in diesen Bänden bestens vertreten.

Gaese

Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg

erschienen in Hie gut Württemberg, Beilage der Ludwigsburger Kreiszeitung,
Jahrgang 13, 1962, 57 bis Jahrgang 15, 1964, 8.

Fortsetzung von dem Verzeichnis in Ludw. Gesch. Bl. 15, 1963, 157-161.

Zusammengestellt von Oscar Paret

I. DER KREIS LUDWIGSBURG (ohne Stadt Ludwigsburg)

3. Mittelalter

- Conrad, Otto:** Der altwürttembergische Landgraben aus dem 15. Jahrhundert. Ein schwäbischer Limes vom Bottwartal zum Heuchelberg. 15, 1964, 1 f.
- Greiner, Siegfried:** Hirsauer Aebte aus dem Kreis Ludwigsburg. 14, 1963, 36 f.
- Kiefner, Theodor:** Die kirchlichen Grenzen des Zabergäus im Mittelalter. 14, 1963, 16.
- Wiedermann, F.:** Von Pflughäusern und Klosterhöfen. 14, 1963, 11 f.
- Müller, Willi:** Kund und zu wissen . . . Von örtlichen Kommunikationsmitteln einst und jetzt. 15, 1964, 6 f.

4. Neuere Zeit

- Akermann, Manfred:** Linden für den Park des Solitude-Schlusses. 14, 1963, 18.
- Bolay, Theodor:** Die Landschaft um Ludwigsburg. Aus „Handbuch für Reisende“ von Pfarrer Karl Jäger, Bürg Kr. Heilbronn vom Jahr 1824. 14, 1963, 11 f.
- Munz, Eugen:** Marbach und Ludwigsburg im Streit um Benningen. 14, 1963, 38, 45-47.

5. Bau- und Kunstgeschichte

- Wiedermann, F.:** Die Handschrift der Spätgotik. Netzgewölbe in Kirchen des Kreises Ludwigsburg. 14, 1963, 4 f.
- Stadtburgen und Steinhäuser. 14, 1963, 23 f.

6. Personen

- Burkhardt, Felix:** Johann Friedrich Flattich zum 250. Geburtstag. 14, 1963, 26 f.

7. Handel und Verkehr

Müller, Willi: Spätmittelalterliches Geleitswesen auf den Straßen im Bereich des Kreises Ludwigsburg. 14, 1963, 1 f.; 9–11.

Spiegler, Otto: Das Maß- und Gewichtswesen in Württemberg. 14, 1963, 13 f.

10. Volkskunde

Burkhardt, Felix: Segensprecherin mußte ins Ludwigsburger Zuchthaus. 13, 1962, 63 f.; 14, 1963, 15 f.

Hampp, Irmgard: „Wachet auf ihr lieben Christen . . .“ Weihnachts- und Neujahrsgebräuche im Kreis Ludwigsburg aus der Zeit vor 100 Jahren. 13, 1962, 57 f.

11. Verschiedenes

Neuffer, Hermann: Die Alten sollen bedacht sein. Ein Beitrag zum Erbrecht vor 400 Jahren. 13, 1962, 62.

12. Gleich jenseits der Kreisgrenze

Conrad, Otto: Der Pfahlhof beim Wunnenstein (Gem. Neckarwestheim Kreis Heilbronn). Ein siedlungsgeschichtlicher Beitrag aus dem 18. Jahrhundert. 14, 1963, 32; 39 f.

II. Stadt Ludwigsburg

1. Allgemeine Geschichte

Autenrieth, Hans Friedrich: Das Königliche Leibgehäge von Ludwigsburg vor 150 Jahren. 14, 1963, 19.

Müller, Anton: Die Entstehung der Ludwigsburger Stadtmarkung. 13, 1962, 61 f.; 14, 1963, 7.

— Alte Ludwigsburger Straßennamen. 14, 1963, 44.

7. Personen

Autenrieth, Hans Friedrich: Kronprinzessin Charlotte wurde Kaiserin in Wien. 14, 1963, 14.

Walter, Karl: Rudolf Lohbauer – ein Freund Mörikes. Ein Ludwigsburger als eidgenössischer Generalstabs-Oberinstruktor. 14, 1963, 29 f.

Krämer, Wilhelm: Schubart und Ludwigsburg. Zunächst eine begehrte Persönlichkeit – dann des Landes verwiesen. 14, 1963, 41–43.

Weber, Walter: Herzogin Wera von Württemberg. Dem Gedenken einer unvergessenen Wohltäterin im Lande. 14, 1963, 22.

Bachteler, Kurt: Als Casanova in Ludwigsburg war. 14, 1963, 45.

8. Vororte

Kiefner, Hermann: Hoheneck – alt und neu. 14, 1963, 3 f.

III. Die Kreisorte (ohne Ludwigsburg)

Aldingen

- Murr, H. M.:** Die Herrschaft derer von Kaltental zu Aldingen. I Das Lehengut zu Aldingen. 14, 1963, 30 f.
— Der Rittmeister und seine Gefangene. 15, 1964, 7 f.

Erdmannhausen

- Müller, Willi:** Zur Geschichte des Rathauses von Erdmannhausen. 14, 1963, 33–36.
— Geschichte und Geschichten der Flur Laiserle am Lemberg. 14, 1963, 47 f.

Freudental

- Scharfe, Martin:** Schwäbisch-jüdische Dorfgemeinschaft. Ein Beitrag zur Geschichte Freudentals. 14, 1963, 20 f.; 27–29.

Großbottwar

- Neuffer, Hermann:** Der Großbottwarer Flurname Handzwelen. 13, 1962, 59.
— General Freiherr Alexander von Buwinghausen. Ein berühmter Großbottwarer Bürger. 14, 1963, 15.
— Ein Großbottwarer Hexenprozeß im Jahre 1532. 15, 1964, 3.

Großsachsenheim

- Bachteler, Kurt:** Forstmeister Schott von Schottenstein. Ein bedeutender Sachsenheimer. 14, 1963, 7 f.

Hochberg

- Streng, W.:** Streit um den Hochberger Salzverschluß. 13, 1962, 63.
— Ein Gulden ruiniert die Gemeinde. Steuersorgen in Hochberg 1759. 14, 1963, 8.
— Hochberg-Hochdorf im Dreißigjährigen Krieg. 14, 1963, 22 f.

Marbach

- Otto, Markus:** Wandgemälde in der Alexanderkirche zu Marbach. 15, 1964, 4 f.

Mundelsheim

- Paret, Oscar:** Der römische Bronzedeckel von Mundelsheim. Zu seiner Auffindung vor 25 Jahren. 13, 1962, 60.

Pleidelsheim

- Pfeiffer, Daniel:** Mehr als 150 Jahre Pleidelsheimer Feuerwehr. 14, 1963, 39, 43 f.

Schwieberdingen

- Müller, Willi:** Die Totenkrone auf der Perücke. Ein bemerkenswerter Fund in der Schwieberdinger Kirche. 14, 1963, 17 f.; 25 f.

Steinheim an der Murr

- Kopf:** Das Tagebuch der Nonnen von Steinheim (Schluß). 13, 1962, 59.

Tamm

- Schumann, Georg:** Vom Fißlerhof in Tamm. Eine bewegte Familiengeschichte. 14, 1963, 31.

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes

Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Bollacher, Ludwigsburg, Robert-Franck-Allee 12
Apotheker Markus Otto, Bissingen/Enz, Enz-Apotheke
Frau Elisabeth Zipperlen, Bönnigheim, Goethestraße 6
Rektor Otto Conrad, Ludwigsburg-Ofweil, Mühlhäuser Straße 40
Rektor Theodor Bolay, Asperg, Panoramastraße 71
Prof. Dr. Oscar Paret, Ludwigsburg, Moserstraße 22
Pfarrer i. R. Walter Hagen, Ludwigsburg, Moserstraße 7
Fräulein Dr. Ilse Manke, Leiterin des Heimatmuseums, Ludwigsburg, Brenzstraße 21
Pfarrer Robert Simen, Erdmannhausen, Ev. Pfarramt
Reg.-Bauamtmann Paul Krüger, Ludwigsburg, Staatl. Hochbauamt, Schloßverwaltung
Studiendirektor Heinrich Gaese, Ludwigsburg, Hoferstraße 27

Nachweis der Abbildungen

Bollacher, Die obrigkeitlichen Verhältnisse . . .

1. Gustav Wais, Alt-Stuttgarts Bauten im Bild, Stuttgart 1951, S. 161,
2. Bilderatlas zur Württembergischen Geschichte, Eßlingen 1913, S. 61
3. Matthäus Merian, Schwaben 1643, Franckfurt am Mayn 1643, S. 72
4. Kiesersches Forstlagerbuch, Fot.: Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Otto, Nachreformatorische Gemälde . . .

Sämtliche Aufnahmen und Grundrißzeichnungen von Markus Otto

Zipperlen, Auf den Spuren . . .

- 1.-3. Foto Richter-Bönnigheim
4. Stadtarchiv Stuttgart
5. Foto-Bader, Großsachsenheim
Vignette (Der Georgsbrunnen, Federzeichnung): Original im Landesamt für
Denkmalpflege

Conrad, Der Pfahlhof

1. und 3. Aufn. Conrad
2. Landesbildstelle

Paret, Ein Bauzauber

Abb. besorgt von Prof. Paret

Bolay, Auswanderung . . .

Beide Aufnahmen Röckle, Ludwigsburg

Gaese, Mörike

1. Zur Verfügung gestellt von Herrn Pfarrer Walter Hagen, Aufn. unbekannt

2.-4. Leihgaben des Heimatmuseums Ludwigsburg im Schiller-Nationalmuseum
Marbach a. N., Fot.: Schillernationalmuseum

Manke, Stadtpläne

Heimatmuseum Ludwigsburg

Paret, Neue vorgeschichtliche Funde . . .

Alle Abbildungen Staatl. Amt für Denkmalpflege

Bolay, Michaelskirche

Sämtliche Aufnahmen Theodor Bolay

Simen, Johanneskirche

1. Foto Müller, Stuttgart

2. Röckle, Ludwigsburg

Krüger, Schloß Ludwigsburg

1. und 2. Windstoßer, Stuttgart

3. Röckle, Ludwigsburg

Alle Aufnahmen aus dem Bestand des Hochbauamtes, Schloßverwaltung